DÄMON HIMALAYA

Bericht der Internationalen Karakoram-Expedition 1934

Unter Mitarbeit von Gustav Diessl, Hettie Dyhrenfurth, Hans Ertl, André Roch und Dr. Hans Winzeler herausgegeben von

PROF. DR. GÜNTER O. DYHRENFURTH

BENNO SCHWABE & CO · VERLAG BASEL

The Henry S. Hall Jr.
American Alpine Club Library
710 10th St., Suite 15
Golden, CO 80401 U.S.A.
303-384-0112

Mit 35 Vollbildern, 88 halbseitigen Bildern,
einer Kammverlauf-Karte des Baltoro-Gebietes 1:175000,
3 Karten-Skizzen und 3 Zeichnungen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1935 by Benno Schwabe & Co., Basel
Schweighauserische Buchdruckerei, Basel
Printed in Switzerland

VORWORT

Von *Günter Oskar Dyhrenfurth*

Als wir im Herbst 1934 von unserer großen Karakoram-Fahrt heimkehrten, da wollte ich eigentlich nur ein «Bilderbuch» mit etwas ausführlich gehaltenen Erläuterungen herausgeben. Denn die Fertigstellung des Himalaya-*Films* nahm zunächst meine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch, so daß ich einfach nicht die Möglichkeit zu irgend einer schriftstellerischen Tätigkeit hatte. Außerdem wollte ich, «dem Zuge der Zeit folgend», das Buch so billig wie irgend möglich halten und dabei dem geschäftlich bewährten Grundsatz folgen: Viel Bilder und wenig Text!

Im darauffolgenden Winter und im Frühjahr 1935 hatte ich aber *so* wenig Zeit, daß mein armer Verleger ganz vergebens wartete – nicht einmal das «Bilderbuch» wurde fertig. Erst im Sommer 1935 kam ich etwas zur Besinnung, und als ich mich nun an den Schreibtisch setzte, da zeigte sich wieder einmal, daß jedes Werk seine Eigengesetzlichkeit hat. Es war einfach nicht möglich, die Schilderung der Internationalen Himalaya-Expedition 1934 und des Baltoro-Gebietes auf eine bloße Bilder-Beschriftung zu beschränken. Am liebsten hätte ich jetzt sogar wieder ein richtiges dickes Buch geschrieben, ähnlich wie «*Himalaya.* Unsere Expedition 1930» (Verlag Scherl, Berlin, 1931). An Stoff fehlte es nicht, obwohl diesmal die wissenschaftlichen Beobachtungen leider stark in den Hintergrund gedrängt waren (vgl. S. 82 unten). Ich stehe zwar auch hier nicht mit ganz leeren Händen da, doch können die wissenschaftlichen Ergebnisse erst später und an anderer Stelle publiziert werden.

Auf einen eigenen wissenschaftlichen Teil habe ich also diesmal bewußt verzichtet und beschränke mich darauf, einige sachlich unentbehrliche Zusammenstellungen in ein paar kurzen Anhangs-Kapiteln zu geben. Der Fahrtbericht selbst ist zwar stark zusammengedrängt, bringt aber jetzt den Verlauf der «I.H.E. 1934» wenigstens in großen Zügen. Die Abbildungen sind – mit ganz wenigen und nicht sehr wesentlichen Ausnahmen – in der richtigen Reihenfolge zusammengestellt und geben dadurch mit ihrer Beschriftung ebenfalls die Geschichte des Unternehmens in abgekürzter Form. Auf ein eigenes Bilder-Verzeichnis glaubten wir deshalb verzichten zu können. Auch von einem Index haben wir abgesehen, um jede irgendwie entbehrliche Belastung des Buches zu vermeiden.

Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die wirklich einzigartigen *Hauptgipfel* des Baltoro-Gebietes gründlich und vielseitig zur Darstellung zu bringen. Mein aufrichtiger herzlicher Dank gebührt dem noch immer unübertroffenen Großmeister der Hochgebirgs-Photographie Herrn *Vittorio Sella*, der einige seiner herrlichen Aufnahmen und das berühmte Panorama C von der Karakoram-Expedition 1909 (Herzog der Abruzzen) bereitwillig zur Verfügung stellte.

Unentbehrlich zum Verständnis des Ganzen sind die Karten. Die kleine Skizze «*Indien und der Himalaya*» soll nur die Lage unseres diesmaligen Arbeitsgebietes im Großen veranschaulichen. Die Routenskizze von «*Kashmir*» zeigt übersichtlich den ganzen Reiseweg der Expedition in Kashmir, Baltistan und Ladakh. Besondere Sorgfalt wurde auf die große «*Kammverlauf-Skizze des Baltoro-Gebietes*»[1] verwandt, die bei Text und Bildern immer wieder zu Rate zu ziehen ist. Dankbar gedenke ich hier der gewaltigen Arbeit, die von den italienischen Karakoram-Expeditionen geleistet worden ist, insbesondere der Karten von *Negrotto* und Prof. *Desio*.

Sechs Verfasser für *ein* Buch, das kein bloßes Sammelwerk, sondern ein Ganzes sein soll, bedeuten eine gewisse Schwierigkeit. In der Verschiedenheit unserer Ausdrucksformen mag mancher eine Schwäche sehen, mancher vielleicht gerade einen Reiz.

[1] Ein kleiner Fehler sei hier berichtigt: Während des Drucks habe ich festgestellt, daß die (von einem Probedruck der neuen *Desio*-Karte übernommene) Höhe von 7003 m für Gasherbrum VI ein offenbares Versehen ist. In Wahrheit ist Gasherbrum VI 7190 m hoch, wie bereits auf der Karte von *Negrotto* (Herzog der Abruzzen) richtig angegeben ist. Diese Korrektur bezieht sich auch auf Abb. 53 und 75.

Ferner könnte die Beschriftung von Abb. 40 Anlaß zu einem Mißverständnis geben: «Der von links einmündende Seitengletscher» ist der große namenlose Gletscher südsüdwestlich von unserem Lager 2, also die *zweite* Gletscherbucht westlich des Mitre Peak (vgl. Abb. 31 und 40, die Baltoro-Karte und das Panorama auf deren Rückseite).

INHALT

Vorwort V
1. «Dämon Himalaya». Günter O. Dyhrenfurth 1
2. Vorbereitungen. Hettie Dyhrenfurth 5
3. Ausreise. Günter O. Dyhrenfurth 9
4. Passendes und Unpassendes aus Srinagar. Hettie Dyhrenfurth und Gustav Diessl 13
5. Von Srinagar bis Kargil. Günter O. Dyhrenfurth 16
6. Als Nachhut in Baltistan. Hans Ertl 18
7. Von Skardu nach Askole. Hettie Dyhrenfurth 21
8. Von Askole nach Rodokas. Günter O. Dyhrenfurth 25
9. Rodokas. Hettie Dyhrenfurth 27
10. Von Rodokas zum Standlager. Günter O. Dyhrenfurth 31
11. Warten! Hettie Dyhrenfurth 33
12. Am Sporn des Hidden Peak. Hans Ertl 36
13. Auf Erkundung. Günter O. Dyhrenfurth 37
14. Der Stellungskrieg um den Conway-Sattel. Hettie Dyhrenfurth und Hans Ertl 40
15. Im Kampf um Queen Mary Peak. Günter O. Dyhrenfurth 48
16. Schneesturm. Günter O. Dyhrenfurth 52
17. Golden Throne. André Roch 55
18. Wieder auf Conway. Hettie Dyhrenfurth 58
19. Abschied vom Baltoro. Günter O. Dyhrenfurth 59
20. Queen Mary Peak-Hauptgipfel. Hans Ertl 61
21. Unser Rückmarsch. Hettie Dyhrenfurth 66
22. Vom Filmen. Gustav Diessl 74
23. Rückblick. Günter O. Dyhrenfurth 82

ANHANG

Achttausender und Siebentausender. Günter O. Dyhrenfurth 87
Wie hoch ist Queen Mary Peak? Günter O. Dyhrenfurth 91
Der Expeditionsarzt. Dr. Hans Winzeler 96
Ein paar Worte Hindustani und Balti für den Expeditions-Gebrauch. Hettie Dyhrenfurth 103
Fuß-Meter-Tabelle 110

ABBILDUNGEN

Abbildungen Nr. 1—123 111

KARTEN

Indien und der Himalaya · Kashmir. Reiseweg der I.H.E. 1934 · Kammverlauf-Skizze des Baltoro-Gebietes · Panorama von Vittorio Sella

Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe.

1. «DÄMON HIMALAYA»

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Dämon Himalaya! – kein leicht hingeworfener Sensations-Titel, sondern tiefe, tragische Wahrheit, Wahrheit in mehrfachem Sinne:

Dämon Himalaya – für alle Völker Indiens und Hoch-Asiens. Sie alle glauben fest daran, daß auf diesen Riesenbergen die Götter und Dämonen thronen, und wer die Ruhe der Erhabenen zu stören wagt, muß sterben. In Europa spottet es sich leicht über solch «törichten Aberglauben»; aber wer dort gelebt, wer um den Thron der Götter selbst gerungen hat, wer etwas von den tief geheimnisvollen, magischen Kräften Tibets verspürt hat, der denkt anders darüber, der ist hinaus über die platte Weisheit des abendländischen Halbgebildeten (Motto: «Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht»). Ist es nicht seltsam, wie bisher noch jedesmal, manchmal erst in letzter Stunde, der Sieg über einen der «Achttausender» dem europäischen Bergsteiger und Forscher aus der Hand geschlagen wurde? Ich erinnere nur an das Heldenlied des Kampfes um Tschomo Lungma (Mount Everest), Kangchendzönga und Nanga Parbat. Siebentausender – bei guter Organisation und richtiger Stoßkraft – *ja!* Aber Achttausender, die allerhöchsten unter den Bergriesen des Himalaya, die Thronsessel der mächtigsten Gottheiten – bisher *nein!* Jedesmal griff im entscheidenden Augenblick «die Hand des Dämons» dazwischen – oder, abendländisch gesprochen, ein plötzlicher Wetter-Umschlag, Schneesturm, Lawinen, ein alpiner Unfall, ein unglücklicher Zufall, tragisches Schicksal usw. Es gibt verschiedene Ausdrucksweisen für ein und dasselbe.

Dämon Himalaya – auch für die abendländische Menschheit. Nordpol und Südpol sind ihres geheimnisvollen Schleiers beraubt, Ozeanflüge sind zu praktischen Verkehrsfragen geworden. Darum wuchs der Kampf um den Himalaya heraus aus dem engen Kreise der Fach-Gelehrten und Fach-Alpinisten. Dieser

Kampf um die Gipfel der Welt ist selbst zum Dämon geworden! «Nach dem Gesetz, wonach er angetreten», *kann* der faustische Mensch sich dieser dämonischen Aufgabe gar nicht entziehen! Und die Technik, diese wild gewordene Technik, die sich in dauernden Wirtschafts-Katastrophen selber ad absurdum führt, die wie ein Golem den eigenen Herrn und Meister erschlägt – diese vielgepriesene Technik nützt im Kampf um den Himalaya so gut wie nichts. Gott sei es gedankt! Es gibt eben doch noch Gebiete frei von der Gewaltherrschaft der Maschine[1]. Es gibt noch Probleme, die ihrem ganzen Wesen nach *nicht* technisch überlistet werden können, wo es also *nicht* möglich ist, die Hauptarbeit auf die Maschine abzuwälzen, wo nur der ritterliche Kampf gilt, der zu jedem Opfer bereite persönliche Einsatz und vor allem – tief innerliche Bescheidenheit und Ehrfurcht.

Als General *Bruce*, der Leiter der zweiten Everest-Expedition (1922), einem tibetischen Priester den Sinn und die Bedeutung derartiger Unternehmen zu erklären versuchte, da sagte er schlicht: «Es ist eine Wallfahrt.» Diesen wahren und tiefen Vergleich verstand der Tibeter sofort. Wenn wir – «moderne und aufgeklärte Menschen» – unter uns sind, dann pflegen wir das zu bemänteln, dann reden wir lieber von wissenschaftlichen, sportlichen, photographischen und filmischen, nationalen oder internationalen Zielen. Es gibt eben verschiedene Ausdrucksformen für ein und dasselbe.

Wer zum Kampf um die großen Himalaya-Berge antritt, der muß im voraus wissen, daß ganz ungewöhnliche Strapazen, Schwierigkeiten und Gefahren ihn erwarten. Das ist keine Vergnügungsreise, kein bloßes Abenteuer, kein normaler Sport – das ist *Krieg!* Um die Gipfel der Welt starben Kämpfer vieler Nationen. Der Opfertod von vier Deutschen und sechs nepalischen Trägern am Nanga Parbat ist noch in aller Gedächtnis, und doch ist diese große Katastrophe von 1934 nur *ein* Glied in einer langen Kette. Am Mount Everest, Kangchendzönga und Nanga Parbat tun viele tapfere Männer ihren letzten Schlaf. Und doch – es muß sein! ... Dämon Himalaya!

Von 1818 bis 1914 haben etwa 50 Himalaya-Expeditionen mit bergsteigerischen Zielen stattgefunden, also etwa jedes zweite Jahr eine, und die meisten waren Unternehmungen kleinen Ausmaßes, nur aus wenigen Europäern oder Amerikanern bestehend. Von 1920 bis 1934 haben 31 berg-

[1] An dieser Tatsache ändern gelegentliche Himalaya-Flüge nicht das mindeste, auch nicht die berühmten Everest-Flüge der Lady Houston-Expedition 1933. Die Arbeit der englischen Flugzeug-Industrie, die organisatorische und fliegerische Leistung aller Beteiligten, die photographischen und filmischen Ergebnisse in allen Ehren – sie waren ganz hervorragend! Aber wenn man vom Flugplatz Lalbalu (in der indischen Tiefebene) kurz nach 8 Uhr aufsteigt, den Mount Everest überfliegt und um 11 Uhr 25 wieder in Lalbalu landet – hat man in diesen drei Stunden «den Himalaya bezwungen»?! Wenn ich im Flugzeug über den Gipfel des Matterhorns hinweg schwebe, habe ich dann «das Matterhorn bezwungen»? Diese Fragen stellen, heißt sie verneinen. Wer da im Ernste von einer «Bezwingung des Himalaya» reden kann, der hat von diesem ganzen Problem, seinem Ernst und seiner Bedeutung keinen Hauch verspürt!

steigerische Himalaya-Expeditionen stattgefunden, also durchschnittlich zwei im Jahr, und viele davon waren moderne Groß-Expeditionen, mit mehr als acht weißen Teilnehmern und riesigen Träger-Karawanen. Dabei ist es in unserer von wirtschaftlichen und politischen Dauer-Krisen geschüttelten Welt von Jahr zu Jahr immer schwieriger, ja fast unmöglich geworden, für derartig teure Unternehmungen die finanzielle Basis zu schaffen. Doch auch diese wirtschaftlichen Opfer *müssen* gebracht werden, aller Not der Zeiten zum Trotz ... Dämon Himalaya!

Dämon Himalaya – auch für uns persönlich! Mein ganzes Leben als Wissenschaftler und Sportsmann, Schriftsteller und Redner, Lichtbildner und Filmmann, im Wachen und Träumen, in Arbeit und Muße – *alles* war dem Hochgebirge gewidmet, alles diente nur dem einen Ziel, den «Stätten des Schnees»[1], dem stolzesten Bergwall, den die Erde trägt. Der Kampf um den Himalaya war der sehnsüchtige Wunschtraum meiner Kindheit und Jugendjahre, dann klar erkanntes Lebensziel und mit letzter Willenskraft errungener Lebensinhalt – mein «daimonion». «So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!»

Zwei große internationale Himalaya-Expeditionen habe ich bisher in vieljähriger Arbeit vorbereitet, organisiert und geleitet. Drei Bücher[2] und zahlreiche Aufsätze und Artikel-Serien sind darüber erschienen, doch was sie enthalten, ist hauptsächlich das äußere Geschehen und nur ein wenig vom inneren Erleben. Vor allem behandeln sie nur den «Himalaya-Teil», *nicht* den stillen, aber erbarmungslos harten Kampf in der Heimat um wirtschaftliche, persönliche und künstlerische Fragen. Das Buch, das wir *darüber* schreiben könnten, wäre allerdings im illustrativen Teil etwas ärmlich, denn die (sehr zahlreichen) Vermittler und die (sehr seltenen) Geldgeber, die Geschäfts-Freunde und -Feinde (Motto: «Gott schütze mich vor meinen Freunden! Vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen!»), die Film-Direktoren, – Schaffenden und – Kritiker – sie alle sind bildlich sehr viel weniger erfreulich, als die leuchtenden Gipfel, die den Baltoro-Gletscher umrahmen, oder als die Charakterköpfe unserer Baltis und Tibeter. Inhaltlich aber wäre dieses Buch vom Kampf an der «europäischen Front» bestimmt nicht uninteressant, denn es gäbe einen Querschnitt durch die «moral insanity» im heutigen Geschäfts-

[1] Himalaya = «Stätten des Schnees». Die offizielle deutsche Schreibweise Himalaja ist übrigens falsch. *So* geschrieben müßte dieses Wort nämlich Himaladscha ausgesprochen werden; vergl. Maharaja, gesprochen Maharadscha. Es ist darum das einzig Richtige, bei der englischen Schreibweise Himalaya zu bleiben. Der Ton liegt auf der zweiten Silbe, also Himálaya.

[2] Diese drei Bücher sind:

a) «*Himalaya.* Unsere Expedition 1930.» Von Prof. Dr. *G. O. Dyhrenfurth*, unter Mitarbeit von sieben Expeditions-Kameraden. 380 Seiten, 120 Bilder, ein Panorama, ein geol. Profil, eine Karte 1:100,000. Verlag Scherl, Berlin, 1931.

b) «*Memsahib im Himalaya.*» Von *Hettie Dyhrenfurth*. 71 Seiten, 58 Abbildungen. Deutsche Buchwerkstätten, Leipzig, 1931.

c) «*Dämon Himalaya,*» das vorliegende Buch.

leben der Völker und der Individuen, die Mentalität heutiger «Mäzene», die psychologische und wirtschaftliche Struktur der modernen Film-Branche usw. Vor allem aber brächte es eine Reihe von ganz unerwarteten, wahrhaft dramatischen Zwischenfällen, die eines Sensationsfilms würdig wären. Wer käme z. B. auf die Idee, daß die Ereignisse des 30. Juni 1934 in Deutschland unsere ganz unpolitische Expedition im Herzen Asiens auf das schwerste gefährdet und fast zum Scheitern gebracht haben?! Und doch war es so! Die «Internationale Himalaya-Expedition 1934» (= I.H.E. 34) sollte nämlich zum Teil von einer Berliner Geldgeber-Gruppe finanziert werden. Unser Vertrag war rechtskräftig, die devisenrechtliche Genehmigung für den Transfer lag vor, alles schien in Ordnung. Am 2. Juli 1934 sollte ein großer, für die Durchführung des ganzen Unternehmens unentbehrlicher Teilbetrag nach Indien gekabelt werden. Da kam der 30. Juni, ein wichtiges Mitglied der Berliner Gruppe sah sich veranlaßt, etwas plötzlich nach Holland zu verreisen, worauf der Hauptgeldgeber sich auf höhere Gewalt berief und absprang – und das mir bereits telegraphisch angekündigte Geld, das ich bitter notwendig zur Auszahlung meiner 500 Träger brauchte, kam *nicht!* Mit halbwilden Baltis kann man keine Kredit-Geschäfte machen; da zählt nur bares Silbergeld! Zu dieser Zeit war die Vorhut der I.H.E. schon in Hochlager 6 (6250 m) auf dem Conway-Sattel, und das in vollem Gange befindliche große Unternehmen plötzlich abzubrechen, war einfach undenkbar. Eine furchtbare Katastrophe schien unvermeidlich. Nur unter Einsatz unserer letzten persönlichen Spargroschen und Kredit-Möglichkeiten[1] gelang es mit äußerster, wirklich verzweifelter Anstrengung, die Expedition vor dem Zusammenbruch zu retten und zum Abschluß zu bringen.

Daß die I.H.E. 1934 trotz allem bergsteigerisch und filmisch keine schlechten Resultate hatte, ist ein wahres Wunder! Denn diese Episode war ja nur *ein* Glied einer langen Kette. Wenn zwei phantasiebegabte Autoren – der eine ein Spezialist in Reise-Abenteuern, der andere erfahren im Dschungel des modernen Filmgeschäftes – sich im Frühjahr 1934 zusammengetan hätten, um einen Sensations-Roman über einen Himalaya-Film zu schreiben, so wäre ihre Erfindung bestimmt weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Das Leben schreibt manchmal die schlimmsten «Kitsch-Romane», mit einer derartigen Häufung von unwahrscheinlichen Zwischenfällen, mit einer solchen «Effekt-Hascherei», daß jeder anständige Schriftsteller sich dessen schämen würde.

Der Titel des großen Spielfilms, den wir auf unserer Expedition zu drehen hatten – «*Der Dämon des Himalaya*» – wurde so zu einem Symbol von geradezu unheimlicher Wirklichkeitsnähe. Die ganze I.H.E. 1934, die Arbeit seit unserer Rückkehr nach Europa, die Fertigstellung des Films gegen tausend

[1] Sogar die Lebensversicherungs-Policen von meiner Frau und mir mußten mit dem Höchstbetrage beliehen werden. Alles bis zum letzten Rappen wurde geopfert, um in der Heimat und im Himalaya wirtschaftlich durchzuhalten!

persönliche und geschäftliche Widerstände – alles war und ist noch immer ein erbarmungsloser Kampf mit dem «Dämon Himalaya». Nicht nur Bücher, sondern auch Filme haben ihre Geschichte. *Diese* Geschichte im einzelnen zu schreiben, würde allerdings den Rahmen des vorliegenden Buches sprengen; denn dessen Bestimmung ist, einen textlich knappen, aber bildlich reichen Bericht von unserer Karakoram-Expedition 1934 zu geben, vor allem von der Welt des Baltoro, den herrlichsten Berggipfeln unseres Planeten. Immerhin war es zum Verständnis des Ganzen wesentlich, mit allem Ernst darauf hinzuweisen:

Dämon Himalaya! – kein leicht hingeworfener Sensations-Titel, sondern tiefe tragische Wahrheit!

2. VORBEREITUNGEN

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Als ich im Herbst 1930 von unserer ersten großen Himalaya-Fahrt heimkehrte, schwor ich mir: «Nie wieder!» Und jetzt bin ich doch wieder mitgegangen! Ich bin also wortbrüchig geworden und schäme mich sehr. Als mildernden Umstand kann ich nur anführen, daß ich eben das Pech habe, mit einem Manne verheiratet zu sein, dessen Traum seit seiner Kinderzeit der Himalaya ist und der seit 1930 nur von dem einen Wunsch erfüllt war, in das Land seiner Sehnsucht zurückzukehren.

Wenn der Laie das Wort Himalaya-Expedition hört, so hat er eine dunkle Vorstellung von einem großartigen, gefährlichen Abenteuer. Was außerdem – bereits im Stadium der Vorbereitungen – für Energie, Kopfzerbrechen und Arbeit, monatelang wirklich eiserne Arbeit dazu gehört, bis solch eine Expedition endlich startbereit ist, davon ahnt niemand etwas, der es nicht selbst mitgemacht hat.

Wie mein Mann bereits angedeutet hat, ist das Allerschwierigste stets die Finanzierung, ganz besonders jetzt im fünften oder sechsten Jahre der glorreichen Weltwirtschaftskrise. Die meisten wissenschaftlichen Organisationen fristen nur noch kümmerlich ihr Dasein. Alpine Vereine sind fast durchgängig, in jedem Lande der Welt, davon durchdrungen, daß die Erhaltung und Vermehrung ihrer Hütten- und Wegebauten weit wichtiger ist, als die Erschließung außereuropäischer Gebirge. Die Presse ist mit den politischen und wirtschaftlichen Dauerkrisen der Welt im allgemeinen und den Spezialkrisen jedes einzelnen Landes im besonderen restlos eingedeckt – obgleich die meisten unglücklichen Zeitungsleser davon schon mehr als genug haben und vielleicht sehr gern mal etwas anderes lesen würden. Daß echte Mäzene einer bereits sagenumwobenen Vergangenheit angehören, ist hinlänglich bekannt. Umso bewundernswerter ist es, daß es in zwei Ländern – in England und in Deutsch-

land – immer wieder gelungen ist, eine tragfähige wirtschaftliche Basis für große Himalaya-Expeditionen zu schaffen – in der richtigen Erkenntnis, daß sportliche und wissenschaftliche Höchstleistungen für jedes Land in der ganzen Welt ein wichtiges Aktivum darstellen, auch wenn der Wert sich nicht sofort in der Handelsbilanz zahlenmäßig genau ausdrücken läßt.

In der Schweiz hatten wir es nicht so gut. An ausgezeichneten jungen Bergsteigern, voller Begeisterung für die große Sache, fehlte es nicht. Im übrigen aber versicherte man uns allerseits nur der wärmsten Sympathie und aufrichtigsten Wünsche, aber sobald es auf das leidige finanzielle Gebiet kam, war es einfach – aus! Ich will jedoch nicht ungerecht sein und berichte gern, daß uns von verschiedenen Seiten (Schweiz und Ausland) wundervolle Spenden, in Form von Waren-Lieferungen und Preis-Ermäßigungen, zugingen:

Army Agency, Srinagar: Ausrüstung und Transporte.
Gustav Barthel, Dresden: Juwel-Kocher.
Lederwerke Becker, Offenbach: Wiking-Juchtenleder.
Emil Busch A.-G., Optische Industrie, Rathenow: Therar-Fernrohr und Prismen-Ferngläser.
Draeger-Werk, Lübeck und Berlin: Sauerstoff-Gerät.
Reformhaus Egli, Zürich: Lebensmittel.
Gerber & Co., Thun: Käse.
E. Gräfe, Altona-Ottensen: Fischkonserven.
Hug A.-G., Malters: Zwieback, Biscuits.
Imperial Tobacco Comp., Calcutta: Zigaretten.
Grands Magasins Jelmoli, Zürich: Expeditions-Ausrüstung.
Dr. W. Kraft, Erste Deutsche Knäckebrotwerke: Knäckebrot.
Ernst Leitz, Wetzlar: Leica-Kameras mit Zubehör.
Konservenfabrik Lenzburg: Konserven.
Lloyd Triestino, Triest und Zweigniederlassung Berlin: Fahrpreis-Ermäßigung.
Maggi, Kempttal: Suppen.
Mahatta Photographers, Srinagar: Photographische Arbeiten.
Meta A.-G., Basel: Meta-Brennstoff und Apparate.
Migros, Zürich: Lebensmittel.
Nestlé and Anglo-Swiss Condensed Milk Co., Vevey: Milch und Schokoladen.
Rieker & Co., Tuttlingen: Bergschuhe.
Rotary Club, Zürich: Spende.
Sigg A.-G., Frauenfeld: Aluminium-Geschirr.
Wenger & Hug, Gümligen: Teigwaren.

So dankenswert diese Spenden auch waren – ohne bares Geld kann man eine große Himalaya-Expedition nicht auf die Beine stellen. Also blieb uns für die Finanzierung nur ein einziger Weg – der *Film*. Nach langwierigen Verhandlungen wurde der Vertrag mit der Berliner Filmgesellschaft endlich am 23. März 1934 unterzeichnet. Eigentlich war das bereits zu spät, denn der beste Monat für den Karakoram ist erfahrungsgemäß der Juni, und von Zürich bis auf den Baltoro-Gletscher ist es etwas weit. Wenn wir also unsere Expedition nicht um ein Jahr verschieben wollten, so kam es jetzt buchstäblich auf jede Stunde an. Glücklicherweise war bei uns alles schon längst bis ins letzte durchdacht, wie ein Mobilmachungsplan. Aber bisher war alles nur «Generalstabsarbeit» gewesen. Alle Bestellungen für die persönliche Ausrüstung der Teilnehmer,

allgemeine Expeditions-Ausrüstung, Verproviantierung, Film – kurz die gesamte *praktische* Vorarbeit konnte erst jetzt in Gang gesetzt werden. Der größte Teil des Gepäcks mußte bereits am 4. April in Zürich verladen werden, um als Frachtgut noch rechtzeitig nach Triest zu gelangen. Wir haben also tatsächlich Tag und Nacht gearbeitet und bereits in diesem Stadium der Expedition einen einwandfreien Weltrekord aufgestellt: Die Ausrüstung einer großen Himalaya-Expedition innerhalb von 12 Tagen, noch dazu in der Osterzeit. Daß dies überhaupt möglich war, verdanken wir nur der großen Hilfsbereitschaft und Leistungsfähigkeit aller uns beliefernden Firmen. Ein ganz besonderes Lob gebührt der Sportabteilung von *Jelmoli*, Zürich, die in einem unerhörten Endspurt trotz aller Eile eine vorbildliche Ausrüstung fertig stellte.

Im Packen bin ich ja von jeher Kummer gewöhnt, aber diesmal war es wirklich etwas arg. Von Karfreitag bis zum nächsten Mittwoch abend habe ich rastlos Lebensmittel-Kisten gepackt, 198 Stück, jede eine Trägerlast, genau abgewogen. Mein Haushalt im Himalaya versprach ja ziemlich groß zu werden – 13 Europäer für 3–4 Monate, von den hunderten von Trägern ganz zu schweigen. Unser großes Packfest, für das Maggi in Zürich hilfsbereit die erforderlichen Räume zur Verfügung gestellt hatte, wurde am Ostersonntag durch das Erscheinen eines Polizei-Beamten gestört. Sechs Parteien hätten auf der Polizeiwache angerufen und über die Entheiligung des Feiertages Beschwerde geführt. Als ich ihm lachend erklärte, daß ich sehr viel lieber vom Balkon eines Nachbarhauses aus der Feiertags-Entheiligung durch andere zusehen würde, anstatt selbst in 20-stündiger Arbeitsschicht zu schuften, da war der Polizist völlig meiner Meinung und zog sich mit einigen Entschuldigungen wieder zurück.

Ich war diesmal dem Beispiel gefolgt, das die Engländer auf ihren Everest-Expeditionen gegeben hatten, und stellte die Lebensmittel-Kisten für jeden Tag zusammen – in vier verschiedenen Kategorien:

1. *T-Kisten*, d. h. Tal-Kisten. Da man beim Anmarsch in den Dörfern von Baltistan meist Milch, Gemüse und Fleisch bekommen kann, enthielten diese Kisten nur Ergänzungs-Nahrung. Sie waren 25 kg schwer.

2. *M-Kisten*, d. h. Marschkisten. Darin war stets die gesamte Nahrung für 13 Europäer und einen Tag enthalten. Diese Kisten sollten erst in Aktion treten, wenn wir die bewohnten Regionen bereits hinter uns hatten.

3. *B-Kisten*, d. h. Basislager-Kisten, mit Reserve-Proviant.

4. *H-Kisten*, d. h. Hochlager-Kisten. Diese waren nur 12 bezw. 16 kg schwer und enthielten die gesamte Nahrung für 4–5 Europäer pro Tag.

Eine Tageskiste enthielt also:

Zum Frühstück: Nestlé's Trockenmilch, Kaffee, Tee oder Kakao, Zwieback, Knäckebrot, Butter, Zucker, Konfitüre. Dazu abwechselnd Puffed Rice, Corn Flakes, Rice Crispies, Issro Haferflocken, Grieß oder Porridge.

Zum Lunch: Knäckebrot oder Pumpernickel, Butter, Pains, Käse, Fisch, Schokolade, Biscuits, Dörrobst, Bonbons, verschiedene Fruchtsäfte.

Zum Abendbrot: Maggisuppen, Fleischkonserven, Gemüsekonserven oder Teigwaren, Obstkonserven, Tee, Zucker, Rum-Extrakt.

Es kostete unglaubliche Mühe, alles auf die vorgeschriebenen Gewichte abzustimmen, wasserdicht und tropenfest zu verpacken und dabei noch für möglichste Abwechslung zu sorgen. Der Inhalt jeder Kiste wurde notiert, jede der 198 Kisten bekam außer dem Buchstaben eine Nummer, und diese große Liste mit Inhaltsverzeichnis wurde zahllose Male abgeschrieben, damit jeder Sahib genau Bescheid wußte. Mindestens vier in der Numerierung aufeinander folgende Kisten hatten stets verschiedenen Inhalt, bei den H-Kisten sogar sechs. Dem Rat der Engländer folgend und auf unsere Erfahrungen von 1930 gestützt, hatte ich nämlich gerade auf die Hochlager-Kisten besondere Sorgfalt verwandt. Wer etwas von der Sache versteht, der weiß, daß alles darauf ankommt, in großer Höhe bei Appetit zu bleiben. Darum ist das Beste für da oben gerade gut genug.

Ein scheinbar unbedeutender Schönheitsfehler erwies sich im Verlauf der Expedition als recht störend. In der furchtbaren Hetzjagd unserer Vorbereitungen vor der Ausreise war es nämlich nicht mehr gelungen, für unsere vielen Expeditions-Kisten Vorlegeschlösser mit Einheitsschlüssel zu beschaffen. Man mußte also aus einem ganzen Schlüsselbund jedesmal den richtigen heraussuchen, und da Geduld nicht jedermanns Sache ist, so gewöhnten sich manche Sahibs allmählich die zwar zeitsparende, mir als Expeditions-Hausfrau aber nie recht einleuchtende Methode an, die Kisten mit dem Pickel aufzubrechen.

Seinerzeit, auf der I.H.E. 1930, hatten wir unter den denkbar schwersten Bedingungen arbeiten müssen. Damals war unser Standlager von Darjeeling, dem Ausgangspunkt der Expedition, durch fünf Hochpässe getrennt, und schon beim ersten hatten die Kulis gestreikt, so daß 50 wichtige Lebensmittelkisten liegen blieben und z. T. gestohlen wurden. Da war es für Dr. *Helmuth Richter*, unseren damaligen Expeditionsarzt, und mich, die wir das Basislager verwalteten, selbstverständlich, alles Gute hinauf in die Hochlager zu schicken. Wir selbst lebten wochenlang nur von zähem Yakfleisch und Saubohnen – früh, mittags und abends. Schön war's nicht, aber es mußte eben sein. Diesmal war die Mentalität der «Etappe» wesentlich anders. So wurde es mir oft verdacht, daß ich «die Front» bevorzugte, und mehrere Sahibs nahmen immer wieder – auch in den unteren Lagern – aus den geheiligten Hochkisten alles heraus, wonach sie gerade Lust verspürten. Dadurch wurde mein schönes System durchbrochen, immer wieder fehlten in den H-Kisten die wichtigsten Dinge. Ich mußte also ständig packen und umpacken, und so ideal, wie ich es mir in Zürich vorgestellt hatte, war es in Wirklichkeit nicht.

Ich habe das nicht etwa geschrieben, um einige meiner Kameraden anzuschwärzen. Aber ich finde, daß die Erfahrungen jeder Expedition den Nach-

folgern zugute kommen sollen. Ich bin fest davon überzeugt, daß eine derartige Einteilung der Kisten, wie ich sie gemacht habe, grundsätzlich das Richtige ist und viel unproduktive Arbeit, Zeit und Kopfzerbrechen während der Expedition selbst erspart. Dieses System funktioniert aber nur dann einwandfrei, wenn *alle* Teilnehmer Disziplin halten und beispielsweise nicht mehrere neue H-Kisten aufbrechen, weil sie – Pfirsichkompott lieber haben als Preiselbeeren!

3. AUSREISE

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Die I.H.E. 1934 (Internationale Himalaya-Expedition 1934) trug ihren Namen mit Recht, sie bestand aus Vertretern von 7 Nationen: sechs Schweizer, drei Deutsche, eine Amerikanerin, ein Engländer, ein Italiener, ein Österreicher und ein Ungar (Abb. 4). Unseren verschiedenen Aufgaben gemäß schieden sich die Teilnehmer in zwei Gruppen, die Bergsteiger- und die Film-Gruppe (Abb.65).

Der *Bergsteiger-Gruppe* gehörten an:

1. Ingenieur *Marcel Kurz*, Neuchâtel, der bekannte Bergsteiger, Topograph und Himalaya-Mann, der bereits auf der I.H.E. 1930 als Kartograph mitgemacht hatte. Schweizer.
2. Dr. *Hans Winzeler*, Schaffhausen, als Expeditionsarzt[1]. Schweizer (Abb. 3 und Abb. 73).
3. Ingenieur *Piero Ghiglione*, Turin, Berichterstatter der Gazzetta del Popolo. Italiener (Abb. 4).
4. *Hans Ertl*, München, Kameramann. Deutscher (Abb. 99).
5. *Albert Höcht*, München. Deutscher (Abb. 93).
6. Ingenieur *André Roch*, Genf. Schweizer (Abb. 74).
7. *James Belaieff*, Genf. Engländer (Abb. 4).
8. Prof. Dr. *G. O. Dyhrenfurth*, Zürich. Schweizer (Abb. 8).
9. Frau *Hettie Dyhrenfurth*, Zürich. Schweizerin (Abb. 7).

Zur *Filmgruppe* zählten:

10. *Gustav Diessl*, Wien, als Hauptdarsteller. Österreicher (Abb. 5).
11. Frau *Jarmila Marton*, Budapest, als Schauspielerin. Amerikanerin (Abb.66).
12. *Andrew Marton*, Budapest, als Spielleiter. Ungar (Abb. 4).
13. *Richard Angst*, Pforzheim, erster Kameramann. Schweizer (Abb. 116).
14. *Fritz von Friedl*, Berlin, Kameramann. Deutscher (Abb. 4).

[1] Herrn Prof. *Clairmont* in Zürich sind wir zu herzlichem Dank verpflichtet, daß er seinem bewährten Assistenten großzügig ein halbes Jahr Himalaya-Urlaub gab.

Von Zürich nach Srinagar, der Hauptstadt Kashmirs. Vor Reise-Tagebüchern, noch dazu auf oft beschriebenen Strecken, habe ich eine heilige Scheu. Also bloß ein paar lose Skizzen:

Venedig ... Freitag, den 13. April 1934, 18 Uhr. «S.S. Conte Verde» hat bereits das letzte Signal gegeben, jeden Augenblick muß sich der Koloß in Bewegung setzen. Da erscheint in einer Gondel mit vielen Gepäckstücken in weiter Ferne ein Japaner. Lässig sitzt er da, den Kopf in die Hand gestützt, mit keiner Bewegung irgendwelche Unruhe zeigend. Eine ganze Weile dauert es, bis die Gondel endlich am Fallreep ist. Noch einmal heult die Schiffssirene ungeduldig, da zieht der Japaner bedächtig eine Münze aus der Tasche. Entrüstet weist der Gondoliere sie zurück. Langsam kommt eine zweite Münze zum Vorschein, um ebenso entrüstet abgelehnt zu werden. Es entwickelt sich da unten eine Szene von überwältigender Komik: Der Japaner immer bedächtiger eine Münze nach der anderen herausziehend, der Italiener mit heftigen Arm- und Beinbewegungen zeigend, wie unmöglich das Angebot sei. Alle zuschauenden Passagiere auf den Promenadendecks brüllen vor Lachen. Endlich findet der Japaner Zeit, sich einmal umzusehen, ob das Schiff eigentlich noch da ist. Langsamen Schritts und mit todernster Miene betritt er das Fallreep. Das sind noch Nerven!

Wir sind in Bewegung, feierlich gleitet der Conte Verde zwischen Dogenpalast und San Giorgio Maggiore dahin. Da kommt Hans Ertl, der eine unserer beiden Münchener, angerannt und berichtet aufgeregt, gerade sei vor seinen Augen eine Frau ins Wasser «einigehupft». Rettungsringe, Boote, erfolgreiche Wiederbelebungsversuche. Meine Frau ist tief ergriffen. Ich konstatiere sachlich, daß die Abfahrt eines Luxusdampfers im Hafen von Venedig als Gelegenheit für einen Selbstmord unglücklich gewählt war.

D.H.E. und I.H.E. Sensationslüsterne Berichterstatter tun so, als ob wir bei unserem «Wettlauf zum Himalaya» grimmige Rivalen seien. In Wahrheit sind unsere gemeinsamen Gegner, die «Gipfel der Welt», viel zu erhaben, um derartige kleinliche Rennbahn-Gedanken aufkommen zu lassen. Acht Mann von der Deutschen Himalaya-Expedition, elf von der Internationalen Himalaya-Expedition[1] fahren hier auf dem gleichen Schiff. Wir sind Kameraden und wünschen uns gegenseitig aufrichtig das Beste. Der Konkurrenzkampf beschränkt sich auf Decktennis, Deckgolf und Shuffle Board. Bald siegt die D.H.E., bald die I.H.E.

Nacht im Indischen Ozean. Auf dem Sportdeck – in einem Liegestuhl an der Reling. Eine stimmungsvolle Mondnacht. Da drüben die Lichter eines anderen großen Schiffes. Wie schön dieses kurze Ausspannen ist, nach dem Wirbel der

[1] Ingenieur Marcel Kurz war nämlich bereits 14 Tage früher abgereist, um im Baltoro-Gebiet wichtige topographische Erkundungen noch vor dem Eintreffen der Hauptkarawane vorzunehmen. Das Ehepaar Marton kam erst etwas später im Flugzeug nach. Bei der Ausreise in Venedig waren wir also elf von der I.H.E.

Abreise und vor ... ja richtig, in ein paar Tagen schon sind wir in Bombay. Aus der Funkkabine dringt ein schmaler Lichtschein. Mein Gewissen als Expeditions-Leiter erwacht. Die telegraphische Überweisung der ersten großen Rate wird doch hoffentlich in Ordnung gehen? Sie war mir zwar ganz fest zugesagt, aber ... sicher ist sicher! Ich gehe hinüber und lasse an die Berliner Gesellschaft funken: «Bei welcher Bank in Bombay bin ich akkreditiert?» Am nächsten Morgen ist die Antwort da: «Imperial Bank of India». Na also!

Bombay. Die indische Regierung hat in höchst dankenswerter Weise für unser gesamtes Expeditions-Gepäck zollfreie Einfuhr gewährt. Noch bevor wir an Land können, stürzen sich zahlreiche Reporter und Photographen auf uns. In der großen Gepäckhalle im Alexandra-Dock schreien zahllose Menschen in allen Schattierungen durcheinander – ein Höllenlärm! Für unsere Expeditions-Kameraden, die zum ersten Male Indiens Boden betreten, ein verwirrender Eindruck.

Bald liegen 350 Kisten, Koffer und Säcke der I.H.E. 1934 auf dem Quai. Das bloße Nachzählen und Vergleichen mit unseren Listen ist schon eine Arbeit. Wenn man daran denkt, daß der größte Teil dieses gewaltigen Gepäckstapels bis in die innersten Winkel des zentralasiatischen Hochgebirges geschafft werden soll, kann einem angst werden.

Unser Film-Manuskript sah ein paar Szenen an den «Türmen des Schweigens» vor, wo die Parsen die Leiber ihrer verstorbenen Glaubensgenossen aussetzen, um den Geiern die Vernichtung zu überlassen. Für europäisches Empfinden ein unheimlicher Brauch. Aber ist es vielleicht ästhetischer, den sterblichen Teil seiner Lieben den Würmern in der Erde zu jahrelangem Fraß zu bieten? Die Geier besorgen diese Arbeit der Vernichtung binnen wenigen Minuten sehr viel gründlicher. Die Hindus verbrennen ihre Toten, aber den Parsis ist das Feuer heilig, und es darf durch nichts Unreines entweiht werden. Ihre Religion geht auf den großen Zarathustra zurück. Die Parsi rühmen sich, das einzige Kulturvolk der Erde ohne Dirnen, Bettler und Mörder zu sein.

Die Türme des Schweigens selbst darf niemand betreten, außer einigen wenigen Parsi-Priestern. Auch für Flugzeuge ist es verbotenes Gebiet. Filmisch brauchten wir die Türme des Schweigens in ihrem herrlich gelegenen Garten auf Malabar Hill nur als Hintergrund. Das Wichtigste war für uns «die Komparserie» – zahllose Riesengeier.

Rasch fahren wir zur Imperial Bank, legitimieren uns, im stolzen Bewußtsein, daß 70.000.– Schweizer Franken für uns bereit liegen. «Ja, Ihr Name ist uns natürlich sehr gut bekannt, aber – es tut uns schrecklich leid – eine telegraphische Akkreditierung für Sie ist nicht eingetroffen.» Um Himmelswillen, was ist denn los?! Wir sitzen, elf Mann hoch, in Bombay, das Expeditions-Gepäck ist bereits nach Rawalpindi verladen, Hotel-Rechnung, Bahnbillets, Frachten sind zu zahlen – eine schöne Bescherung! Ein langes wutschnaubendes Telegramm an die Berliner Gesellschaft, eine zweite Depesche an unseren

ältesten Sohn Harald, worin ich ein paar tausend Franken von unserem Privatkonto nach Indien beorderte, dann rasch eine mündliche Besprechung mit dem Bankdirektor – und wirklich, nur auf unser ehrliches Gesicht und unseren guten Namen hin bekamen wir den erbetenen Zwischenkredit. So brauchten wir in dem heißen Bombay keine Zeit zu verlieren und konnten weiterreisen, nach Kashmir. In atemraubender Hetzjagd, bis zur letzten Minute, wurde das gesteckte Ziel gerade noch erreicht:

Der *Frontier Mail*. So heißt der Schnellzug, der in die äußerste Nordwestecke von Indien führt. Nach dem, was vorausgegangen, empfanden wir zunächst die Ruhe der Fahrt sehr wohltätig. Die indischen Bahnen, ganz besonders die Schnellzüge, sind ungleich bequemer als die europäischen. Vor allem hat man in den beiden oberen Klassen sehr viel mehr Platz, so daß man eine Menge Gepäck ins Abteil mitnehmen kann. Ein Abteil erster Klasse für vier Personen hat ungefähr soviel Nutzraum, wie drei Abteile in Europa, ein Abteil zweiter Klasse für sechs Personen etwa soviel, wie vier Abteile in Europa. Die Ledersofas, paarweise übereinander angeordnet, werden für die Nacht als Betten hergerichtet. Allerdings muß jeder Reisende sich sein Bettzeug – Laken, Kissen und Decken – selbst mitbringen. Die Fenster sind mit Holzjalousie, dunkler Glasscheibe und Drahtgitter versehen, die man beliebig auswechseln oder kombinieren kann. Elektrische Ventilatoren sorgen für Kühlung. Das Wichtigste aber ist: jedes Abteil hat einen eigenen Wasch- und Duschraum. Für den Europäer, ganz besonders in der heißen Jahreszeit, eine lebenswichtige Angelegenheit, denn von der Staubplage in der Zeit vor dem Monsun kann sich keinen Begriff machen, wer es nicht selbst erlebt hat. Die hellen Tropenanzüge sehen binnen kurzem aus wie Trauergewänder. In der Nacht wird es so kühl, daß man sogar die Ventilatoren abstellen kann, aber tagsüber erreicht die Temperatur 38–40 Grad Celsius im Schatten, manchmal sogar noch darüber. Wir machten uns daher den Spaß, die Lufttemperatur mit dem Fieberthermometer zu messen. Besonders eindrucksvoll ist es, wenn die Säule *sinkt*, sobald man die Quecksilber-Kugel in die Hand nimmt. Schweißtriefend sitzen wir unter den surrenden Ventilatoren. Da – über dem schwülen Dunst der indischen Ebene – leuchten Schneegipfel, weltentrückt.

42 Stunden nach unserer Abfahrt in Bombay, am 28. April nachmittags, waren wir in Rawalpindi, nahe der Nordwestecke Indiens.

Von Rawalpindi nach Srinagar. Zunächst der unvermeidliche Riesentumult, bis unser ganzes Expeditionsgepäck ausgeladen, gezählt und neu verladen war, und zwar nun auf Lastautos. Ein Mitglied der D.H.E., unser alter Freund *Uli Wieland*, der auf der I.H.E. 1930 mit dabei gewesen war, unterstützte uns hierbei, hilfsbereit und strahlend vergnügt, wie immer. Dann fuhren wir auf Personenwagen los: Rawalpindi, eine lebhafte Stadt mit großer Garnison, bleibt hinter uns. Mit Vollgas sausen wir dem Gebirgsrand entgegen. Die Straße beginnt zu steigen, in langen Schleifen ziehen wir unsere Bahn. Die

glutheiße indische Ebene versinkt – frische Luft, waldige Kämme, schäumende Gebirgsbäche. Immer höher geht es hinauf nach *Murree* (etwa 2200 m) – dem Hauptquartier des Northern Command, zugleich ein herrlicher Höhen-Kurort. Unser Cecil-Hotel liegt traumhaft schön. In zahllosen Kulissen hintereinander die dunklen Wellen der Vorketten, dann die höheren von Pir Panjal, darüber – noch weit und trotzdem unglaubhaft hoch, die Eisgipfel der Great Himalaya Range, in der letzten Abendsonne flammend, und unter ihnen, wie ein König, der Nanga Parbat.

Ein paar Tage hier in Murree zu verträumen – wie schön wäre ein solches Ausspannen. Doch vor uns steht gebieterisch unsere große Aufgabe. Darum müssen wir weiter, schon am nächsten Morgen: In unvergleichlicher Fahrt, zunächst noch hoch auf luftigen Kämmen, dann allmählich hinabtauchend zum Jhelum River und nun in diesem mächtigen Durchbruchstal dahin. Mohel, die Zollgrenze gegen Kashmir, bringt einigen Aufenthalt. Ein Bungalow beherbergt uns zu kurzer Mittagsrast. Hunderte und Aberhunderte von Kurven, in schnellem Tempo von unseren Autolenkern genommen, stellen unsere «Seefestigkeit» auf eine harte Probe. Uralte Hindutempel werden in aller Eile besichtigt und photographiert, denn wir haben heute rund 160 englische Meilen zu erledigen. Bei Baramula öffnet sich die Schlucht zu dem weiten Becken von Kashmir, dem «Glücklichen Tal». Es ist Abend geworden, als wir auf endlosen Pappel-Alleen (Abb. 11), durch Reisfelder, nach Srinagar fahren.

Die erste Etappe ist erreicht, ein zu Nedou's Hotel gehöriges Bungalow wird nun für einige Zeit das Hauptquartier der I.H.E.

4. PASSENDES UND UNPASSENDES AUS SRINAGAR

Von *Hettie Dyhrenfurth* und *Gustav Diessl*

Hettie Dyhrenfurth: Srinagar, das «Venedig des Himalaya», gilt bei den weitgereisten Engländern als einer der schönsten und angenehmsten Plätze der Welt. In einem gut eingerichteten Hausboot muß es sich in dieser malerischen Stadt wirklich entzückend leben lassen – vor allem in der warmen Jahreszeit – und billig ist es noch obendrein. Interessantes Bazar-Leben, der Jhelum-Fluß mit Brücken und Kanälen, der «Thron des Salomo» mit seinem alten Steintempel, die «Floating Gardens», der Dal-See (Abb. 1) mit seinen Reisfeldern, seinen Wiesen voller Schwertlilien, in denen das Vieh weidet, und seinen wundervollen uralten Riesen-Platanen, die zauberhaft schönen Gärten (Abb. 9) der Moghul-Kaiser, der Blick auf die schneebedeckten Ketten des Pir Panjal und des eigentlichen Himalaya – es ist wirklich «das glückliche Tal». Aber um Srinagar genießen zu können, dazu gehört natürlich etwas Muße, und gerade

die hatten wir ja gar nicht. Denn nun kam es darauf an, so rasch als möglich das Expeditions-Gepäck für den Transport ins Gebirge fertig zu machen und außerdem noch ein großes Film-Pensum zu erledigen.

Von unserem Leben und Treiben in Srinagar ein paar Tagebuch-Notizen:

Nach dem entsetzlichen Staub der indischen Eisenbahnen sehnte ich mich zunächst danach, mir die Haare waschen zu lassen, und ging daher zu einer mir empfohlenen Friseurin, die auf einem Hausboot wohnt. Im Sommer muß es auf solch einem Hausboot wunderbar sein, aber bei regnerischem Aprilwetter mit nassem Kopf fast zwei Stunden dazusitzen, fand ich gar nicht so poetisch. Außerdem hatte sich eine Schar von Kashmiris vor dem Boot eingefunden, die interessiert zusahen und darauf lauerten, der Memsahib (= «die weiße Frau») ihre Waren anzupreisen. Überhaupt – sobald einer von unserer Expedition sich irgendwo auf der Straße blicken ließ, wurde er von diesen Händlern geradezu belagert, und nur mit äußerster Grobheit konnte man sie wieder los werden.

Nach der Hitze der indischen Tiefebene spüren wir die Kühle eines regenreichen Frühjahrs recht empfindlich. In unserem Bungalow hat nur der gemeinsame Wohnraum einen Kamin, um den wir abends herumsitzen. Auch sonst muß man sich an manches erst wieder gewöhnen, und Ertl sagt entrüstet mit einem Blick auf die ominösen indischen Nachtstühle: «I bin doch ka klaner Bub mehr!»

Zu den Mahlzeiten gehen wir stets in das voll besetzte Hotel hinüber. Abends ist alles in großer Toilette, beinahe jeden Abend ist Tanz. Nur wir Expeditions-Leute – die D.H.E. und die I.H.E. sitzen an benachbarten langen Tafeln – ziehen es vor, unangenehm aufzufallen und uns nicht immer in Gala zu werfen. Erstens ist es wärmer und zweitens haben wir wirklich von früh bis abends zu arbeiten. Eine geräumige Garage hinter unserem Bungalow hat unser ganzes Expeditionsgepäck, fast *sieben* Tonnen, aufgenommen. Dort schuften Ertl, Höcht und Winzeler unermüdlich, um alles (außer den bereits von Zürich her fertigen Lebensmittel-Kisten) auf Kulilasten von 24–25 kg umzupacken. Ich bin sehr dankbar, daß diesmal ich «die geistige Leitung» habe, d. h. von meinem Balkon aus zusehe, wie andere arbeiten. Müßig bin ich aber trotzdem nicht, denn ich bekomme dauernd die ehrenvollsten Aufgaben. Gustav Diessl und Richard Angst kommen schwer begeistert von den Moghul-Gärten heim. In den nächsten Tagen sollen dort einige Szenen gedreht werden. Aber die Wasserspiele, die noch aus der Großmoghul-Zeit stammen, werden nur Sonntags in Gang gesetzt, und da kann man nicht filmen, weil zu viel Publikum in den Gärten ist. Wir müssen also unbedingt eine Sonder-Vorstellung der Wasserspiele an einem Wochentage erreichen. Da kann nur der Prime-Minister Seiner Hoheit des Maharaja von Kashmir helfen. Die ganze Filmerei innerlich verfluchend bemühe ich mich um eine Audienz, die mir

sofort gewährt wird, und mit größter Liebenswürdigkeit erteilt der hohe Herr die erbetene Erlaubnis.

Gelegentlich bekam ich aber auch sehr viel delikatere Missionen. Doch darüber kann Gustav Diessl lieber selbst berichten:

Gustav Diessl: Zur Orientierung: «Bara Sahib» (= «der große Herr»), das ist Professor Dyhrenfurth, «Memsahib» (= «die weiße Frau»), das ist seine Gattin. Und jetzt kommt eine sehr zarte Geschichte, die so beginnt: Am 2. Mai beim Frühstück fragt uns Bara Sahib: «Wo ist meine Frau?», und erhält die gemeinsame Antwort: «Im Puff!» – worüber ich dem Publikum und vor allem Memsahib eine Erklärung schuldig bin. Nicht was ein Puff ist, sondern wieso eine so tugendhafte Expeditionsmutter in eine solche Lasterhöhle kommt. Das kam so:

Wir brauchten für unseren Film ein schönes Hindu-Mädchen. Da diese Exemplare hier sehr streng und versteckt gehalten werden und auf privatem Wege absolut unerreichbar sind, mußten wir den öffentlichen beschreiten und uns unter den kleinen Tänzerinnen von Srinagar umsehen. Dr. Winzeler, Richard Angst und ich, drei Mann hoch, zogen wir los, stöberten ein Dancing auf und verlangten am hellichten Tage Girls zu sehen. Das gab natürlich eine große Aufregung, die Kinder schliefen noch, und wir mußten geraume Zeit warten. Wir saßen in einem kleinen Raum – auf der Erde vor Dreck schwellende Kissen, an den Wänden Regale mit bunten Schnapsflaschen und reicher Bilderschmuck, der allerdings auf alles andere als auf die eigentliche Bestimmung dieses Raumes schließen ließ. Heiligenbilder und Öldrucke fürstlicher Familien, darunter Kaiser Wilhelm II. mit Kindern und Enkeln hingen einträchtig nebeneinander und erweckten eher seriöse Gefühle.

Endlich kommt etwas verschlafen das erste Mädchen. Im Orient werden die Frauen früh alt. Eine Großmutter wollten wir aber nicht engagieren, und so warteten wir auf die zweite. Die dritte war die rechte – jung, schlank, ein nettes Ding mit schönen, dunklen Augen. Unsere Begeisterung war groß, da wir am kommenden Morgen schon mit der Filmarbeit beginnen wollten. Aber wir begegneten starkem Mißtrauen. Unser Wunsch schien *zu* apart, und die paar Brocken englisch konnten ebensowenig eine Verständigung erzielen, wie die lebhafteste Zeichensprache. Unser Manager lehnte aus Tugendgründen jede Vermittlung ab. Solche Lokale besucht ein guter Ehemann eben nur nachts, und nicht am hellen Tage, wie wir. Der Vater, Gatte oder Bruder – kurz der für das Mädchen Verantwortliche wollte sich auch keinen Unannehmlichkeiten aussetzen und machte große Schwierigkeiten. Schließlich brauchten wir unsere Diva ja außerhalb ihres Lokals; wir wollten mit ihr in den Straßen filmen und in den Moghul-Gärten, die für die Tänzerinnen verboten sind. In Kashmir müssen diese Geschöpfe nämlich, genau wie anderswo, die große Liebe, die ihnen nachts entgegengebracht wird, tagsüber mit Verachtung bezahlen. Wir waren schon ganz verzweifelt und ratlos, und wenn wir ratlos sind, laufen

wir immer zu Memsahib. Und so kam es, daß diese heldenhaft ohne Rücksicht auf ihren Ruf die Sache in ihre diplomatischen Hände nahm und wir am 2. Mai dem Bara Sahib auf seine Frage «Wo ist meine Frau?» gemeinsam antworteten: «Im Puff!»

Hettie Dyhrenfurth: Ich habe ja schon viel in meinem Leben gesehen und erlebt, aber die Rolle, die mir jetzt zugeteilt wurde, war mir doch neu. Ich fuhr also um 6 Uhr morgens mit einem Dolmetscher zu dem «Dancing» mit dem Auftrag, die Diva und wenn möglich noch ein paar andere hübsche Mädchen mitzubringen. Nach langem Warten erschienen die Girls, und da ich offenbar auf den Besitzer des Unternehmens einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machte, durfte ich mir vier mitnehmen. Natürlich wurde ich von allen Expeditions-Teilnehmern und besonders von der Film-Gruppe mit einem Freudengeheul begrüßt.

Damit war meine Aufgabe aber noch nicht erledigt, denn meist wurde beim Filmen nur *ein* Mädchen gebraucht (Abb. 2). Da die anderen sich inzwischen langweilten, verlangten sie stürmisch, Memsahib solle bei ihnen bleiben. Und so habe ich den ganzen Vormittag inmitten der hehren Frauen sitzen müssen (Abb. 10). Dabei frischte ich meine Kenntnisse in Hindustani auf und erregte damit, wie immer, große Heiterkeit. Erst als eine der Damen voller Begeisterung erklärte, ich sei ihre Schwester, und zärtlich zu werden versuchte, fühlte ich mich der Situation nicht mehr ganz gewachsen und rief meine Kameraden zu Hilfe.

5. VON SRINAGAR BIS KARGIL

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Unsere filmischen Arbeiten in Srinagar waren abgeschlossen, die Vorbereitungen für den Marsch unserer großen Karawane ins Hochgebirge hinein näherten sich dem Ende. Wir Bergsteiger wurden immer ungeduldiger, denn der Juni ist für die Hochregion des Karakoram-Himalaya die beste Jahreszeit, jeder Tag war kostbar. Leider fehlte aber noch immer der nervus rerum, die bereits in Bombay vergeblich erwartete Überweisung aus Berlin, die mir inzwischen zwar wiederholt angekündigt, aber noch immer nicht eingegangen war. Endlich, am 10. Mai, kommt ... zwar noch immer kein Geld, aber wenigstens die ersehnte Kabel-Nachricht, daß eine telegraphische Überweisung unterwegs sei. Vorläufig allerdings nur auf 1400 Pfund, aber 600 Pfund sollen acht Tage später kommen, und der ganze Rest Ende Mai. Also – Alarm! Die I.H.E. macht mobil.

Der 11. Mai. Der tolle Wirbel des Abmarsches ist im vollen Gange. Die vorher noch zu zahlenden Rechnungen, von aufgeregten Kashmiris präsen-

tiert, häufen sich zu Bergen, aber – das Geld ist noch nicht da! Eine schauderhafte Situation! Schweren Herzens entschließen wir uns im letzten Augenblick, die Expedition ohne uns starten zu lassen. Memsahib und ich bleiben – sozusagen als Geiseln – in Srinagar zurück. Unser ganzes Gepäck, sogar unser Waschzeug «rollt bereits». Unsere gesamte städtische Kleidung und Wäsche ruht schon wohlversorgt und eingemottet in einem Speicher von Nedou's Hotel, wir sind aller Hilfsmittel entblößt.

Samstag, der 12. Mai mittags – wenn die Sache jetzt nicht klappt, verlieren wir weitere zwei Tage. Die Expedition ist bereits seit Freitag unterwegs. Auf dem Gang vor unseren Zimmern hocken sprungbereit die Gläubiger mit ihren Rechnungen. Die dramatische Zuspitzung ist eines Sensationsfilmes würdig. Da... ein Telephonanruf der Bank – endlich!! Die Beamten der Bank geben ihren halben freien Samstag nachmittag daran, die von uns geforderte Menge Silber- und Kleingeld – zwei Trägerlasten! – bereit zu stellen. In einer gewaltigen Nachtschicht bewältigen wir die letzten Arbeiten der vielgeplagten Expeditions-Leitung.

Sonntag, den 13. Mai um 5 Uhr morgens brechen wir auf. Bis Woyil Bridge geht es noch im Auto, für vier Monate zum letzten Mal. Dort erwarten uns die bestellten Reitpferde, und in einem tüchtigen Doppelmarsch gelangen wir über Kangan bis zum Bungalow von Gund, wo wir unsere Expedition einholen.

Wer den morgendlichen Aufbruch einer großen Karawane im Himalaya zum ersten Male mitmacht, wird von dem unbeschreiblichen Tumult fast überwältigt. Mit wildem Kriegsgeschrei suchen sich die Kulis des Gepäcks zu bemächtigen, jeder will die leichteste Last haben. Die gebrüllten Kommandos des Shikari, des Träger-Obmannes, nützen wenig, selbst auf seine Stockschläge reagieren sie kaum. Nur wenn ein paar in Kuli-Psychologie und Gepäckausgabe bereits erfahrene Sahibs die Sache leiten, gelingt es, wenigstens halbwegs Ordnung zu halten. Aber der Lärm bleibt stets ohrenbetäubend, und unter 2–3 Stunden kommt man selten fort.

Zunächst ging es durch das schöne Sind-Tal hinauf. Die Berge zu beiden Seiten erinnern vielfach an unsere Kalkalpen, nur mit dem Unterschied, daß sie hier 5000 m hoch sind.

Der *Zoji La* (3527 m), dieser noch im Winterschnee begrabene Übergang nach Baltistan, stellte unser erstes ernsthaftes Hindernis dar (Abb. 12). Der «Contractor», der uns rund 170 Ponies besorgt hatte, behauptete steif und fest, man könne bereits mit Pferden hinüber. Dieser Versuch führte aber nur zu einer furchtbaren Schinderei für die armen Tiere, die nahe der Paßhöhe vielfach bis zum Bauch in dem grundlosen Schnee einbrachen und nur mit größten Mühen wieder herausgezogen werden konnten. Ich ließ deshalb abladen und schickte die Pferde nach Baltal im Sind-Tal zurück.

So entstand auf dem Zoji La ein großer Gepäckstapel, bei dem die beiden

Kamera-Männer Richard Angst und F. v. Friedl zwei Nächte lang in ihren Zelten ausharrten, bis endlich alles abtransportiert war. Da wir viel zu wenig Kulis hatten, ging das nämlich nur im Pendelverkehr. Manche braven Kerle gingen dreimal zur Paßhöhe hinauf. Auch als wir unser ganzes Zeug glücklich auf der Nordostseite des Passes hatten, waren die Schwierigkeiten noch nicht vorüber, denn nun bildete sich im Bungalow von Mechihoi ein gewaltiger «unlöslicher Rückstand». Dessen Abtransport zu organisieren, wurde Hans Ertl anvertraut, der dafür ehrenhalber zum «Eremiten von Mechihoi» befördert wurde. Mit viel Energie und bayrischen Koseworten löste er seine Aufgabe glänzend. Es ist übrigens ziemlich gleich, in welcher Sprache man mit den Kulis verkehrt, da sie uns ja sowieso nicht verstehen. Ertls Mienenspiel aber war so ausdrucksvoll, daß man oft den Eindruck hatte, die Kulis verstünden echtes bajuvarisch viel besser als englisch.

In der Region der Schneeschmelze hatten wir stundenlang durch grundlosen Schneesumpf, fußtiefes Schmelzwasser und wiederholt auch durch wild angeschwollene Bäche zu waten. Wir waren herzlich froh, als wir in der Gegend von Dras endlich wieder festen Boden betraten. Nun konnten wir auch wieder Pferde gebrauchen, was die Ortsgewaltigen von Dras zu einer ganz großzügigen Gaunerei auszunützen versuchten. Wir setzten uns aber erfolgreich zur Wehr. In zwei langen Ritten durch die gewaltige Serpentinschlucht des Dras-Flusses ging es nordostwärts nach Kargil, der Hauptstadt der Landschaft Parik (Abb. 13). Das schön gelegene Kargil ist der Schlüsselpunkt für die Routen ins Nun Kun-Gebiet, nach Leh in Kleintibet und weiter nach Chinesisch Turkestan und endlich nach unserem nächsten Ziel Skardu, der Hauptstadt von Baltistan.

6. ALS NACHHUT IN BALTISTAN

Von *Hans Ertl*

So schön Kargil landschaftlich auch ist, expeditionstechnisch hatten wir dort große Schwierigkeiten. In der ganzen Stadt – sehr groß ist sie allerdings nicht – waren zunächst nur 45 Pferde und 20 Kulis aufzutreiben, und dabei hatten wir mehr als 400 Traglasten weiter zu befördern. So blieb nur übrig, die Expedition zu teilen. Mit dem zunächst vorhandenen Kuli- und Pferdematerial zogen die drei jungen Bergsteiger Bertl Höcht, André Roch und James Belaieff als Vorhut weiter gegen Skardu. Nach vielem Hin und Her und noch mehr Bakshish konnten glücklich für den nächsten Tag weitere 18 Pferde und 12 Kulis aufgetrieben werden, mit denen Bara Sahib, Dr. Winzeler, Ghiglione und der Film-Stab (Gustav Diessl, Richard Angst und Fritz von Friedl) starteten. Zurück blieben Memsahib und ich mit der reichlichen Hälfte aller

Lasten. Memsahib hatte die ehrenvolle Aufgabe, mit ihren Hindustani-Brocken und den nötigen zarten Augenaufschlägen die Tehsildare, Lambardare, Tshokidare (Bürgermeister oder andere Würdenträger) der Umgebung dazu zu bringen, schnellstens die nötigen Pferde und Kulis zu stellen. Ich habe zwar keine blasse Ahnung von Hindustani, aber meine bayrischen Kraftausdrücke fanden bei den Kulis solchen Anklang, daß Bara Sahib in Ermangelung eines englischen Transportoffiziers mich als bayrischen Transportoffizier Memsahib zur Seite stellte. Diese Kombination (Abb. 14) erwies sich als recht günstig, denn schon am nächsten Morgen waren 77 Pferde und 20 Kulis zur Stelle, so daß wir mit nur eintägigem Rückstand hinter den beiden anderen Staffeln herziehen konnten.

In unserem Ehrgeiz hofften wir sogar, durch einen Doppelmarsch die anderen bald einzuholen. Dies blieb allerdings ein schöner Traum, denn jeder Aufbruch mit etwa 200 Lasten – mag er noch so früh am Morgen angesetzt sein – dauert immer seine drei Stunden. Wenn Kulis und Ponies dann bei glühender Hitze 15–20 englische Meilen in den Schluchten des Suru (Abb. 15) und später in dem endlos langen und staubigen Industal herunter geklopft haben, so kann man von ihnen unmöglich verlangen, noch eine Tagesetappe als Zugabe zu leisten. Selbst wir Sahibs waren heilfroh, wenn wir nach 7–8-stündigem Ritt das nächste Bungalow erreicht hatten. Die Kulis konnten dann rasten, aber für uns kam das sich täglich wiederholende Spiel, unsere Leute auszuzahlen, Besuche zu empfangen und für den nächsten Morgen neue Kräfte zu engagieren.

Jeder Kuli steht auf dem Standpunkt: Sahibs sind so unermeßlich reich, daß man sie betrügen muß, wo es nur irgendwie geht. Zunächst einmal versucht natürlich jeder, sich die leichteste Last auszusuchen, wobei es meistens zu einer kräftigen Keilerei kommt. Hat schließlich nach hartem Kampf jeder ein Gepäckstück ergattert, so geht das Geschrei um Tickets los. Jeder Kuli erhält dann das ersehnte Ticket, das für ihn abends beim Abliefern der Last Bargeld bedeutet. Einige ganz besonders Schlaue ziehen mit ihrem Gepäck fröhlich los, gehen dann außer Sichtweite der Sahibs um das Bungalow hinten herum und versuchen, sich mit der gleichen Last noch ein zweites Ticket zu erschwindeln. Für zwei Sahibs ist es natürlich sehr schwer, in einer solchen Horde jeden einzelnen zu erkennen. Die ersten Tage schlüpfte uns mancher durch. Dann aber waren wir die Schlaueren, erklärten die am Morgen ausgegebenen 230 Blechmarken als ungültig und bezahlten nur die ankommenden 200 Kulis mit ihren Lasten. Erst gab es, wie immer, großes Geschrei. Dann aber freuten sich die Kulis, obgleich sie unterlegen waren, wie die Kinder über diese List, und die Sahibs stiegen sehr in ihrer Achtung.

Eine etwas schmerzliche Angelegenheit waren die Besuche der hohen Herren in den verschiedenen Orten. Es ist nämlich nicht ganz einfach, eine angeregte Konversation zu führen, wenn der eine nur die Balti-Sprache beherrscht,

Memsahib einige «elegante» Hindustani-Wendungen anbringen möchte und ich in meiner Muttersprache die entsprechenden Glossen dazu mache. Am ersten Abend unserer Reise, in Olding, fühlten wir uns hochgeehrt, als uns plötzlich der Besuch eines Raja angemeldet wurde. Wir versuchten, unser nicht gerade elegantes Bungalow möglichst wohnlich zu gestalten. Den besten Stuhl bekam natürlich der hohe Gast, Memsahib saß auf dem Bett, und ich verdeckte schnell im letzten Augenblick das riesige Loch in der Sitzfläche eines wackligen Korbstuhls mit der Kehrseite meiner Medaille. Die von Memsahib in flüssigem Englisch eingeleitete Unterhaltung geriet bereits nach den ersten paar Sätzen ins Stocken, da der hohe Besuch nur «yes» und «no» antwortete. Die Kunstpausen wurden länger und länger, der Gesprächsstoff war zu Ende, aber unser Raja saß noch immer unbeweglich wie ein Ölgötze da. Um Memsahib geistig zu unterstützen, schlug ich ihr alle möglichen und unmöglichen Fragen vor, die sie teilweise – nach strenger Zensur – mit mühsam unterdrücktem Lachen an unseren Gast weiter leitete. Aus der Fülle dieser Fragen nur einige Beispiele:

«Wie alt sind Sie?»

Antwort: «Yes.»

«Wieviel Pferde können wir hier bekommen?

Antwort: «No.»

«Wieviel Meilen haben wir morgen zu reiten?»

Antwort: «Yes.»

Das ging so mindestens eine Stunde lang. Endlich riß mir die Geduld, und ich sagte zum Raja auf gut Bayrisch:

«Wenn Du Dich jetzt nicht bald schleichst, schmeiß ich Dich hochkant naus!»

Worauf er mit freundlichster Miene «Yes» antwortete.

Das war zu viel für uns, Memsahib und ich platzten förmlich vor Lachen, so unhöflich das auch war. Unser Gast schneuzte sich vor Verlegenheit einige Male in seinen Turbanzipfel, und wir konnten die Situation nur retten, indem wir vorschlugen, hinauszugehen und einige Aufnahmen zu machen.

Außer diesen hohen Besuchen beglückten uns auch noch die verschiedenen Kranken der näheren und weiteren Umgebung, die in jedem Sahib einen Wunderdoktor sehen. Viel wirkliche Kranke waren dabei, aber auch viele Simulanten. Helfen konnten wir natürlich nur wenig, aber wir konnten Medizin verteilen, und das genügte den Leuten ja in den meisten Fällen. Mit ernster Miene verteilte ich für alle mir vorgetragenen Leiden vorzugsweise Heiserkeits-Tabletten und schrieb eine genaue Dosis für morgens und abends vor. Daß der Patient vielleicht an Magenbeschwerden oder an einem verstauchten Knöchel litt, focht mich nicht weiter an. Die Leute waren ungemein dankbar und versuchten, sich an uns heranzudrängen. Darauf schlossen wir unsere Sprechstunde so schnell wie möglich, denn die bereits zu uns über-

gelaufenen Wanzen und Flöhe in unseren Schlafsäcken deckten schon vollauf den Bedarf.

Mit solchen und ähnlichen heiteren Scherzen zogen wir zwei (Abb. 14) sechs Tage lang durch das Suru- und Industal und waren froh, als wir uns in Skardu wieder mit dem Gros der Expedition vereinigen konnten.

7. VON SKARDU NACH ASKOLE

Von *Hettie Dyhrenfurth*

In einem furchtbaren Sandsturm ritten Hans Ertl und ich am 29. Mai in Skardu ein. Diese Sandstürme sind eine Spezialität des Industals. Ziemlich regelmäßig in den Mittagsstunden, auch bei strahlendem Wetter, ist plötzlich alles in Wolken von Staub gehüllt.

Wir hatten uns Skardu, die Hauptstadt von Baltistan, sehr viel großartiger vorgestellt. Die Lage ist zwar recht malerisch (Abb. 16) – am Indus, am Fuße eines isolierten steilen Felskegels mit altem Fort und Moschee, dazu der Blick auf schön geformte Berge, die jetzt im Frühjahrsschnee leuchteten. Skardu selbst besteht aber nur aus einem recht kümmerlichen Bazar, einem Poloplatz, einem sehr bescheidenen Bungalow und dem Haus des «Tehsildar», eines hohen Regierungsbeamten des Maharaja von Kashmir.

In Skardu trafen endlich alle Expeditions-Teilnehmer zusammen. Zu unserer schmerzlichen Überraschung fanden wir hier auch Ingenieur *Marcel Kurz* vor, den wir schon längst am Baltoro-Gletscher vermuteten. Dicht vor Skardu hatte er einen ziemlich schweren Reitunfall gehabt. Sein Pferd, das vor drei plötzlich auftauchenden Fakiren scheute, war gegen einen Baum gerannt, und dabei hatte Kurz zwischen Sattel und Baumstamm eine so unglückliche Quetschung am Knie davon getragen, daß er fest liegen mußte. Alle Hoffnungen, daß er vielleicht doch noch später unserer Expedition folgen könne, wurden leider zuschanden, und nur unter großen Schwierigkeiten, nach monatelangem vergeblichen Warten, konnte unser armer Freund nach Srinagar zurückkehren.

Eine zweite, zwar nicht mehr ungewohnte, aber deshalb nicht weniger unangenehme Sensation war, daß die leidige Geldfrage wieder einmal nicht klappte. Die für Mitte und Ende Mai bereits telegraphisch avisierten Raten waren bisher in Srinagar *nicht* eingegangen, und so begannen die schweren finanziellen Sorgen von neuem. Als ob wirklich «der Dämon» seine Hand im Spiele hätte – als endlich mit sehr starker Verspätung die zweite Überweisung aus Berlin in Srinagar ankam, da war die Telegraphenlinie am Zoji La durch die Schneeschmelze unterbrochen, und es gab eine neue große Verzögerung. Da

wir unmöglich mit der ganzen Expedition so lange untätig in Skardu sitzen konnten, vollzog sich inzwischen der weitere Vormarsch in drei Staffeln, an der Spitze wieder Höcht, Roch und Belaieff, in der Mitte Ertl und ich, als letzte Bara Sahib mit Ghiglione, Dr. Winzeler und der Film-Gruppe. Diese hatte sich inzwischen durch das Eintreffen von Frau Jarmila Marton und Andrew Marton vergrößert. Im Flugzeug waren sie bis Jodpur gereist, von dort nach Srinagar gefahren und in Doppelritten nacheilend hatten sie uns nun in Skardu eingeholt. Die dauernden wirtschaftlichen Sorgen lasteten schwer auf meinem armen Mann als dem verantwortlichen Expeditions-Leiter und Produktions-Leiter des Films, und mit Galgenhumor stellte er fest, daß er zwar aus Berlin noch immer nicht das erforderliche Geld, dafür aber eine (für eine Himalaya-Expedition besonders notwendige) Diva und einen Spielleiter plus gemacht habe. Zum Glück erwies sich Frau Jarmila aber nicht als richtiger Film-Star, sondern als frischer Sportstyp, und sie hat alle Strapazen der Expedition tapfer durchgehalten.

Von Skardu geht es zunächst in einer Fähre über den breiten Indus. Da der Kahn nur 20 Träger oder 10 Pferde mit ihren Lasten aufnimmt und zum Hin und Her fast eine Stunde braucht, so ist das ein ziemlich zeitraubendes Vergnügen, denn Ertl und ich hatten ja wieder 200 Lasten zu betreuen. Auf dem nördlichen Indus-Ufer geht es zunächst ein paar Meilen durch eine richtige Wüste mit großen Sanddünen und dann über einen Bergriegel hinüber in das fruchtbare Tal von Shigar.

Dort wurden wir von dem Missionar Mr. *Bavington* und seiner Frau ganz reizend aufgenommen. Groß war die Freude, als wir feststellten, daß Mrs. Bavington Zürcherin ist. Selten habe ich so harmonische Menschen getroffen, wie dieses Ehepaar, und ich war von ihrer echten Frömmigkeit tief ergriffen. Sie haben vier kleine Kinder, die sie in England erziehen lassen müssen, denn in Shigar sind die Gesundheitsverhältnisse zu schlecht. Als ich Mrs. Bavington fragte, ob es ihr nicht sehr schwer fiele, sich von den Kindern zu trennen, da sagte sie ruhig: «Gottes Sohn ist für uns gestorben. Da ist kein Opfer zu groß, das wir ihm bringen.» In dem kleinen abgeschiedenen Dörfchen leben die beiden in den primitivsten Verhältnissen, fast nie sehen sie einen Europäer. Sie beziehen kein festes Gehalt, aber sie sind voll Vertrauen, daß sie das zum Leben Notwendige immer haben werden. Wenn kein Geld mehr da ist, beten sie darum, und wie durch ein Wunder ist bisher noch stets zur rechten Zeit gesandt worden, was sie brauchten.

Daß Mr. und Mrs. Bavington gerade in Shigar leben, hat seinen besonderen Grund. Dieses scheinbar so idyllische Dorf in seinem schönen Aprikosenhain hat nämlich den traurigen Ruhm, das kriminelle Zentrum von Baltistan zu sein. Etwa 70% aller Verbrechen und Eigentums-Vergehen entfallen auf Shigar. Die Shigar-Leute untereinander trauen sich so wenig, daß fast jeder mit seinem halbwilden Hund als Wache auf der Schwelle seines Hauses schläft.

Darum kann man bei Nacht nicht durch den Bazar gehen, sonst wird man von diesen Bestien zerrissen. Es gehört wirklich viel gläubiges Vertrauen dazu, gerade in Shigar helfen und bessern zu wollen.

Da Mr. Bavington ganz fließend Hindustani und Balti spricht, war er der Film-Gruppe als Dolmetscher von unschätzbarem Wert. Um das halbwilde Volk des Braldoh-Tales kennen zu lernen, erbot er sich, die Expedition bis zum Baltoro hinauf zu begleiten und uns bei den Transporten behilflich zu sein; mit großer Freude nahmen wir seinen Vorschlag an.

Bei unserem Abmarsch in Shigar spielten sich geradezu dramatische Szenen ab. 200 Kulis brauchten wir, und 600 – nicht nur aus Shigar, sondern auch aus den umliegenden Dörfern – waren zur Stelle, aus denen wir nun die Besten heraussuchen wollten. Kein Dorf gönnte dem anderen den Verdienst. Alle stürzten sich wie die Wilden auf die Lasten und versuchten sogar mit Gewalt, sich der Kisten zu bemächtigen. Unsere uns treu ergebenen persönlichen Diener verteidigten das Gepäck wie die Löwen. Ich selbst stellte mich auf zwei Kisten, hätte aber beinahe ein unrühmliches Ende genommen, da die Leute in ihrem Eifer die Kisten unter meinen Füssen wegzureißen versuchten. Erst nachdem Ertl den einen, Mr. Bavington den anderen Eingang des kleinen Packhofes besetzt hielten, kam allmählich Ordnung in die Sache, aber statt der üblichen 2–3 Stunden brauchten wir für den Aufbruch in Shigar fünf!

Nach diesem durchkämpften Morgen gab es einen wunderbaren Ritt von Shigar bis Koshumal. In den meisten Dörfern bekommt man ja nur schlechte Pferde, die schwer aus dem Schritt herauszubringen sind und auch dann höchstens in einen harten, kurzen Trab verfallen, wobei man gehörig durcheinander geschüttelt wird. In Shigar aber gab es tadellose Polopferde, und es war ein Hochgenuß, auf weiten Sandflächen und dazwischen wieder durch Aprikosenwälder dahin zu galoppieren. Am Beginn der Expedition hatte ich Bara Sahib, Angst, Diessl und Ertl ob ihrer Reitkünste sehr bewundert, und es schien mir zunächst ganz rätselhaft, daß sie bei ihren Galoppaden *nicht* vom Pferde fielen. Aber nach unserem 14-tägigen Reit-Training fühlte ich mich schon recht sicher im Sattel. Allerdings – wenn ich die Einheimischen dahinrasen sah, dann kam ich mir doch noch recht klein und häßlich vor. Die Kerle reiten wie die Teufel, fast jedes größere Dorf hat einen Polo-Platz, und das Polospiel in Baltistan ist ein wirklich hochklassiger Sport.

Zwischen Yunno und Dassu mußten wir von unseren Pferden Abschied nehmen, nun ging es nur noch zu Fuß weiter. Zunächst galt es, den wild schäumenden Braldoh-Fluß zu überqueren, mit unseren 200 Lasten keine leichte Aufgabe. Die einzige Beförderung sind die «Skin-rafts», kleine Flöße, die von aufgeblasenen Ziegenbälgen getragen werden (Abb. 19). Vier Ruderer treiben das Floß mit Stangen durch die reißende Strömung, und es ist anfangs ein eigenartiges Gefühl, sich einem solchen Fahrzeug anzuvertrauen. Bald machte es mir aber solchen Spaß, in einem Höllentempo durch die Strudel zu

fahren, daß ich mich noch zwei Mal übersetzen ließ. Ich dachte dabei an meine Kinderzeit: Wie schön war das, wenn mein Vater mir etwas Kleingeld in die Hand drückte und ich selig so lange Karussell fuhr, bis alles aufgebraucht war.

Am dritten Tage, zwischen Gomboro und Pakore, kamen wir zur ersten großen Hängebrücke (Abb. 21). Von diesen Brücken hatte ich schon viele Photographien gesehen, aber man kann sich doch erst dann eine richtige Vorstellung davon machen, wenn man sie selbst betreten muß. Ertl war schon längst am anderen Ufer, um zu filmen. Ich hatte also nicht gesehen, wie er hinüber gekommen war. Meinen erstaunten Augen bot sich folgendes Bild (Abb. 22): Etwa 15 Meter über dem reißenden Braldoh spannt sich 50 Meter weit eine Hängebrücke aus Weidenruten. Als Gehsteig ein Geflecht von vier Seilen, sehr lose mit einander verknüpft, als Geländer zu beiden Seiten dasselbe Geflecht, ungefähr in Schulterhöhe, aber nur alle paar Schritte lose mit dem Gehsteig verbunden, sodaß man dazwischen die reizvollsten Tiefblicke hat. Gerade wollte ich mit leichtem Schaudern die Brücke betreten, da kamen unsere persönlichen Diener, die mich beschworen, ja nicht allein zu gehen. Ich sei ihre Mutter, und sie hätten so Angst um mich, ich würde bestimmt abstürzen. Ich solle mir doch die Augen verbinden lassen, und ein starker Kuli werde mich hinüber tragen. Eilfertig wickelte der eine seinen Turban auf, um mich damit auf einem Kuli festzubinden. Nur mit aller Energie konnte ich erreichen, daß man mich allein gehen ließ, d. h. ein Kuli blieb ständig in meiner Nähe und sagte bei jedem Schritt wie zu einem alten Droschkengaul: «Kabardar!» = Vorsicht! Allzuwohl war mir anfangs nicht, besonders weil ich das Geländer zuerst nur auf der einen Seite erreichen konnte, aber schließlich ging es ganz gut, und ich wurde von den Kulis sehr belobt. Man muß nur krampfhaft vermeiden, daran zu denken, wann wohl die letzte «Brückenkommission» die Sicherheit geprüft haben mag.

Als ich glücklich drüben anlangte, wollte Ertl, der eifrige Kameramann, noch eine andere Einstellung filmen. Ich durfte also nochmals ein ganzes Stück zurückgehen. Dummerweise waren aber inzwischen mehrere Kulis vom anderen Ufer her losgegangen, und nun begann die ganze Brücke wild hin und her zu schaukeln. Die Kulis brüllten vor Angst, und Ertl war in freudiger Aufregung, die Sensationsaufnahme unseres dokumentarischen Films drehen zu können: Memsahib stürzt von der Hängebrücke, ihre Knochen zerschellen hörbar an den Klippen des Braldoh. Leider mußte ich ihn enttäuschen. Aber Stunden um Stunden vergingen, bis unsere armen Kulis mit ihren 200 Lasten die Brücke passiert hatten.

Die nächste Brücke machte schon weniger Eindruck, und ohne weitere Sensationen marschierten wir nach Askole. Unterwegs kamen uns Roch und Belaieff von der ersten Partie in strahlender Laune entgegen und schleppten Ertl sofort zu einer nahen Schwefelwasserstoff-Therme, ihm die Vorzüge eines

Bades in dem dortigen kleinen Teich in den leuchtendsten Farben schildernd: Jede Ischias verschwinde sofort! Da alle drei nicht an Ischias litten, war das schwer nachzuprüfen. Tatsache war, daß unmittelbar nach dem Bad Belaieff sich mit hohem Fieber und Schüttelfrost hinlegte, was ihn als künftigen Kurdirektor von Askole doch wieder etwas skeptisch wegen der Heilkraft seiner Quelle werden ließ. In Wahrheit handelte es sich aber, wie sich dann später herausstellte, um einen Anfall der noch sehr wenig erforschten «tibetischen Malaria».

8. VON ASKOLE NACH RODOKAS

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Askole, schon reichlich 3000 m hoch, ist das letzte Dorf vor der Gletscherwelt des Baltoro-Gebietes. Für die Expeditions-Leitung gab's hier wieder eine Menge zu tun, umsomehr, als wir unseren Shikari in Gomboro, einen Doppelmarsch vor Askole, zum Teufel gejagt hatten. Ein Shikari ist Träger-Kommandant und sozusagen die Mittelsperson zwischen der Expeditions-Leitung und den Kulis. Da die Eingeborenen-Sprachen – in unserem Falle Hindustani, Kashmiri und Balti – von den Sahibs meist gar nicht oder nur sehr unvollkommen beherrscht werden, hat ein Shikari mancherlei Gelegenheit zu mehr oder weniger unsauberen Zwischengeschäften. Wir hatten unseren Shikari stark im Verdacht, seine Stellung geradezu schamlos zu mißbrauchen. Als wir ihm zum zweiten Male einen Zwischenverdienst von 100% nachweisen konnten, schickte ich ihn kurzerhand nach Srinagar zurück. Ich war ja in der glücklichen Lage, in Mr. Bavington eine vollkommen sprachenkundige und ganz unantastbare Persönlichkeit zu besitzen. Daß Bara Sahib einen so mächtigen Mann, wie den Shikari Abdullah Bad, einfach entließ und den Trägerlohn selbst auszahlte, machte auf die Kulis einen gewaltigen Eindruck.

In Gomboro hatte es noch einen anderen bösen Zwischenfall gegeben, nämlich Dr. Winzeler, unser Expeditionsarzt, war plötzlich an einer zunächst ganz rätselhaften Krankheit mit sehr heftigem Fieber erkrankt. Frau Jarmila Marton mußte deshalb ihre Tätigkeit als «Filmdiva» damit eröffnen, Krankenschwester zu spielen, und sie tat dies mit kameradschaftlicher Selbstverständlichkeit. Diese Krankheit, die zunächst Dr. Winzeler und Belaieff packte und später, auf unserem Rückmarsch, auch Diessl, Angst und Marton, ist die merkwürdige «Tibetische Malaria» (s. S. 102).

Der vielgeplagte Expeditions-Leiter hatte also wieder einmal allerlei Sorgen: zwei Kranke, Belaieff in Askole, Winzeler zehn Marschstunden entfernt in Gomboro. Zahlreiche Träger warteten ungeduldig auf ihre Entlohnung, und Geld war, wie üblich, nicht da. Erst am 10. Juni kam ein Kurier von unten herauf

mit der Freudenbotschaft, daß endlich eine telegraphische Überweisung in Skardu eingegangen sei. Noch vor meinem Abmarsch hatte ich in Skardu mit liebevoller Sorgfalt den Geldtransport nach Askole vorbereitet. Das war ein sehr böses Problem gewesen, denn niemand wollte die Verantwortung übernehmen, einen großen Geldtransport durch das berüchtigte Shigar und bis in das obere Braldohtal mit seiner halbwilden Bevölkerung zu führen. Auch die Behörden, d. h. der Tehsildar, hatten es abgelehnt, und die von mir als Begleitmannschaft erbetenen Soldaten waren nicht bewilligt worden. Endlich war es gelungen, den reichen Sikh *Kesar Singh*, den wirtschaftlichen König von Skardu und Shigar, bei der Ehre zu packen, so daß er es übernahm, sofort nach Eingang der telegraphischen Gutschrift zehn Trägerlasten Silber- und Kleingeld nach Askole heraufzubefördern, unter Leitung seines Bruders. Alle notwendigen Vollmachten hatte ich unten bei Ingenieur Kurz gelassen. Trotzdem brachte der Spezialkurier nun die Schreckensnachricht, daß der überängstliche Postmaster die Auszahlung verweigere und noch eine Spezialvollmacht von mir verlange. Das bedeutete einen erneuten Zeitverlust von mindestens acht Tagen, und dabei waren wir schon ständig umlagert von hunderten empörter Braldoh-Leute, mit denen man nicht gut Geschäfte «auf Kredit-Basis» machen kann. Das Allerschlimmste aber war, daß der Juni ja die einzige zuverlässige Schönwetter-Zeit ist, jeder Tag war also ein uneinbringlicher Verlust.

Darum ließ ich am 8. Juni Memsahib mit Ertl, Höcht und Roch starten. Es war ein Riesentransport – 330 Träger. Nach drei Tagen, die mit organisatorischen und filmischen Arbeiten (Abb. 23) ausgefüllt waren, folgten Ingenieur Ghiglione und ich mit 40 Trägern nach. Die Filmgruppe, als dritte Staffel, mußte noch in Askole bleiben, um den mit Schmerzen erwarteten Geldtransport von Kesar Singh zu übernehmen.

Die erste Tages-Etappe, von Askole nach *Korofon*, führt über das Zungenende des gewaltigen, mehr als 50 km langen *Biafo*-Gletschers. Korofon ist ein dürftiger Weideplatz mit einer Feuerstelle, sonst nichts. Der zweite Tagesmarsch, von Korofon nach *Bardumal*, hat mit einer besonderen Sensation aufzuwarten, nämlich mit der Überschreitung des Dumordo-River. Dieser von mächtigen Gletschern gespeiste Fluß ist ein ernsthaftes Hindernis. Es gibt zwar auch eine Hängebrücke, doch ist sie nur durch einen mehrstündigen Umweg zu erreichen. Das Durchwaten (Abb. 20) spart also viel Zeit, ist aber nur bei niedrigem Wasserstand möglich und auch dann etwas «für Kenner». Man muß schon ziemlich fest auf seinen – im Eiswasser rasch erstarrenden – Beinen stehen, um nicht fortgerissen zu werden. Und dabei hat man dieses Vergnügen drei Mal! Denn wenn der Dumordo sich nicht freundlicherweise hier in drei Arme geteilt hätte, wär's überhaupt unmöglich.

Bardumal ist eine schmale Schotter-Terrasse über dem brausenden Braldoh-River, am Fuße himmelhoher Felswände, kaum Platz genug für ein paar

Zelte, mit einigen armseligen Sträuchern als Feuerungs-Material. Trotzdem ist uns der Abend dort unvergeßlich. Denn über den wilden Kalk-Türmen des unteren Baltoro erschien zum ersten Male – noch 60 km entfernt und doch schon unglaubhaft hoch – wie eine Vision der Gipfel des Lamba Pahar (8591 m).

Auf der gegenüberliegenden Talseite weidete friedlich ein mächtiges Steinbock-Rudel, darunter ein paar uralte Böcke mit gewaltigen Hörnern. Die Kulis konnten sich gar nicht beruhigen, als sie durch mein Busch-Therar-Fernrohr (mit 44- und 72-facher Vergrößerung) schauten und das scheue Wild scheinbar zum Greifen nahe vor sich sahen.

Am dritten Tage, von Askole aus gerechnet, geht es in mühsamem Auf und Ab durch die Braldoh-Schluchten ostwärts. An einigen Stellen wird der Pfad zum ausgesetzten Klettersteig (Abb. 24), für die schwer beladenen Kulis mit sperrigen Lasten, z. B. mit Skiern, eine harte Aufgabe. Aber alles ging gut, und am Nachmittag des 13. Juni waren wir in *Paiju*, einem entzückend gelegenen Lagerplatz nahe dem Zungenende des Baltoro-Gletschers. Eine schöne Wiese mit altem Baumbestand, gutes Wasser, sogar mit Forellen, prachtvoller Blick auf kühn geformte Kalkberge.

Am nächsten Tage (Paiju-*Liligo*) (Abb. 27) betraten wir endlich den Baltoro-Gletscher. Es war ein feierlicher Augenblick. Der Baltoro ist allerdings zunächst nicht das, was man sich für gewöhnlich unter einem Gletscher vorstellt, denn in seinem unteren Teil ist der Eisstrom unter gewaltigen Schuttmassen begraben, und man arbeitet sich in ständigem Auf und Ab über eine Steinwüste vorwärts. Dafür wird das alpine Bild immer großartiger (Abb. 28). Die Tramgo-Türme z. B. lassen sich in Kühnheit der Form nur mit den besten Dolomit-Türmen (Guglia di Brenta, Vajolett-Türme) vergleichen (Abb. 25), doch mit dem einen Unterschied, daß sie über 6000 m hoch sind! Diese Erstersteigungen werden wohl noch lange auf sich warten lassen.

Der fünfte Marschtag endlich brachte uns nach *Rodokas* (4057 m), einem schön gelegenen Weideplatz am mittleren Baltoro-Gletscher, mit gutem Wasser, Gras und dem letzten Holz. Deshalb bildet Rodokas für alle Unternehmungen im oberen Baltoro-Gebiet die natürliche Basis (Abb. 30).

9. RODOKAS

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Bis hierher war alles glatt gegangen. Mit 290 Trägern – die andern hatten wir unterwegs zurückgeschickt – kamen Ertl, Höcht, Roch und ich in Rodokas an und hofften, am nächsten Tage weiter gegen Concordia marschieren zu können. Leider sollte es anders kommen: 175 Träger weigerten sich, mit uns

ins Schneegebiet hineinzugehen, und kehrten nach ihrem Heimatsdorf Askole zurück. So mußte ich am nächsten Tage meine Kameraden mit bloß 115 Trägern weiter ziehen lassen. Ich selbst blieb mit den übrigen Lasten in Rodokas und hatte zu warten, bis von unten herauf frische Träger kommen würden oder bis Ertl seine Träger von Concordia nach Rodokas zurückschicken konnte. Zwei Tage später kamen Bara Sahib und Ghiglione mit 34 Trägern, aber von diesen wollten auch nur 24 weiter. Das Transport-Problem wurde also jetzt immer kritischer, und das Allerschlimmste war – der ständige Geldmangel! Wenn bloß der Kesar Singh-Transport schon dagewesen wäre! Anstatt mit Silbergeld dauernd mit Papierzetteln (Gutscheinen) bezahlen zu müssen, das machte natürlich immer böseres Blut, und da die Leute ohnehin schon sehr wenig Lust hatten, in die eigentliche Schneeregion hinein zu gehen, so drohte unser ganzer Transportplan zusammenzubrechen.

Es war höchste Zeit, daß Bara Sahib nach vorn kam, denn gerade jetzt waren an der Spitze der ganzen Expedition grundlegende Entscheidungen zu treffen. Er hielt sich also in Rodokas gar nicht auf und ging mit Ing. Ghiglione schon am nächsten Tage los. Gerade als er aufbrechen wollte, kamen 81 Kulis von oben zurück, mit einem Zettel von Ertl, der eine wahre Hiobsnachricht enthielt: Diese 81 hätten gestreikt, er wolle nun versuchen, mit den ihm verbliebenen 34 Trägern im Pendelverkehr das Concordia-Lager einzurichten. Ich solle recht vorsichtig sein, diese 81 seien richtige Verbrecher.

Rodokas ist wirklich wundervoll gelegen (Abb. 30), und ich hatte mich wie ein Kind darauf gefreut, ein paar Tage hier allein zu sitzen und zu träumen. Aber allein hier zu bleiben mit 100 Lasten und 81 Verbrechern, das schien mir weniger verlockend. Ehe Bara Sahib aufbrach, riet er mir noch, auf alle Fälle die Pistole schußbereit zu halten. Leider habe ich aber seit jeher eine unüberwindliche Abneigung gegen Schußwaffen und betrachte jede mit äußerstem Mißtrauen, auch wenn sie ungeladen ist. Als mein Mann mich ängstlich und ungeschickt mit der Pistole hantieren sah, da kamen ihm leise Bedenken, ob ich wohl die geeignete Persönlichkeit zur Bewachung unserer 100 Lasten sei. Aber es blieb ja nichts anderes übrig, er mußte unbedingt so schnell wie möglich an die Spitze, und die Filmgruppe war noch immer in Askole festgehalten. Zu meinem Schutze hatte ich ja auch den einen Koch, Bara Sultana, einen rührend guten zuverlässigen Menschen, und einen Chuprassi, einen Unterbeamten, den uns der Tehsildar mitgegeben hatte. Im Ernstfalle hätten wir drei starken Männer aber wohl nichts gegen die 81 Banditen ausrichten können. Zum Trost sagte mir der Kashmiri-Koch immer wieder: «Das sind gar keine Menschen; das sind wilde Tiere, sie stehlen und morden.» Bei dieser Ansicht blieb er übrigens während der ganzen Expedition, Kashmiris und Baltis lieben sich gegenseitig sehr wenig. Wir waren also erst beruhigt, als sich die Leute nach ein paar Stunden verzogen, und dann wurde

es in unserem Lager wundervoll still und friedlich, die reine Sommerfrische. Für meinen Geschmack war Rodokas (Abb.30) überhaupt der schönste Lagerplatz der ganzen Expedition, an steilem Grashang, überall verstreut die ersten Primeln, und gegenüber kühn geformte Felsberge. 1930, im Osthimalaya, konnte ich nie richtig froh werden. Die grausame, unnahbare Wildheit des Kangchendzönga bedrückte mich. Hier aber zeigt sich der Himalaya ganz anders, viel menschlicher, lieblicher. Erst die Verbindung von himmelhohen Bergen (Abb. 29), kleinen Seen, leuchtendem Grün und Blumen ist vollkommene Schönheit.

Jetzt habe ich auch noch 30 Hühner und 13 Hammel heraufbekommen, denn Rodokas soll ja zur letzten Verpflegungs-Station ausgebaut werden. Hier ist das letzte Holz, und das drei Tagemärsche entfernte Concordia-Lager und die projektierten oberen Lager müssen von Rodokas aus mit frischem Fleisch und Kuli-Nahrung versorgt werden. Das ist ein schweres Problem. Auf unserer Expedition 1930 hatten die Darjeeling-Träger pro Kopf und Tag ein Kilogramm Atta-Mehl bekommen und zu einem Brei gekocht. Der Askole-Träger aber ist gewohnt, sein tägliches kg Atta zu Brot zu verbacken. Das geht leicht, solange man Holz hat, aber wir mußten ja monatelang im Gletschergebiet leben, nur auf unsere Petroleum- und Meta-Vorräte angewiesen. Wir mußten uns also entschließen, hier zwei Brotbäcker anzustellen, die täglich 120 Brote zu backen hatten, und dann mußten regelmäßige Nahrungsmittel-Transporte nach den Hochlagern eingerichtet werden.

Einmal setzte ich mich zu den Bäckern und wollte beim Teigkneten helfen. Da sprangen sie aber mit einem Entsetzensschrei auf, und ich war sehr verblüfft, als mir der Koch erklärte, daß ich nach mohammedanischem Glauben unrein sei, das Brot also ungenießbar würde, wenn ich den Teig anrührte. Als ich meine sauberen Hände mit den schmutzstarrenden Pfoten der Bäcker verglich, kamen mir Zweifel an Mohammed.

Leider legen die Hühner nicht, obwohl wir ihnen so ein schönes Nest gebaut haben. Hühner sind doch wirklich töricht! Ich denke es mir so viel anregender, in dieser grandiosen Gegend Eier zu legen, als in irgend einem langweiligen Hühnerstall.

In Srinagar hatte uns ein Engländer gesagt, er habe 1902 auf einer Karakoram-Fahrt von den Kulis gehört, es gebe einen Paß bei Rodokas, der den Baltoro-Gletscher mit dem Shyoktal verbindet. Das wäre natürlich sehr wichtig, weil wir dann beim Rückweg den unendlich langen Umweg über Askole nicht zu machen brauchten. Da die Bergsteiger bisher keine Zeit dazu hatten, beschloß ich, allein auf Kundfahrt zu gehen. Als einzigen Begleiter hatte ich nur den Koch Sultana zur Verfügung, der mit *Visser*, *Trinkler*, *De Terra* und *Boßhard* gegangen war und sehr sachverständig tat. Auch erzählte er mir stolz, er nähme ein Seil und seine guten Nagelschuhe mit.

Um 5 Uhr früh zogen wir los, zunächst über steile Grashänge sehr schnell empor; dann sah ich aber traurig, daß die von mir in Aussicht genommene Route durch ein leichtes Couloir dauernd von Steinen bestrichen wurde. Wir mußten uns also auf steilen Schneehängen in die Höhe arbeiten. Der Schnee war beinhart, und ich hatte dummerweise keine Steigeisen mit, weil ich keinerlei ernste alpine Unternehmung vermutete. Mein braver Koch hatte zwar «Nagelschuhe», aber leider waren die meisten Nägel schon vor Altersschwäche ausgefallen. Dafür hatte er aber seinen Pickel unten gelassen und einen malerischen langen Hirtenstab mitgenommen, mit dem man weder Stufen schlagen noch sich auf steilen Schneehängen verankern konnte. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als selbst Stufen zu schlagen und den armen Kerl vorsichtig nachkommen zu lassen. Bis jetzt war ich immer mit meinem Mann oder anderen guten Bergsteigern gegangen, in deren Spur ich bequem nachgestiegen war. Bei 5000 m Meereshöhe einen praktischen Anfängerkursus im Stufenschlagen zu nehmen, blieb mir nun vorbehalten. Stunden und Stunden arbeitete ich mich in die Höhe, vorwärts getrieben von der wohl in jedem Menschen liegenden Sehnsucht, Neuland, unerforschtes Gebiet zu entdecken. Dabei dauernd mit sehr schlechtem Gewissen, denn ich wußte genau, daß meine Unternehmung leichtsinnig war. Noch dazu sagte mir mein «Tourenpartner» jede Minute wie ein Papagei: «Memsahib soll umkehren! Wenn die Memsahib hier stürzt, dann schießt mich der Bara Sahib tot.» Als einzige Variante manchmal: «Wenn die Memsahib stürzt, stürze ich mich gleich hinterher.» Dazwischen schlug er mir vor, mich anzuseilen. Aber da er vollkommen schwindlig war und sehr unsicher ging und da ich ihn auf dem steilen Schnee nie hätte halten können, lockte mich das Angebot nicht. Schließlich kamen wir zu Blankeis und einer kurzen Kletterstelle über vereiste Felsen. Wäre mein Mann dagewesen und hätte mir sein ermunterndes: «Schnell, schnell!» zugerufen, hätte ich es sicher geschafft. Aber den lamentierenden Koch hinter mir, der wie ein Häufchen Unglück dasaß, sich an einen Stein anklammerte und mich beschwor, umzukehren, sonst würde ich sofort tot sein, das war zu viel! Schweren Herzens drehte ich um, höchstens 100 m von meinem Ziel entfernt, und kam nach ungefähr dreistündigem Herunterstapfen durch den jetzt vollständig erweichten und knietiefen Schnee mit deutlichem moralischen Minus wieder in Rodokas an. Ich hatte in sehr anstrengender und für mich nicht ungefährlicher Vorarbeit festgestellt, daß ein für Bergsteiger leichter Aufstieg zum «Paß» besteht. Anstatt aber für meine Forscherarbeit belobt zu werden, lachten mich die inzwischen nachgekommenen Bergsteiger Dr. Winzeler und Belaieff nur aus. *Sie* wären nie im Leben da hinauf gestiegen. Man sähe doch schon von unten ganz gut, daß es viel zu steil für Träger sei. Im übrigen sei da gar kein Paß; der solle schon einige Kilometer *vor* Rodokas abzweigen! (durch das Liligo-Tal). Da kann man halt nix machen!

10. VON RODOKAS ZUM STANDLAGER

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Die Berge stecken in dicken Wolken, als wir auf dem ungeheuren Eisstrom des Baltoro von Rodokas ostwärts marschieren. Noch immer viel Oberflächen-Moräne, aber immer häufiger schaut das Eis durch die Schuttdecke hindurch. Wir sind etwas mißgestimmt, daß wir heute so wenig zu sehen bekommen. Da brodeln die Wolkenmassen, und es erscheinen in großer Höhe kühne Gipfel mit wilden Eisgraten. Offenbar der Masherbrum (7821 m). Mit gebührendem Respekt bewundern wir ihn. Da – eine neue Bewegung in den flutenden Nebelschleiern, und plötzlich erscheint unglaublich hoch über diesen Gipfeln – wir müssen den Kopf weit in den Nacken legen – die leuchtende Eisspitze des wirklichen *Masherbrum* (Abb.33). Ein geradezu phantastischer Anblick! Womit soll ich den Masherbrum vergleichen? Am ehesten noch mit dem Matterhorn von der Z'Muttseite, aber fast doppelt so hoch und noch viel trotziger, viel gewaltiger (Abb. 35 und Abb. 37).

Es ist Abend, die Zelte sind aufgeschlagen, die letzten Wolken lösen sich auf (Abb. 32), die Leica's arbeiten fieberhaft. Masherbrum (7821 m) im Südwesten (Abb. 34), Gasherbrum IV (7925 m) (Abb. 41) und Broad Peak (8051 m) (Abb. 49) im Osten in den letzten Strahlen der Abendsonne – das Wort erstirbt, nur Schauen, Schauen!

Der zweite Tagesmarsch: An einmündenden Seitengletschern geht es vorbei. Im Norden der *Mustagh Tower* (7273 m), der kühnste Felsberg der Erde (Abb. 36 und Abb. 39). Kein bloßer Zacken, kein Dolomitturm, sondern ein ungeheurer Berg, tausende von Metern über seine Umgebung emporragend, und von einer Form ...! (Abb. 38).

Bitter waren nur die ständigen Trägerschwierigkeiten. Wir hatten das große Werk über die Karakoram-Expedition des Herzogs der Abruzzen natürlich immer wieder genau durchstudiert, und darin sind die Braldoh-Träger als die besten und anspruchslosesten Menschen geschildert. Inzwischen ist aber die Riesen-Expedition des Herzogs von Spoleto durch Askole auf den Baltoro-Gletscher gezogen, und da man hierbei über sehr große Geldmittel verfügte und in Bakshish sehr freigebig war, sind die Askole-Kulis verdorben. Sie betrachten jeden Europäer als Milliardär, dessen Aufgabe es ist, sämtliche Bewohner des Braldoh-Tales nicht nur gut zu bezahlen und zu ernähren, sondern vor allem auch von Kopf bis Fuß auszurüsten. Als wir zu den ersten großen Firnfeldern kamen und bei jedem Schritt in dem faulen Schnee tief einsanken, da ging es uns genau so, wie vor uns bereits der Ertl-Partie: Die Träger forderten sofort Bergschuhe. Wir hatten aber nur für die besten 60 Hochträger europäische Bergschuhe mitgebracht, die wir auch erst ausgeben wollten, nachdem wir uns über die endgültige Auswahl klar waren. Als wir zunächst nur Schneebrillen

verteilten, da drohten auch unsere Leute mit Streik, und es kostete mühsame Verhandlungen, sie schließlich doch weiterzubringen.

Der *Mitre Peak* vor uns hat ganz den Typus der Aiguilles von Chamonix (Abb. 102). Am Mittag des dritten Tages kamen wir nach «*Concordia*» (4627 m) (Abb. 44). Man soll mit Superlativen äußerst sparsam sein, aber hier kann man es wirklich verantworten: Eines der gewaltigsten Hochgebirgs-Amphitheater der Welt! Im Norden der *Lamba-Pahar* (Abb. 45), bisher meist mit dem nüchternen Vermessungszeichen *K 2* benannt, 8591 m hoch, der Rivale vonTschomo Lungma (Mount Everest) und Kangchendzönga. Lamba Pahar = «der große Berg», ein schöner Name für diesen über alle Beschreibung gewaltigen und formenschönen Gipfel[1] (Abb. 46 und Abb. 48). Im Osten die ungeheuer steil sich aufbauende, großenteils aus Marmor bestehende Gasherbrum-Kette (Abb. 53) mit dem gewaltigen Dom des *Broad Peak* (Abb. 51) und dem wundervollen Trapez des *Gasherbrum IV* (Abb. 52 und Abb. 54). Im Südosten der makellos weiße, in der Abendsonne wirklich wie Gold leuchtende *Golden Throne* (Abb. 61), im Süden namenlose «Vorberge» des Bride Peak mit herrlich kannelierten Eis-Wänden und -Graten (Abb. 58). Von drei Seiten fluten gewaltige Gletscher heran, vereinigen sich in «Concordia» – eine Erinnerung an den alten lieben Aletsch-Gletscher – und strömen als Baltoro-Gletscher westwärts.

Es kam nun darauf an, schnellstens mehr Proviant und wenigstens Teile des in Rodokas zurückgebliebenen Expeditions-Gepäcks heranzubekommen. Darum sandten wir alles, was wir an Trägern in Concordia hatten, zu Memsahib nach Rodokas zurück. Inzwischen hatten wir Zeit für eine große Kundfahrt in Richtung Golden Throne, die uns belehrte, daß der gegebene Platz für unser Standlager noch 12 km weiter südöstlich lag, auf der großen Mittelmoräne des Glacier Duke of the Abruzzi, in einer Höhe von 4950 m. Dann warteten wir bei strahlendem Wetter ungeduldig auf die Rückkehr der Träger aus Rodokas. Am 23. Juni endlich schob sich die Spitze der Expedition mit 48 Trägern nach dem für das Standlager erwählten Platz vor (Abb. 71). Mittlerweile war auch der Geldtransport von Kesar Singh in Askole eingetroffen, so daß die Film-Abteilung nach Rodokas nachrücken konnte.

Das Standlager (Camp 4) lag bereits 150 Meter höher als der Gipfel des Mont Blanc, und doch waren wir hier erst am Fuße des Golden Throne (7312 m) (Abb. 63) und des stolzen *Bride Peak* (7654 m) (Abb. 64), eines prachtvollen Eisberges, der etwas an ein vergrößertes Zermatter Weißhorn erinnert (Abb. 67).

In den nächsten Tagen entstand hier auf der breiten Mittelmoräne allmählich ein kleines Dorf: Die Zelte der Sahibs, das große Messezelt, das wir übrigens niemals seiner eigentlichen Bestimmung gemäß benützen konnten, denn

[1] Der seit etwa 30 Jahren gelegentlich verwendete Name «Tschogo Ri» bedeutet «großes Tal», eine nicht sehr glücklich gewählte Bezeichnung, die offenbar auf einem Mißverständnis beruht. Der Name «Mount Godwin Austen» ist schon seit längerer Zeit offiziell aufgegeben. «Mount Dapsang» ist gänzlich irreführend, denn das Dapsang-Plateau liegt ganz wo anders.

aus Mangel an großen Träger-Zelten diente es immer als Kuli-Massenquartier. Ferner ein Küchenzelt, Vorratskammer und zwei Trägerhütten, die mit Zeltplanen gedeckt waren.

Der sechs Wochen lange Anmarsch von Srinagar bis zum Basecamp war beendet, der Kampf konnte beginnen. Aber leider hatten wir mittlerweile bereits den 23. Juni, während wir nach meinem ursprünglichen Plan schon am 2. oder 3. Juni im Basis-Lager installiert sein sollten. Dank den Berliner Geldgebern lag der größte Teil der guten Jahreszeit hinter uns!

11. WARTEN!

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Passivität ist das Los der Frau, in ganz besonderem Maße auf einer Expedition. Die Männer sind Sturmtrupp, ich bin «Etappe» und habe den Anordnungen der Front zu folgen. Diesmal lautete der Befehl, ich solle in Rodokas bleiben, bis entweder von Askole oder von oben herunter Träger geschickt werden könnten, um meine 100 Lasten zu befördern. Anfangs fand ich es herrlich in meiner Einsamkeit. Als kleine Nebenbeschäftigung hatte ich nur die Brotbäcker zu beaufsichtigen. Inzwischen versuchte ich, mit dem Chuprassi einen Code festzulegen, nach dem ich ihm später vom Standlager aus schriftliche Befehle wegen der Lebensmittel-Transporte senden konnte. Das stieß aber auf unglaubliche Schwierigkeiten, denn trotz seiner Beamten-Eigenschaft war er Analphabet, genau wie alle Träger und auch unsere sonst recht intelligenten Kashmiri-Diener. Ich mußte ihm also alles aufzeichnen, und täglich probten wir, um für die notwendigsten Dinge – Brot, Hammel, Eier, Hühner, Mehl, Salz, Holz, Tabak – eine einfache und verständliche Zeichnung zu finden. Besonders störend war das völlige Fehlen des Zahlenbegriffes und der einfachsten Rechenfähigkeit. Bis zehn konnte man sich ja mit den Fingern verständigen, aber alles, was darüber war, das war nur noch: «sehr viele». Ich malte also 20 Striche, um ihm 20 kg verständlich zu machen, 30 Striche = 30 kg usw. Nach einer Woche angestrengter Übungen im Strichezeichnen hatte ich das tröstliche Bewußtsein, daß der Chuprassi mich zwar für blödsinnig hielt, aber nicht die geringste Ahnung hatte, warum ich mir diese sonderbaren Vergnügungen ausgedacht hatte.

Nach achttägigem Warten brachten mir Hirten von Askole herauf Post. Hier in Europa kann sich niemand vorstellen, was Post in dieser Einöde bedeutet, Wochen von der letzten Poststation entfernt. Selig stürzte ich mich auf den Sack: Zuerst die Geschäftsbriefe, unerfreulich wie immer auf dieser Reise, infolge der verspäteten Zahlungen überall Schwierigkeiten über Schwierig-

keiten. Dann Briefe von Freunden und Bekannten. Für den Schluß sparte ich mir das Schönste auf, den Brief aus Zürich, von meinen Kindern. Ich lese die ersten Zeilen und kann das Gelesene einfach nicht fassen – und dann überfällt mich plötzlich die ganze furchtbare Wahrheit: Meine Mutter ist tot! Schon seit einem Monat! Regelmäßig schrieb ich an sie, noch vor zehn Tagen hatte ich die letzte Nachricht von ihr, geschrieben mit der kleinen zittrigen Handschrift der Greisin. Voll Liebe und Sorge um ihr einziges Kind, das sie in ihrem Alter so lange entbehren mußte. Vorbei, vorbei! Jetzt weiß ich erst, wie einsam ich bin, allein auf der Welt, mutterseelenallein. Getrennt von allen, die mich lieb haben. Ich weine fassungslos, als ob Tränen Erlösung bringen könnten. Da kommt ganz leise mein Koch Sultana heran, der – ohne ein Wort von mir – genau weiß, was in mir vorgeht. Er sagt mir, wie lieb er mich hat und wie mein Kummer auch der seine ist. Aber ich dürfe nicht mehr weinen, in seiner Religion heiße es: Was geschehen ist, muß hingenommen werden – es ist gut so. Nur wenn ich ebenso dächte, hätte meine Mutter ein glückliches Nirwana. Du lieber Sultana, du hast das rechte Wort gesprochen, aus deiner einfältigen Kinderseele heraus. Meine Mutter ist gestorben, ohne einen Tag krank zu sein, ein wundervoller Tod. Ich muß mich fügen und dankbar sein.

Die nächsten Tage sind qualvoll. Mein Mann schickt mir durch Kulis Briefe herunter, ich müsse so rasch wie möglich das Standlager übernehmen, alle Bergsteiger sollten an die Front, es komme jetzt auf jeden Tag an. Die Filmgruppe solle zunächst noch in Rodokas bleiben. Aber die Filmgruppe ist ja noch nicht einmal da, und kein Träger kommt von Askole herauf. Endlich, nach zehn Tagen, erlöste mich die Ankunft von Dr. Winzeler und Belaieff aus meiner Einsamkeit. Beide waren zwar gesundheitlich noch immer nicht ganz auf dem Posten, aber sie wollten trotzdem versuchen, hinauf zu gehen. Einen Tag später kam auch die Film-Abteilung mit über 100 Kulis und – endlich! – mit dem Geld aus Skardu. Nun konnte ich wenigstens mit 60 der wichtigsten Lasten losziehen, alles übrige sollte mit dem nächsten Transport nachgeschoben werden. Jetzt kam also ich an die Reihe, den dreitägigen Marsch nach Concordia anzutreten.

Besonders nett war, wie die Kulis sich gegenseitig überboten, der Memsahib behilflich zu sein. Mindestens zehn schlugen voller Eifer mein Zelt auf, die übrigen hockten davor, mich immer besorgt fragend, ob alles «tik» (= in Ordnung) sei. Unterwegs war ein edler Wettstreit, wer für Memsahib die Stufen schlagen solle und wer mir an schwierigen Stellen behilflich sein durfte. Bis dahin hatte ich für unsere Balti-Träger – mit ganz wenigen Ausnahmen (Abb. 17) – keinerlei Sympathie empfunden. Im Gegensatz zu den ausgezeichneten Sherpas, die wir auf unserer Kangchendzönga-Expedition gehabt hatten, waren diese Leute hier faul, verschlagen, mürrisch, unbescheiden und unehrlich, und sie hatten uns schon viele Unannehmlichkeiten bereitet. Ich war daher mit

leisem Grauen an diesen Transport gegangen. Die Tatsache aber, daß sie allein mit Memsahib gingen, ich also ihrem Schutz anvertraut war, genügte, um bei diesen halbwilden Leuten alle ritterlichen Instinkte (frei von jeder Erotik) aufleben zu lassen. Höchst vergnügt und in voller Eintracht langten wir am dritten Tage in Camp 3 (Concordia) an, von Dr. Winzeler und Belaieff herzlich begrüßt. Am liebsten wären alle 60 Träger weiter bei mir geblieben, aber ich mußte sie leider zur Filmgruppe zurückschicken und versuchen, das Warenlager von Concordia mit unseren permanenten Trägern zum Standlager weiter zu pendeln. Dr. Winzeler und Belaieff übernahmen das Concordia-Lager, weil Belaieff sich noch immer nicht ganz erholt hatte und Dr. Winzeler ihn nicht allein lassen wollte.

So zog ich am nächsten Tage mit bloß zwei Kulis los, die mein persönliches Gepäck trugen. Denn hier in Concordia hatten wir Bergsteiger unser Gepäck nochmals genau durchgesiebt, um wirklich nur das Notwendigste weiter hinauf mitzunehmen. 6–7 Stunden sollte der Marsch zum Standlager über die Moräne dauern (Abb. 57), aber leider kannten meine Kulis den Weg nicht, und sie verlockten mich zweimal dazu, breite Gletscherbäche (Abb. 59) an recht ungeeigneten Stellen zu überspringen. Meine Leute waren schon drüben, und ich konnte mich einfach nicht entschließen, nachzuspringen. Dummerweise hatten wir nicht einmal ein Seil bei uns. Als ich noch ratlos, zögernd dastand, riefen die Träger feierlich: «Memsahib, spring ruhig, Allah wird helfen!» Sie meinten es wirklich so, aber ich muß gestehen, daß mir nicht allzuwohl war, denn ich zweifelte etwas daran, ob Allah gerade in diesem Augenblick Zeit haben würde, sich um mich, eine «Giaur», zu kümmern.

Es wurde Abend, und wir irrten noch immer auf dem stark zerrissenen Gletscher umher. Wie sollten wir zu unserem Basislager gelangen? Schon erwog ich ernstlich, mein Zelt aufschlagen zu lassen, da tauchte plötzlich in gleicher Höhe mit uns, aber durch den in einer wilden Eisschlucht brausenden Gletscherbach getrennt, unser Basecamp auf. Sofort erhoben meine Kulis ein solches Geschrei, daß die Träger drüben im Standlager aufmerksam wurden, zu Bara Sahib rannten, in ihrer Aufregung meinem Mann sogar den Eispickel entrissen und mit dem Rufe «Memsahib, Memsahib» zu meiner «Rettung» lostobten. Nun ging es sehr rasch, denn sie kannten ja genau die Stelle, wo man die große Eisschlucht überschreiten konnte. Ich war heilfroh, wieder bei Bara Sahib zu sein; mein Bedarf an Allein-Touren im Himalaya war bis auf weiteres gedeckt.

Doch es dauerte nicht lange, und ich war doch wieder allein, denn alle Bergsteiger mußten nun sofort auf Erkundung ausschwärmen. Wird es gelingen, gute Routen auf Hidden Peak, Golden Throne und Queen Mary Peak ausfindig zu machen? Alles hängt jetzt davon ab. Voll Unruhe und Sorge liege ich in meinem Zelt und warte – warte.

12. AM SPORN DES HIDDEN PEAK

Von *Hans Ertl*

Am 25. Juni schlugen Bara Sahib, Roch und ich mit 14 Kulis das Lager 5 (5300 m) an der Südfront des Hidden Peak (Abb. 69) auf. Bertl Höcht, mein Münchener Seilgefährte, der mit zum Sturmtrupp gehörte, war vorläufig noch im Concordialager festgehalten, bis er dort als Kommandant von Camp 3 von Dr. Winzeler abgelöst wurde und an die Front nachkommen konnte. Bara Sahib war nur mit herauf gekommen, um Lager 5 (Abb. 77) mit einzurichten und die geplante «Spornroute» zum Hidden Peak (Abb. 85) selbst in der Nähe zu sehen. Er mußte dann aber sofort wieder zurück nach Camp 4, unserem neuen Standlager, bis Memsahib ihn dort ablösen konnte. So blieben Roch und ich allein, mit sechs Hochträgern.

Der Sporn, den Bara Sahib von jeher, schon zuhause, als die wahrscheinlich günstigste Anstiegsroute für den Hidden Peak vorgesehen hatte, steigt aus dem flachen obersten Becken des Abruzzi-Gletschers in gewaltigem Aufschwung steil empor zu einem sekundären Gipfel (P. 6703 m), um dann in die breiten Firnflächen des Hidden Peak-Südostgrates überzugehen (Abb. 98). Wenn es gelang, diesen Sporngipfel zu erreichen, so war der ganze obere Teil der Anstiegsroute offenbar ziemlich unschwierig. Von unserer Ungeduld getrieben, gingen Roch und ich noch am Nachmittag unseres Ankunftstages mit Skiern bis zum Einstieg. Einige Eiswülste, die über unseren Köpfen hingen, dämpften zwar etwas unsere Siegeszuversicht, aber André Roch und ich, wir sind ja von Haus aus allerhand gewöhnt, und der geplante Weg über den Sporn schien bei entsprechender Sicherung nicht nur für Sahibs, sondern auch für Kulis ziemlich verheißungsvoll.

Ausgerüstet mit allem nur erdenklichen alpinen Handwerkszeug – Eis- und Felshaken, Karabiner und etwa 1000 m Seil – pilgerten wir mit sechs Kulis am Morgen des 26. Juni wieder zum Einstieg hinüber. Dort deponierten wir unsere Kulis mit dem größten Teil unserer Kriegsausrüstung und stiegen die ersten Seillängen des nur auf wenige Meter von Eislawinen bestrichenen Couloirs hinauf, um dann nach einer kleinen Querung gegen Westen die Felsen zu erreichen. Immer höher ging die Fahrt über sehr brüchigen Fels und später über morsches Eis, bis wir nach etwa vierstündiger, bei der Hitze ziemlich anstrengender und etwas ausgesetzter Kletterei eine kleine Eisplattform in etwa 6300 m erreichten. In wenigen Stunden hatten wir also am Sporn etwas mehr als 700 m geschafft.

Mit drei steilen Felstürmen durchsetzt schießt der Eisgrat noch mehrere hundert Meter in die Höhe, bis er über eine Firnkuppe, den «Spornipfel», hinweg in das große Firnbecken überleitet, aus dem sich der Gipfelaufbau des Hidden Peak erhebt (Abb. 98). Damit gaben wir uns für heute zufrieden, deponierten unsere Steigeisen und traten den Rückzug an, in der festen Über-

zeugung, den einzig möglichen kurzen Anstieg auf den Hidden Peak gefunden zu haben, der mit entsprechender Seil- und Hakensicherung auch für leicht beladene Kulis gangbar gemacht werden könnte.

Unten am Einstieg begrüßten uns unsere Träger mit lautem Hallo ob der ihnen unglaublich scheinenden Bravourleistung ihrer Sahibs. Gleichzeitig erklärten sie uns aber: «Rasta karab» = «der Weg ist schlecht». Tatsächlich war kein Balti-Kuli dazu zu bewegen, weder für Geld noch für alle Harems der Welt, diesen ihnen so gefährlich scheinenden Weg mit uns zu gehen. Das war der ärgste Schlag, der uns überhaupt treffen konnte. Mit einer Handvoll berggewohnter Hochträger wäre der Sporn in drei Tagen zu machen gewesen, und beinahe neidvoll gedachte ich unserer Kameraden am Nanga Parbat, denen für solche Arbeiten 35 der besten Everest-«Tiger»[1] zur Verfügung standen. Bara Sahib, der diese Schwierigkeiten von Anfang an vorausgesehen hatte, wollte ursprünglich wenigstens 20 am Kangchendzönga und Everest erprobte Sherpa-Träger in Darjeeling engagieren. Bereits Marcel Kurz hatte alles eingeleitet. Aber infolge der dauernden Geldklemme war das leider, leider nicht möglich gewesen, denn die von Darjeeling geforderte Anzahlung konnte nicht geleistet werden. Nun mußten wir eben sehen, so gut oder schlecht es ging, mit unseren bergungewohnten Balti-Kulis durchzukommen. Da der direkte Weg über den Sporn also leider für uns ausschied, blieben noch zwei Möglichkeiten: Der gewaltige Umweg über den Conway-Sattel und das Queen Mary-Massiv hinweg oder aber die noch ganz unbekannte Nordwest-Seite des Hidden-Peak, die – *wenn* sie möglich war – den Vorzug der Kürze und der direkten Zugangs-Möglichkeit vom Standlager her hatte. Diese Frage wollte Bara Sahib selbst entscheiden.

13. AUF ERKUNDUNG

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Nachdem Dr. Winzeler Lager 3 (Concordia) und Memsahib Lager 4 (Standlager) übernommen hatte, waren wenigstens fünf Bergsteiger – Ertl, Höcht, Roch, Ghiglione und ich – frei geworden, um die noch erforderlichen Erkundungen schnellstens durchzuführen. Ingenieur Ghiglione untersuchte den Aufstieg zum Chogolisa-Sattel zwischen Bride Peak und Golden Throne. Ertl und Roch wandten sich nach ihrer Sporn-Rekognoszierung dem Probable Saddle (6300 m) zu, der neuerdings nach dem großen englischen Bergsteiger und Forscher Sir Martin Conway «*Conway Saddle*» getauft wurde. Dieses

[1] So werden seit den Everest-Expeditionen die guten Hochträger genannt. Es sind alles Sherpas (aus Nepal) oder Bhutias (Tibeter).

Joch war für uns in vierfacher Hinsicht von größter Wichtigkeit: Es gehörte zu der seit 40 Jahren viel erörterten, aber noch immer nicht genau erforschten Übergangsregion zwischen dem 60 km langen Baltoro- und dem 72 km langen Siachen-Gletscher. Ferner versprach der Conway-Sattel eine gute Zugangs-Möglichkeit zum Golden Throne-Massiv, ebenso auch auf das Queen Mary-Massiv, endlich bestand *vielleicht* die Möglichkeit, auf diesem großen Umweg doch noch dem Hidden Peak auf den Leib zu rücken.

Der Name Hidden Peak (= «der Verborgene Berg») ist richtig gewählt, denn meist wird dieser stolze Gipfel von seinen Vorbergen verdeckt, und man muß bis in die innersten Winkel des Baltoro-Gletschersystems vordringen, bis er sich in seiner ganzen Größe (Abb. 70) zeigt. Schöner ist allerdings der ältere einheimische Name Gasherbrum: Gasher = hell, leuchtend, Brum = Berg. «Der leuchtende Berg», das wäre an sich ein guter Name für diese edel geformte Riesenpyramide, die mit ihren 8068 m in der Rangliste der Achttausender (s. S. 88) an zehnter Stelle steht. Aber der Name Gasherbrum bezieht sich auf die ganze Gruppe, es gibt sechs verschiedene Berge, die mit I–VI numeriert werden, nicht etwa bloße Gipfel *eines* Berges. Darum hat der Name Hidden Peak (= Gasherbrum I) praktisch seine Vorzüge.

Die Nordwestseite des Hidden Peak war noch gänzlich unbekannt. Bevor wir uns mit unserer ganzen Expedition endgültig am Conway-Sattel festbissen, lohnte es einen Versuch, ob diese Nordwestseite vielleicht bessere Möglichkeiten bot. Nachdem Ertl's alter Tourenpartner Bertl Höcht an die Front gekommen war, ließ ich die beiden Münchener am Conway-Sattel und unternahm selbst mit André Roch, begleitet von meinem persönlichen Diener und Träger Mohammed Shan, eine Erkundung des bisher noch nie betretenen Baltoro-Gasherbrum-Gletschers. Dieser von allen sechs Gasherbrums umschlossene, wild zerklüftete Gletscher (Abb. 76) gehört zum Großartigsten, was mir bisher im Himalaya zu sehen vergönnt war. Durch das von hunderten riesiger Spalten schachbrettartig zerhackte Eislabyrinth sich hindurch zu finden, wurde selbst für so alte Eisnomaden, wie Roch und mich, ein ernstes Problem.

Im Gegensatz zu unserer reichen photographischen und topographischen Ausbeute (Abb. 75)[1] war das touristische Ergebnis dieses Tages aber leider negativ. Nach mühevollem zehnstündigen Aufstieg, der uns bis 6250 m Meereshöhe brachte, konnten wir nur feststellen, daß der Nordwestgrat und die furchtbar steile Westfront des Hidden Peak für einen Besteigungsversuch nicht ernsthaft in Frage kommen.

Erst am Spätnachmittag, die drohende Gefahr eines Notbiwaks ständig vor Augen, treten wir den Rückmarsch an. Das gewaltige Eismassiv des Golden Throne uns gegenüber (Abb. 79) leuchtet, seinem Namen Ehre machend, in den letzten Strahlen der Abendsonne, als wir, uns zwischen Eistürmen hindurchwindend und Gletscherspalten überspringend, dem Tale zustreben.

[1] Gasherbrum VI (Abb. 75) ist in Wahrheit 7190 m hoch (vgl. Vorwort).

Doch alle Eile ist umsonst! Die Nacht bricht herein, und wir stecken noch immer inmitten des Gletscherbruches. Ein Freilager in diesen Höhen gehört zum Schlimmsten, was einem Bergsteiger begegnen kann. Auf dem Seil sitzend stecken wir die Füße in den Rucksack und massieren, massieren – sonst erfrieren uns sofort die Zehen. Sehnsüchtig warten wir auf den heraufkommenden Mond, um den Abstieg fortsetzen zu können. Warten ... warten ... von 9 Uhr abends bis 1 Uhr nachts, nur vier Stunden, aber in solcher Lage hat jede Minute dreifaches Gewicht. Unendlich lange dauert es, bis das Mondlicht von der Spitze des Bride Peak (Abb. 67) in unser wildes Gletschertal heruntergestiegen ist. Endlich leuchten die Zacken und Türme rund um uns in silbernem Glanze auf! Wir zwängen unsere Füße in die beinhart gefrorenen Bergschuhe, und dann beginnt wieder das Schleichen über trügerische Schneebrücken und das Springen über gähnende Klüfte. Um drei Uhr morgens schließlich sind wir auf der Moräne, bei unseren Zelten, und kriechen in unsere Daunenschlafsäcke, mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, daß diese «gewaltsame Erkundung» noch so gut abgelaufen ist.

Am nächsten Tage, dem 3. Juli, ging ich wieder einmal ins Standlager zurück, wo mich ein ganz ungewöhnliches Maß von Schwierigkeiten, Sorgen und Arbeiten erwartete. Ein bekanntes Münchener Sporthaus, das an der Lieferung unserer Expeditions-Ausrüstung beteiligt war, hatte von der Berliner Filmgesellschaft bisher erst $^2/_3$ des Rechnungsbetrages erhalten können und ging nun wegen des restlichen Drittels gegen mich persönlich vor. Es war geradezu tragikomisch, hier oben, im innersten Winkel des Karakoram-Himalaya, Wochen von der nächsten Poststation entfernt, aufgeregte Chargé-Briefe mit Friststellung, Ankündigungen von Betreibungen usw. zu bekommen.

Auf der anderen Seite versuchte die Geldgeber-Gruppe – die doch ständig in Zahlungsverzug war und allen Grund hatte, mir gegenüber klein und bescheiden zu sein – dauernd, von Berlin aus dazwischen zu disponieren. Da kamen im schroffsten Befehlston gehaltene Anweisungen, was und wie wir zu filmen hätten, da wurde uns plötzlich ein ganz neues und von den bisherigen Ideen völlig abweichendes «Drehbuch» angekündigt, ja sogar in die innere Organisation unseres ganzen Unternehmens versuchte man von Berlin aus einzugreifen, in einer von jeglicher Sachkenntnis ungetrübten Ahnungslosigkeit. Ich bin sicher, so etwas ist noch keinem Leiter einer Himalaya-Expedition passiert! Nach härtestem Kampf, hundemüde, vom Baltoro-Gasherbrum-Gletscher herunter zu kommen, um meiner armen Frau und Sekretärin tagelang die denkbar unerfreulichsten Geschäftsbriefe diktieren zu müssen – das wäre in der Tat Grund genug gewesen für eine völlige Änderung des ganzen filmischen Programms, nämlich für eine Umwandlung in einen Groteskfilm! Durch eine unberechtigte telegraphische Vollmacht aus Berlin gestärkt, fühlte sich der übereifrige Spielleiter ermächtigt, gegen die ausdrücklichen Befehle der Expeditions-Leitung zu handeln und mit der ganzen Filmgruppe

vorzeitig von Rodokas nach Concordia nachzurücken. Dadurch wurde unser ganzer Nachschubs-Plan über den Haufen geworfen, und sowohl Standlager wie Hochlager gerieten in die schwerste Bedrängnis. Es kostete viel Mühe und sehr viel unersetzbare Zeit, durch einen von Belaieff geleiteten und mit allen verfügbaren Trägern durchgeführten Spezial-Transport zwischen Rodokas und Standlager die drohende Verproviantierungs-Katastrophe zu beschwören. Kurz – «der Dämon» war wieder einmal äußerst aktiv!

14. DER STELLUNGSKRIEG UM DEN CONWAY-SATTEL

Von *Hettie Dyhrenfurth* und *Hans Ertl*

Hans Ertl: Am 27. Juni machte ich mit A. Roch von Camp 5 aus den ersten Ski-Besuch auf dem Conway-Sattel. Zwei Tage später sollte dieser Schlüsselpunkt dauernd besetzt werden. Geradezu ergreifend war der Aufbruch am Morgen. Nachdem wir die Träger angeseilt hatten, stellten sie sich noch einmal zusammen, erhoben flehend die Hände zum Himmel und baten Allah in einem ganz wunderbaren, mehrstimmigen Lied um gutes Gelingen für den Weitermarsch ins Unbekannte. Erst nach dieser für Kulis und Sahibs gleich weihevollen Morgenandacht, die in ihrer Einfachheit inmitten dieser grenzenlosen Fels- und Eiswüste wahrhaft Gottesnähe fühlen ließ, wurden die Lasten zum Weitermarsch geschultert.

Am 29. Juni also schlugen Bertl Höcht und ich mit neun Kulis das Lager 6 (6250 m) am Conway-Sattel (Abb. 83) auf. Die erste Nacht in dieser Höhe war qualvoll – weniger für uns Sahibs, als für die Kulis, die fast alle bergkrank waren und jammervoll ächzten und stöhnten. Früh morgens mußten wir sieben Mann nach Camp 5 zurückschicken; nur noch zwei von diesen Braldoh-«Tigern» hielten bei uns aus. Diesen beiden gaben wir einen Rasttag und zogen allein weiter, um den Weg zu Lager 7 zu erkunden, das in der Südflanke von Queen Mary Peak vorgesehen war.

Nach einer halben Stunde leichten Steigens auf hartem Firn standen wir am Fuße des ersten Bollwerks, einer 200 m hohen und an der steilsten Stelle 50 Grad geneigten Eiswand. In vierstündiger Rackerei legten wir durch den Steilhang eine herrliche Stufenreihe, die für beladene Kulis noch außerdem mit einem festen Seilgeländer von 210 m Länge gesichert wurde. Dann ging es auf einer schmalen Terrasse nach rechts und in ein großes oberes Firnbecken (Abb. 87) hinein; der Weiterweg zu Camp 7 lag ohne viel Hindernisse frei vor uns. Dieses Ergebnis unserer Kundfahrt mußten wir dem Expeditionsleiter leider mit unseren letzten beiden Kulis zusenden, die, ebenfalls bergkrank, nur noch ins Tal wollten.

Am Nachmittag des gleichen Tages kam Signor Ghiglione zu uns herauf, mit drei Kulis, die lediglich sein Privatgepäck trugen. Der Auftrieb unseres italienischen Freundes, der mit seinen 52 Jahren hier oben noch ein beachtliches Tempo vorlegte, war zwar sehr schätzenswert, aber etwas verfrüht, denn befehlsgemäß hätte er zunächst noch von Lager 5 aus den Nachschub nach 6 leiten sollen, bis Bertl Höcht und ich zum mindesten Lager 7 angelegt hatten. Nun war die Nachschub-Linie unterbrochen, und die Träger in Camp 5 dachten, ohne Aufsicht eines Sahibs, nicht im Traume daran, die von Memsahib aus dem Standlager heraufgeschickten Lasten weiter nach dem Conway-Sattel zu befördern. Da die Träger Ghigliones, des unermüdlichen Journalisten für die Gazzetta del Popolo, vor allem die Schreibmaschine ihres Sahibs, aber nicht ihre eigenen Schlafsäcke heraufgebracht hatten, mußten wir die Leute wieder absteigen lassen, und nun saßen wir drei Europäer bei herrlichstem Wetter allein hier oben und konnten ohne Kulis überhaupt nichts unternehmen.

So brach der 2. Juli an. Höcht und ich arbeiteten an diesem Tage programmgemäß an der Route zu Lager 7, und Ghiglione machte eine Kundfahrt gegen den Golden Throne. Am nächsten Tage kam zu unserer großen Freude endlich eine von Roch gesandte Karawane von acht Trägern unter Führung des tüchtigen Kashmiri-Dieners Samdu, aber leider wieder ohne Schlafsäcke. Wütend fuhr ich noch am gleichen Tage mit Skiern allein hinunter und entdeckte, daß die Kulis ihre Schlafsäcke gleich hinter Camp 5 versteckt hatten, um nicht oben am Conway-Sattel bleiben zu müssen. In Lager 5 saß André Roch allein und malte ganz friedlich. Er hatte keine Ahnung von unseren Nöten auf Conway, denn er war erst gestern wieder nach Camp 5 heraufgekommen. Außerdem stellte sich zu meinem Entsetzen heraus, daß unsere Briefe der letzten Tage, in denen wir so dringend um Kulis gebeten hatten, auf rätselhafte Weise die Expeditions-Leitung in Lager 4 nie erreicht hatten. So blieb mir nichts anderes übrig, als am gleichen Tage auch noch nach dem Standlager hinauszutippeln. Bara Sahib war durch die finanziellen Schwierigkeiten im Basislager zurückgehalten worden. Nun wurde er endlich wenigstens für ein paar Tage frei, so daß er Lager 5 übernehmen konnte. Tags darauf zogen Roch und ich mit 15 Kulis zu Höcht und Ghiglione auf den Conway-Sattel. Diesmal legten wir diese sehr lange Strecke mit einem Höhenunterschied von rund 900 Metern in nicht ganz drei Stunden zurück. Die Schneeverhältnisse waren glänzend, die Transport-Krise scheinbar überwunden, alles schien nun richtig in Schwung zu kommen.

Da fiel, nach Wochen herrlichsten Wetters, in der Nacht vom 5. zum 6. Juli der erste Neuschnee. In der nächsten Nacht und am darauffolgenden Tage setzte der Monsun mit aller Gewalt ein, und es schneite ununterbrochen. Mit Mühe und Not bugsierten wir bei dem Hundewetter noch eine Kuli-Kolonne von sechs Mann, die sich in den Eisbrüchen unter dem Conway-Sattel verlaufen hatte, herauf ins Lager. Nachmittags riß der Sturm das Küchenzelt um,

Proviant und alle Küchen-Utensilien waren unter dem Schnee begraben. Bertl und ich richteten also, soweit dies bei dem Unwetter möglich war, rasch eine Notküche ein, während alle anderen apathisch in ihren Zelten lagen. Nach den Anstrengungen der letzten Wochen hätten Bertl und ich ganz gut eine Erholungspause gebrauchen können, und Bara Sahib hatte uns in seinem letzten Brief Ablösung durch Ghiglione und Roch vorgeschlagen. Leider wurde aus diesem Urlaub aber nichts. Roch, der sich seit unserem Gewaltmarsch nicht recht wohl fühlte, machte sich durch eine Elephanten-Dosis Aspirin vollkommen elend und ging mit sechs bergkranken Kulis nach Camp 5 hinunter. In der Nacht auf den 8. Juli tobte der Schneesturm mit unglaublicher Wucht. Es war das gleiche Unwetter, das – wie wir erst viel später hörten – unseren Kameraden drüben am Nanga Parbat zum Verhängnis werden sollte. Sämtliche Kulis waren bergkrank. Ghiglione war zwar noch äußerst frisch, hatte ja aber außer Schneesturm zur Zeit keinerlei alpine Sensationen zu erwarten. Er ging also mit den Trägern ebenfalls nach Lager 5 hinab, und Höcht und ich blieben allein in Camp 6 zurück[1].

Wie Grönland-Hunde buddelten wir uns vollkommen im Schnee ein. Die folgenden Tage und Nächte waren nur zu ertragen in der Hoffnung auf baldige Besserung und im Vertrauen auf unsere Küche unter dem Eis, die noch für sechs Tage Proviant und Brennstoff enthielt. Leider war aber unser Schmuckkästchen zu klein zum Schlafen, und so mußten wir immer wieder zwischen Küche und Zelt wechseln, und gerade im Zelt war es bei dem Schneesturm und der Kälte verheerend ungemütlich.

Am 11. Juli klarte es endlich auf, und ich verbrachte den ganzen Tag mit Film-Aufnahmen. Unten im Lager 5 war kein Mensch zu sehen, offenbar war alles nach dem Basis-Lager hinaus geflüchtet. Was war unten inzwischen vorgegangen?

Hettie Dyhrenfurth: Während Ertl und Höcht oben eingeschneit waren, ging mein Mann mit den anderen Bergsteigern ins Standlager zurück, um das für Hochtouren ungeeignete Wetter tunlichst wenigstens für filmische Arbeiten auszunützen. Ich hatte inzwischen Camp 5 übernommen. Während Bara Sahib die Lasten zusammenstellte, schneite es ununterbrochen ganz dicht. Immer wieder lud er mich freundlichst ein, ihm doch dabei zu helfen, und schüttelte mißbilligend sein Haupt, als seine sonst ganz arbeitsfreudige Ehehälfte nicht die leiseste Neigung zeigte, aus dem Zelt zu kriechen. In Wahrheit

[1] Das Ganze war ein Mißverständnis oder vielmehr eine *zu* starre Befolgung eines inzwischen durch die Tatsachen überholten Befehls. Am 6. Juli morgens, als ich zum letzten Mal schriftliche Weisungen nach Conway hinauf schicken konnte, schien es noch sinnvoll, die bereits gut ausgebaute Stellung von Camp 6 zu halten. Da sich der Schneefall aber zu einer Wetter-Katastrophe auswuchs, wäre es am 8. Juli natürlich das einzig Richtige gewesen, wenn auch Ertl und Höcht zusammen mit Ghiglione und den letzten Trägern herunter gekommen wären. Da wäre ein Kurzwellen-Sender und -Empfänger von unschätzbarem Werte gewesen. Dr. Dyhrenfurth.

fieberte ich nämlich 39,6 und fürchtete, eine Lungenentzündung zu bekommen. Natürlich hatte ich meinem Mann nichts davon gesagt, sonst wäre er nie nach dem Standlager gegangen, und es war ja absolut notwendig, daß das filmische Programm erledigt wurde. Dr. Winzeler, der inzwischen im Standlager angekommen war, wollte ich auch nicht beunruhigen, denn bei einer anderen Gelegenheit hatte er pflichteifrig sofort einen achtstündigen Moränenmarsch unternommen, um nach mir zu sehen. Ich beschränkte mich also darauf, in Lager 5 zwei Tage im Schlafsack zu bleiben und viel Aspirin und noch mehr Cherry Brandy zu nehmen. Am nächsten Tage hatte ich noch über 39. Dann zerbrach zum Glück mein Thermometer, und ich erklärte mich für gesund.

In diesen Tagen war überhaupt in dem verödeten Lager 5 eine traurige Gesellschaft beisammen: Meine beiden treuen Kashmiri waren ebenfalls schwer leidend, Samdu schneeblind und der junge Sultana magenkrank. Immer wieder zeigte er mir seinen aufgetriebenen Leib und versicherte mir klagend: «Memsahib, ich bekomme ein Kind.»

Ich zweifelte daran, gab ihm lieber eine gewaltige Dosis von Abführmitteln und schickte ihn sobald wie möglich zu Doktor Sahib.

Am 11. Juli besserte sich das Wetter endlich. Am 12. kam Ghiglione mit elf Kulis vom Standlager nach Lager 5 herauf, um am nächsten Tage nach Conway weiter zu gehen. Nun sah man erst, was für ungeheure Neuschnee-Massen gefallen waren. Dauernd gingen riesige Lawinen ab – ein wundervolles Schauspiel (Abb. 80)! ich bedauerte nur, nicht selbst filmen zu können. In der Nacht plötzlich ganz in unserer Nähe ein donnerartiges Getöse, mein Zelt wird hin und her gerissen und bricht zusammen, angsterfüllt kralle ich mich fest und erwarte jeden Augenblick, von der Lawine erdrückt zu werden. – – Totenstille – – ich merke verwundert, daß ich noch lebe. Es ist stockdunkel, meine Taschenlaterne nicht zu finden, alle Sachen durcheinander, ich bemühe mich vergeblich, das Zelt wieder aufzurichten. Von den Trägern, deren Zelte auf der jenseitigen Moräne stehen, und von Ghiglione keinen Ton! Da ich nicht annehmen kann, daß alle lautlos den Heldentod gestorben sind, habe ich mich offenbar unnötig geängstigt; ich bin etwas beschämt und versuche wieder einzuschlafen. Am nächsten Morgen aber sehe ich, *wie* nahe die Lawine gekommen ist, und Ghiglione erzählt mir aufgeregt, daß er mitsamt seinem kleinen Zelt vom Luftdruck der Lawine den Abhang hinunter geworfen worden ist. Da bin ich doch dafür, das Lager etwas zu verlegen.

Am nächsten Tage war strahlendes Wetter. Ghiglione wollte mit sämtlichen elf Kulis zeitig zum Conway-Sattel aufbrechen, doch die Träger erklärten plötzlich, sie seien krank und müßten einen Rasttag haben. Weder Bitten noch Drohungen nützten. Dabei war es höchste Zeit, endlich wieder einen Transport nach Lager 6 hinauf zu bringen. Zwei strahlende Tage waren wegen der Lawinengefahr schon ungenützt vorübergegangen, und Hans und

Bertl saßen oben und konnten ohne Kulis nicht weiter arbeiten. Nach langer Beratung mit Ghiglione sagte ich den Leuten, daß ich allein auf Conway-Sattel gehen würde, um den Sahibs oben Essen zu bringen. Da schlug mit einem Mal die Stimmung um, und alle Träger erklärten, mit der Memsahib gehen zu wollen. Ich entschloß mich nur sehr ungern dazu, denn nach dem Fieberanfall fühlte ich mich noch nicht sehr fit für die endlose Neuschnee-Stampferei, und außerdem hatte ich den ausdrücklichen Befehl, vorläufig im Lager 5 zu bleiben, um kein Lager ohne Sahib zu lassen. Ich schickte also einen erklärenden Bericht zur «Obersten Heeresleitung» ins Standlager, klebte auf jede in Camp 5 zurückbleibende Kiste einen Zettel mit *gezeichnetem* Inhaltsverzeichnis, um später von Camp 6 aus jede Last anfordern zu können, und dann gings los.

Der Spalten wegen mußte ich mich mit sechs Kulis zusammen seilen. Anfangs, in der Morgenkühle, wanderte es sich sehr angenehm. Je später es aber wurde, umso unerträglicher war die Hitze und umso mühevoller das Waten durch den tiefen Schnee (Abb. 81). Dazu haben die Balti-Kulis die unangenehme Eigentümlichkeit, ein kurzes Stück sehr schnell zu gehen und sich dann immer wieder hinzusetzen und zu rasten. Für jeden Alpen-Bergsteiger, der an ruhiges, gleichmäßiges Tempo gewöhnt ist, ein Greuel! Dieses ewige Sichhinsetzen und Wiederaufstehen ist nicht nur sehr zeitraubend, sondern auch sehr anstrengend. Ghiglione ging auf Skiern voran und kam sehr schnell vorwärts; wir anderen schlichen Stunde um Stunde im Schneckentempo dahin. Als einzige Belustigung gab es die mit der Höhe immer größer werdenden Gletscherspalten. Der Weitsprung war von jeher meine schwache Seite. In 6000 m Meereshöhe und in größter Sonnenstrahlung – bei einer Strahlungs-Temperatur von etwa 70 Grad Celsius! – dauernd über breite Klüfte springen zu müssen, das nahm ich wirklich übel. Poetische Gemüter mögen begeistert in die blauschillernden Tiefen schauen. Wenn man aber nicht ganz schwindelfrei ist, so wirft man nur einen kurzen mißtrauischen Blick nach unten und trachtet dann so schnell wie möglich über diese unfreundlichen Schründe hinüber zu kommen. Von Lager 5 nach 6 brauchen Sahibs sonst höchstens sechs Stunden, wir aber kamen erst nach *neun* Stunden im Conway-Lager an.

Hans Ertl: Der 13. Juli sah Höcht und mich trotz der Lawinengefahr wieder bei Spur-Arbeiten gegen Lager 7. Nachmittags entdeckten wir eine Kolonne, die sich zum Conway-Sattel heraufwühlte. Leider konnten wir trotz unserer Freude nicht sofort hinunter, denn die Sonne brannte unglaublich heiß in die Steilhänge, die wir am Morgen im Schatten passiert hatten, und bei jedem Schritt krachten jetzt die Riesenflanken in der Südseite der Queen Mary. So hockten Bertl und ich an einem geschützten Fleck und warteten zähneklappernd auf den Sonnenuntergang. Spät abends erst erreichten wir Lager 6, freudig begrüßt von Memsahib, Ghiglione und elf Kulis. Memsahib hatte sich zu dieser neunstündigen Schneestampferei nur entschlossen, weil die

Träger sonst gestreikt hätten. An diesem Tage gestanden Bertl und ich uns heimlich ein, daß eine Frau auf einer Himalaya-Expedition manchmal ganz nützlich sein kann.

Hettie Dyhrenfurth: Vor dem Aufenthalt auf Conway-Sattel hatte ich mich etwas gefürchtet, denn auf unserer Expedition 1930 hatte ich bereits bei 6000 m stark unter der Höhe gelitten. 1934 aber hatte man durch den langen Anmarsch sehr schön Zeit gehabt, sich ordentlich zu akklimatisieren. Auch ist es ja eine bekannte Tatsache, daß man die Höhe sehr viel besser verträgt, wenn man schon einmal so hoch gewesen ist. Es ging mir also auf dem Conway-Sattel gesundheitlich ganz gut. Aber sonst gab es Schwierigkeiten, von denen sich keiner einen rechten Begriff machen kann, der es nicht miterlebt hat – nicht einmal die übrigen Expeditions-Mitglieder, die in diesen Wochen in den unteren Lagern waren. Ertl, Höcht und Ghiglione arbeiteten fieberhaft, um den Weg nach Camp 7 – der vor dem großen Schneefall schon so schön hergerichtet gewesen war – wieder für die Träger gangbar zu machen. Aber all ihre Arbeit wurde dauernd durch sehr ungünstiges Wetter erschwert. Früh schneite es eigentlich immer, um erst später etwas aufzuklaren (Abb. 84). Und dazu die ständigen Kuli-Schwierigkeiten! General *Bruce*, der berühmte Leiter der zweiten englischen Everest-Expedition, hatte mir schon vor unserer I.H.E. 1930 gesagt, meine wichtigste Aufgabe würde darin bestehen, die Kulis bei guter Laune zu erhalten. Damals war es mir wirklich gelungen, aber 1930 waren es ja die ausgezeichneten Darjeeling-Träger. Diesmal hatten wir leider nur die bergungewohnten Baltis, von denen oberhalb 6000 m die meisten bergkrank werden, und dann ist nichts mehr mit ihnen anzufangen. Der tägliche Kleinkrieg mit den Kulis war wirklich zermürbend. Jeden Morgen gab es stundenlange Verhandlungen, wer mit den Sahibs nach Camp 7 hinaufginge. Von den 400 Balti-Kulis, die wir in Askole angeworben hatten, waren nur 25 bis zum Conway-Sattel verwendungsfähig, und von diesen wieder zunächst nur sechs, die mit einer Rupie Extra-Bakshish bis Lager 7 zu bringen waren. Jedesmal nach einem derartigen Aufstieg verlangten sie einen Rasttag, und das im Juli, wo auf vier Tage Hundewetter meist nur ein Tag Schönwetter kam! Zu allem Unglück war Dr. Winzeler durch seine ärztlichen Pflichten noch immer im Standlager festgehalten, so daß wir hier oben vorläufig ohne Arzt waren und die Kulis täglich selbst behandeln mußten. Wir hatten uns allmählich die bewährte Technik angewöhnt: Aspirin, Rhizinus, Opium – je nach der Art der Klagen. Es war aber doch für uns Laien manchmal nicht ganz leicht zu entscheiden, wer wirklich krank war oder wer nur simulierte.

Dazu kam die Schwierigkeit der Ernährung. Zwar hatten wir in Rodokas eine kleine Hammelherde, und der junge Abdullah (Abb. 19), der dort als Sirdar (Träger-Obmann) und Stations-Kommandant ausgezeichnete Arbeit leistete, schickte alle paar Tage einen Fleisch- und Brot-Transport herauf. Aber erstens

einmal saß in Concordia und später im Standlager die Filmgruppe mit 20–30 Kulis, die auch recht gern Hammelfleisch aßen, und zweitens machten sich die Träger zwischen Standlager und Camp 5 darüber her. Von den 30 Hammeln, die in Rodokas geschlachtet wurden und eigentlich für die obersten Hochlager bestimmt waren, kamen also nur vier in unser Bergsteiger-Standlager auf dem Conway-Sattel. Dabei war es selbstverständlich bitternotwendig, gerade die Hochkulis gut zu ernähren, denn über 6000 m litten auch sie an Appetitlosigkeit, die sonst so beliebten Chapattis (die einheimischen Brote) schmeckten ihnen nicht, und sie sehnten sich nach frischem Fleisch.

Einmal waren Hans und Bertl mit drei Trägern nach Camp 7 gegangen und hatten mir aufgetragen, am nächsten Tage bestimmt weitere drei Träger mit notwendigen Lasten hinauf zu schicken. Aber die Leute leisteten wieder einmal passive Resistenz. Vergeblich bat ich, dann schimpfte ich wie ein Rohrspatz – nichts nützte. Sie behaupteten krank zu sein, verlangten Medizin und wollten unbedingt einen Rasttag machen. Ich war ganz verzweifelt, denn es kam ja alles darauf an, daß oben weiter gearbeitet wurde, und meine Kameraden hatten sich fest auf mich verlassen. Ganz unglücklich setzte ich mich hin und heulte. Ghiglione tröstete mich väterlich, ich könne doch nichts dafür und solle mich nicht so aufregen. Plötzlich ein Raunen unter den Trägern: «Memsahib weint, Memsahib weint!», und einer nach dem anderen kam zu uns, gab mir die Hand und versprach, nach Camp 7 zu gehen.

Ertl, Höcht und Ghiglione redeten mir sehr zu, ich solle doch versuchen, den Queen Mary Peak zu besteigen und damit den Frauen-Weltrekord aufzustellen. Solange aber noch eine Möglichkeit bestand, den Hidden Peak anzugreifen, dachte ich gar nicht daran. Ich hasse überhaupt Rekorde, ganz besonders Weltrekorde. Nach meiner festen Überzeugung ist durch die Überschätzung des Rekordes in den letzten Jahren die echte, reine Freude am Sport verloren gegangen. Auf der I.H.E. 1930 war ich nur «Mädchen für alles»: Ich hatte mich um das leibliche Wohl meiner Kameraden zu sorgen und den Nachschub in die Hochlager zu organisieren. Als einmal Not an Mann war, sprang ich ein und brachte einen Transport über den 6100 m hohen Jongsong-Paß. Damals kam mir kein Gedanke daran, daß ich selbst auch hätte höher steigen können. Doch zu Hause machten mir meine Kinder später leise Vorwürfe, warum ich denn nicht wenigstens versucht hätte, den alten Frauen-Weltrekord von Mrs. *Fanny Bullock Workman* (6932 m) zu brechen. Da erst merkte ich, daß ich sie zum ersten Male im Leben enttäuscht hatte. Bis dahin waren sie überzeugt gewesen: Mama kann alles! Vier Jahre sind inzwischen vergangen, meine Kinder sind erwachsen, doch ihr Vertrauen in mich ist dasselbe geblieben. Ich hatte nie darüber gesprochen, aber als wir wieder auf große Fahrt gingen, da sagte ich mir innerlich: Wenn irgend möglich, will ich es diesmal versuchen.

Am 16. Juli kam Bara Sahib herauf. Das Wetter war aber so ungünstig und

es fiel dauernd so viel Neuschnee, daß er sich nach zwei Tagen entschloß, den Hidden Peak endgültig aufzugeben. Diese Entscheidung fiel ihm nicht leicht; er konnte ja auch wahrhaftig nichts für die leidige dreiwöchige Verspätung, an der wir dauernd krankten. Aber nach reiflicher Prüfung glaubte er, eine Fortsetzung des Angriffs auf einen Achttausender bei einer derartigen Wetterlage und dem vielen Neuschnee nicht mehr verantworten zu können. Und ich – ich war einesteils sehr froh, mich wieder einmal «unten» auf 5000 m erholen zu können, aber andererseits sah es ganz danach aus, als ob ich meine Weltrekord-Pläne endgültig begraben müßte. Denn ob ich noch einmal zum Conway-Sattel würde heraufkommen können, das war doch höchst zweifelhaft. Ich war bloß froh, meinen Kindern nicht geschrieben zu haben, wie hoch ich schon gewesen war. Seit dem Standlager hatte ich in meinen Briefen absichtlich nie mehr die Höhe angegeben, um nicht erst falsche Hoffnungen zu erwecken.

Hans Ertl: Am 18. Juli waren wir wieder einmal mit ein paar Lasten zum Camp 7 heraufgependelt. Da kam am Nachmittag im dicken Schneegestöber Ghiglione mit einem Brief unseres Expeditions-Leiters an. Bara Sahib riet uns dringend, bei diesem unsicheren Wetter nichts zu riskieren, die Belagerung vorläufig einzustellen und ins Basislager hinunter zu gehen, damit wenigstens die fehlenden Film-Aufnahmen gemacht werden könnten. Daß unserem Leiter dieser Entschluß mindestens so schwer gefallen war, wie er uns traf, das konnten wir aus seinen Zeilen leicht herauslesen. Aber schließlich war die Expedition ja erst durch den Film ermöglicht worden, und unsere Verpflichtungen mußten wir einhalten. Noch am gleichen Abend stiegen wir nach Lager 6 ab und übernachteten dort. Bereits am nächsten Vormittag versammelte sich alles – Bergsteiger und Filmgruppe – im Standlager (Abb. 65), und nun wurden die nächsten Tage ernster Filmarbeit gewidmet. Wie zum Hohne war von diesem Tage an bis zum Ende der Filmerei das Wetter so herrlich, daß wir Bergsteiger beinahe hätten heulen können. Diese acht Tage gab es ganz überraschender Weise noch einmal eine wirkliche Schönwetter-Periode – die letzte!

Am 25. Juli brachten wir unter unglaublichen organisatorischen Schwierigkeiten den größten Teil der Film-Kolonne mit allem Drum und Dran auf den Conway-Sattel herauf. Nur Frau Marton war in einem Zwischencamp am Fuße des Conway-Aufstieges – bei etwa 5500 m – wegen einer Erkältung zurückgeblieben. In diesen Tagen standen nicht weniger als 21 Zelte in unserem einst so stillen Camp 6 (Abb. 83), und es herrschte hier oben ein Leben und Treiben, so verrückt, wie in einem Berliner Filmatelier. Zwei Tage Schneesturm genügten jedoch, um den Bedarf der Spielfilm-Gruppe reichlich zu decken, und am 27. Juli zog der ganze Troß wieder ab, talabwärts und nach Kleintibet, um dort noch Filmaufnahmen zu drehen. Nur wir Alpinisten blieben zurück und rüsteten uns von neuem, um vor Toresschluß doch noch wenigstens einige Siebentausender zu ergattern.

Am 29. Juli war schönes Wetter, Bertl und ich spurten wieder einmal den Weg gegen Camp 7, während Ghiglione, Dr. Winzeler und Belaieff ein Lager am Fuße des Golden Throne errichteten. Am 30. Juli war es dann endlich so weit, daß Bertl und ich zusammen mit Memsahib und Bara Sahib, begleitet von der Rekordzahl von 13 Trägern, nach Hochlager 7 hinaufgehen konnten (Abb. 87). Zehn Kulis schickten wir sofort wieder ins Conway-Lager zurück, drei behielten wir bei uns. Unser tief verschneites Zelt, das wir letzthin hier zurückgelassen hatten, wurde ausgegraben. Überhaupt richteten wir uns jetzt hier häuslich ein, auch eine Küche wurde nach bewährtem Muster als Unterstand ins Eis hineingebaut.

15. IM KAMPF UM QUEEN MARY PEAK[1]

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Auf einer schmalen Eisterrasse, über gewaltigen Tiefen, steht unser kleines Lager 7 (6800 m). Der Monsun-Schneesturm rast Tag für Tag, Nacht für Nacht. Der Schnee prasselt auf die Zeltleinwand, Stunde um Stunde, wie auf eine Trommel. Alle Spannleinen sind straff bis zum Zerreissen. Unter den mitleidlosen Stößen des Sturms wiegen sich die Zelte wie Schiffe in schwerer See. Halten die Verspannungen oder fliegen wir mit unseren Zelten hinunter auf den Kondusgletscher, 2000 m unter uns? Als stärkster Ton in diesem Orchester entfesselter Naturgewalten erklingt immer wieder das dumpfe Rauschen riesiger Lawinen.

Von Lager 6 (6250 m) auf dem Conway-Sattel führt eine schmale Spur hier herauf. Immer wieder mußte dieser «Weg» von meinen tapferen jungen Freunden Hans Ertl und Bertl Höcht angelegt werden, immer wieder wurde die Arbeit durch neue Schneefälle vernichtet. 210 m Seil hangen in steiler Eiswand, um den besten unserer Hochträger den Aufstieg zu ermöglichen. Nun ist wieder alles umsonst, die Spur verweht, die Seile tief unter dem Schnee begraben, der Steilhang durch «Schneebretter» unpassierbar.

Zwei Tage hat die Filmgruppe auf dem Conway-Sattel gearbeitet. Spielszenen in dieser Höhe – ein bemerkenswerter Rekord und eine erstaunliche Leistung von Gustav Diessl, Richard Angst, Andrew Marton und Fritz v. Friedl. Nun sind sie talwärts gezogen. Die Bergsteigergruppe aber trat zum Endkampf an, drei Mann am Golden Throne (7312 m), vier am Queen Mary Peak (7422 m). Ein Doppelsieg schien in greifbarer Nähe. Da besinnt sich der Karakoram seiner furchtbarsten Waffe. Gegenüber diesen Monsun-Schneestürmen kann nur zähes Warten, eisern beharrliches Belagern *vielleicht* noch

[1] Original-Bericht, d. h. die unveränderten Tagebuch-Aufzeichnungen, die ich am 1. und 4. August 1934 in Lager 7 gemacht habe.

einen Erfolg bringen. Der Weg nach unten ist uns abgeschnitten, der Nachschub stockt. Von unserem Lager 7 zum Gipfel des Queen Mary Peak sind es nur noch 620 m Höhendifferenz. *Nur* noch? Werden wir es schaffen? Der Schneesturm rast, die Lawinen rauschen! Wir sitzen fröstelnd in unserer Schneehöhle, die von Ertl und Höcht rechtzeitig und sachkundig gebaut und mit viel Liebe als Küche und Speisezimmer eingerichtet wurde. Nun kämpft Bertl, unser Feuerwerker, unermüdlich mit dem widerspenstigen Kocher (Abb. 93). Draußen tobt der Schneesturm, die ganze Luft ist von Schneestaub erfüllt. Ist es tatsächlich zu spät? Endgültig vorbei mit all unseren Gipfelplänen? Schwer lastet die Sorge auf uns.

Unser kleines Mahl ist beendet, durch tiefen Neuschnee kämpfen wir uns zu unseren – nur wenige Schritte entfernten – Zelten, kriechen in die Schlafsäcke und brauchen lange, lange, bis endlich auch die Füße warm geworden sind. Denn in 6800 m Meereshöhe läßt die Blutzirkulation doch schon einiges zu wünschen übrig, und insbesondere Frauen sollen ja auch in geringeren Höhen nicht gerade selten an kalten Füßen leiden. In unserem Falle ist die Temperatur im Zelt minus 11 Grad Celsius, draußen minus 20 Grad.

Am nächsten Morgen strahlendes Wetter! Haben wir eine Chance verschlafen? Nein – bei dem tiefen Neuschnee und der dadurch bedingten großen Lawinengefahr hätten wir heute keinesfalls einen Gipfel machen können. Aber wenigstens wollen wir den heutigen Tag ausnützen, um vorzuspuren und so den morgigen Angriff vorzubereiten. Ertl und Höcht mit Hakimbek, unserem besten Hochkuli, als erste Seilpartie, ich mit Rodji, einem anderen «Tiger», als zweite, so gehen wir es an.

Mit sorgsamster Atemtechnik, zwei Atemzüge für jeden Schritt, pflügen wir schweigend die schwach ausgeprägte Rippe empor, die vom Mittelgipfel der Queen Mary zu unserem Camp herunterzieht (Abb. 95) und uns bei diesen Verhältnissen wenigstens einigermaßen lawinensicher zu sein scheint. Drüben am Golden Throne, durch die Senke des Conway-Sattels von uns getrennt (Abb. 92), schieben unsere Kameraden James Belaieff, Piero Ghiglione und André Roch ein kleines Hochlager gipfelwärts vor, über einen tollen Gletscherbruch hinauf. Auch dort bereitet man sich für den morgigen Tag vor.

2000 m unter uns fließt der Kondusgletscher in wundervoll geschwungenen Windungen südwärts. Und da, zum Greifen nahe, die wichtige topographische Entdeckung, die mir Ertl und Höcht schon auf Grund ihrer ersten Erkundungsfahrt gemeldet hatten: Das bisher fehlende Bindeglied zwischen Baltoro- und Siachen-Gletscher! Der eine 60 km, der andere 72 km lang, zwei der gewaltigsten Eisströme der Erde außerhalb der Polargebiete. Ob von einem zum anderen ein Übergang möglich sein würde, war eine seit 40 Jahren, seit Sir *Martin Conway's* denkwürdiger Karakoram-Fahrt, viel erörterte und nie geklärte Frage. Das Gebiet des Queen Mary Peak-Massivs war immer ein dunkler

Punkt geblieben. Nun sahen wir die Lösung dieses alten bergsteigerischen und geographischen Problems (Abb. 86): Einen direkten Übergang via Conway-Sattel gibt es nicht. Aber auf der Südseite des Queen Mary-Massivs zieht sich eine Eisterrasse hin, die auch unser Lager 7 trägt, und von dort aus flutet ein nur mäßig steiler Gletscher südostwärts. Er ist zwar ziemlich zerschründet, aber doch gut begehbar, sogar mit Skiern. Dieser Gletscher – nennen wir ihn *Queen Mary Glacier* – vereinigt sich mit dem West Source Glacier des Siachen-Systems. Ein Übergang vom Baltoro zum Siachen ist also tatsächlich möglich, allerdings muß man dazu bis 6800 m herauf, also – sehr bequem ist es nicht!

Wundervolles Wetter ist heute, die ganze Bergwelt des Kondus- und Siachen-Gebietes (Abb. 88) liegt ausgebreitet vor uns, mit zahllosen Seitengletschern, mit formenschönen Gipfeln bis zu 7700 m Höhe. Unsere Leica's arbeiten «wie Maschinengewehre».

Der eisbedeckte Gratrücken, über den wir emporsteigen, verschwindet in der Flanke des Queen Mary-Massivs, es wird steiler, mühsamer und lawinengefährlich. Bei 7100 m habe ich für heute genug und steige ab. Die Ertl-Partie arbeitet sich noch 100 m höher hinauf, dann ist auch ihr Bedarf gedeckt, denn mächtige «Schneebretter» krachen mit dumpfem Dröhnen, sobald sie einen Steilhang zu betreten versuchen. Diese Warnung ist nicht zu überhören. Nachmittags sind wir alle wieder in Lager 7.

Ein strahlender Abend. Langsam steigen aus den Tälern die stahlblauen Schatten herauf, aber die Hochgipfel leuchten noch, wie rotglühende Fackeln. Hoffentlich hält nur das Wetter!

In einem Himalaya-Hochlager bei Tagesgrauen zu starten – aus der Wärme des Schlafsacks, aus dem Windschutz des Zeltes hinaus in die Eiseskälte – erfordert viel Selbstüberwindung. Wieder gehen wir in zwei Seilpartien, Ertl und Höcht mit Träger Hakimbek als erste, ich mit Memsahib und dem Hochträger Rodji als zweite. Von den mehr als 50 Baltikulis, die wir nach sorgsamer Prüfung für den Dienst in den Hochlagern ausgewählt hatten, waren hier oben nur noch diese beiden leistungsfähig geblieben.

Die Spur von gestern erleichtert uns die Arbeit. Ich gehe von Anfang an sehr langsam und gleichmäßig (Abb. 89), denn ich will meine Frau jedenfalls über 7000 m heraufführen, wenn möglich – aber das wagen wir kaum laut zu sagen – bis zum Gipfel. Der alte Frauenweltrekord, von der Amerikanerin Mrs. *Fanny Bullock Workman* im Jahre 1906 aufgestellt, steht auf 6932 m. Es war der *Pinnacle Peak* in der Nun Kun-Gruppe (Kashmir). Dieser seit fast 30 Jahren unangetastete Rekord ist bald gebrochen, die 7000 m-Grenze ist erreicht. Memsahib hat eigentlich genug, ihr «Bergsteigerehrgeiz» ist vollkommen gedeckt, und sie möchte am liebsten wieder absteigen. Aber ich finde ihren Rekord noch kümmerlich. Außerdem hätte sie nicht allein absteigen können, ich hätte also auch die Tour abbrechen müssen, und das will *sie* wieder nicht.

So entschließt sie sich zum Weitergehen. Nur das Wetter macht uns Sorge. Aus Südwesten ziehen Wolkenschleier heran, vom Baltoro steigen Nebelfetzen auf, der Wind wird immer stärker. Trotz allem – vorwärts! Schweigend, in maschinenmäßiger Gleichmäßigkeit, mit sorgsamer Atemtechnik ziehen wir unsere Bahn.

Auch unsere Kameraden drüben am Golden Throne sind fleißig an der Arbeit. Wie uns das Trieder zeigt, sind sie etwa in gleicher Höhe wie wir gerade dabei, sich durch ein System von mächtigen Gletscherspalten hindurchzuwinden, dem Gipfelgrat entgegen.

Eine mindestens 50 m hohe überhangende Eismauer zwingt uns zu einem großen Umgehungsmanöver nach links (Norden) (Abb. 95 und Zeichnung S. 65). Als wir durch einen Eisbruch mit herumliegenden mächtigen Brocken hindurchsteigen, hüllt uns bereits dichter Nebel ein. Über einen Bergschrund mit höchst verdächtiger Schneebrücke führt die Spur der Ertl-Partie einen Steilhang hinauf und hinein in das graue Nichts.

Memsahib beginnt stark unter der Höhe zu leiden – Atemnot und Herzbeschwerden. Mein Aneroid zeigt 7315 m = 24,000 ft. Ich melde also tröstend meiner mit aller Willenskraft sich aufwärts kämpfenden Frau, daß es bis zum Gipfel nur noch wenig mehr als 100 m Höhendifferenz sein können. Wieder vergeht eine Stunde harter Arbeit, da plötzlich zerreißt der Nebel, und wir sehen – 60 m über uns die Ertl-Partie und erst hoch, hoch darüber den Gipfelgrat! Ja um Himmelswillen, was ist denn los? Mein Barometer, hundertfach geprüft, auf Conway-Sattel und noch heute früh im Lager 7 genau eingestellt, kann doch nicht plötzlich verrückt geworden sein! Aber nein, wir überhöhen ja bereits den Golden Throne (Abb. 92), der von der Great Trigonometrical Survey of India genau vermessen und mit 7312 m fixiert ist. Also ist die Höhenangabe von 24,350 ft. oder 7422 m für den Queen Mary Peak auf der Bullock Workman-Karte von 1912 offenbar falsch, Queen Mary Peak muß ein gutes Stück höher sein. Eine sehr erfreuliche Entdeckung, wenn man einen Berg gemacht *hat*, aber für uns jetzt augenblicklich ein schwerer Schlag. Doch was hilft's, wir müssen hinauf, vorwärts!

Ertl und Höcht, im Vortritt sich wiederholt ablösend, kämpfen hart mit dem tiefen Neuschnee, in dem sie oft bis zum Bauch versinken und trotz aller Anstrengung nur unendlich langsam vorwärts kommen. So können wir allmählich sogar aufschließen. Wieder sind wir in dichtem Nebel, eisiger Wind peitscht uns den Schneestaub in die Augen. Endlich, endlich ist der Sattel zwischen Mittelgipfel und Westgipfel (Abb. 95) erreicht. Unverzüglich beginnen unsere beiden jungen Freunde zum Westgipfel, dem höheren von beiden, vorzuspuren. Die beiden Kulis bleiben im Sattel zurück.

Nun gilt's, die letzten Willens- und Kraftreserven einzusetzen (Abb. 90). Es geht die Gipfelpyramide empor, langsam, Fuß um Fuß. Da – Hans Ertl und Albert Höcht, die wirklich aufopfernde Arbeit geleistet haben, treten zur

Seite, um ritterlich Memsahib und Bara Sahib den Vortritt zu lassen. Wir haben's geschafft – *der Gipfel, der Sieg!*

Der Sturm setzt aus, der Wolkenschleier zerreißt und gibt den Blick frei hinüber auf die Gasherbrums. Von neuem sehen wir, *wie* hoch unser Standpunkt ist. Ertl photographiert (Abb. 91) und filmt eifrig.

Der Barometer zeigt 7580 m – nach meiner späteren Berechnung 50 bis höchstens 80 m zu hoch. Die wahre Höhe des Queen Mary Peak-Westgipfels ist also etwa 7500 bis 7530 m oder rund 24,600 ft. (vgl. S. 95/96).

Wieder setzt das Schneetreiben ein, wir beginnen den Abstieg. Etwa 50 m unterhalb der Spitze tritt rechterhand stellenweise nackter Fels zutage. Mein Geologen-Gewissen erwacht, ich nehme eine Probe davon mit, fast ohne mir das Handstück anzusehen. Zu dem allen bin ich viel zu abgekämpft. Aber – ein glücklicher Zufall – später stellt sich heraus, daß der kleine Kalkbrocken vom Gipfelgrat des Queen Mary Peak sogar eine Versteinerung enthielt.[1]

Im Sattel nehmen wir die beiden Kulis wieder ans Seil. Weiter, hinunter! Memsahib ist ziemlich fertig, aber wir *müssen* hinunter nach Camp 7. Nur kein Freilager in dieser Höhe, das ist der sichere Tod! Neun Stunden haben wir für den Aufstieg gebraucht, von sechs Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags, drei Stunden erfordert der Abstieg.

Am gleichen Tage, dem 3. August 1934, eroberten unsere Kameraden Belaieff, Ghiglione und Roch drüben den Ostgipfel des Golden Throne. Die Fahnen der Internationalen Himalaya-Expedition 1934 flattern im Abendwind – Sieg!

16. SCHNEESTURM[2]

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Die Nacht vom 3. zum 4. August. Nach unserer Besteigung von Queen Mary Peak-Westgipfel liegen wir tief vergraben in unseren Daunensäcken, in unruhigem Schlaf, wie er übergroßen Anstrengungen folgt. Da fühle ich, wie mein Zelt von einer schweren Bö gepackt wird. Schon prasselt der Schnee auf die Leinwand.

Am Morgen stecken die Zelte bereits zwei Fuß tief im Neuschnee, man sieht kaum eine Seillänge weit, in wuchtigen Stößen fegt der Schneesturm über unsere schmale Eisterrasse, die wie ein Balkon an die steilen Südhänge unseres Massivs angeklebt ist. An einen Abstieg nach dem Conway-Sattel, wo unser großes und wohl eingerichtetes Lager 6 steht, ist nicht einmal zu denken.

[1] Es handelt sich um Permo-Karbon.

[2] Unveränderter Original-Bericht, geschrieben am 5.—8. August in Camp 7 und der Schluß am 9. August in Camp 6.

Obendrein ist Memsahib schneeblind! Nur kurze Zeit ist sie am Vortage ohne Schneebrille gegangen, und auch das nur in dichtem Nebel. Trotzdem – bei dem kurzwelligen Licht in 7000 m Höhe hat es genügt. Wer jemals richtig schneeblind war, der weiß, *wie* unangenehm und schmerzhaft das ist und wie hilflos man dabei für mindestens drei Tage wird.

Ich hatte mir fest vorgenommen, nach unserer Besteigung Memsahib so rasch wie möglich in tiefere Regionen zu bringen, mindestens bis zum Conway-Sattel (6250 m), besser noch bis zum Basislager (4950 m). Denn ihr Herz arbeitete noch immer in unregelmäßigen Stößen, der Puls setzte oft aus. Es war also dringend geboten, durch die sauerstoffreichere Luft[1] in mittlerer Höhenlage dem übermüdeten Herzmuskel die Arbeit zu erleichtern. Doch was half diese einfache medizinische Überlegung?! Wir hatten keine Wahl, Memsahib *mußte* weiter hier oben ausharren, in unserem Lager 7 (6800 m), das nicht viel niedriger gelegen war, als der bisherige Frauen-Weltrekord (6932 m). Auf dem Pinnacle Peak in der Nun Kun-Gruppe hatte Mrs. Fanny Bullock Workman 1906 aber nur ein paar Minuten zu verweilen. In unserem Falle handelte es sich um nicht weniger als neun mal 24 Stunden!

Lebensmittel hatten wir glücklicherweise genug für etwa zehn Tage, aber die Frage des Brennstoffs machte uns große Sorge. Unsere Primus-Kocher waren in dieser Höhe nicht mehr verwendbar, und unser kleiner Meta-Vorrat ging zu Ende. Der letzte Kuli-Transport hätte eine ordentliche Ladung Meta heraufbringen sollen, aber infolge eines Mißverständnisses war dies in Lager 6 vergessen worden.

So waren wir vom 4. August ab darauf angewiesen, Proviantkisten zu zerhacken, in dünne Späne zu schneiden und in einem von Ertl und Höcht konstruierten «Spezial-Ofen» zu verfeuern. Das liest sich so einfach und war doch in Wahrheit ein fünftägiger bitterernster Kampf um Sein oder Nichtsein. Denn in dieser Höhe, 2000 m höher als der Gipfel des Montblanc, und in einem tagelang anhaltenden Schneesturm war es eine wirkliche Lebensfrage, dem Körper wenigstens einmal täglich warme Nahrung und genügend Flüssigkeit zuzuführen.

Es ist ja oft so, daß entscheidende Kämpfe nicht in Heldenpose und Schwanenritter-Uniform durchgefochten werden, sondern ganz still und unauffällig. So auch in unserem Falle: In unserer rauchigen kleinen Eishöhle hockten Ertl und Höcht (Abb. 93) jeden Tag viele Stunden lang als «Blasebalg-Ersatz». Trotz aller Mühe ging das armselige kleine Feuer immer wieder aus und mußte immer wieder mit unendlicher Geduld neu angefacht werden. In 6800 m Höhe hat man bekanntlich ohnehin keinen Überfluß an Atemluft, und selbst trockenes Holz will in dieser sauerstoffarmen Atmosphäre nicht mehr brennen. Ständig im Rauch zu sitzen und ständig ins Feuer zu blasen, das ist

[1] Das Sauerstoff-Gerät des Draeger-Werks, das wir für Notfälle – sozusagen als Medizin – mitführten, und die Sauerstoff-Flaschen aus Leichtmetall lagen in Camp 6.

eine Leistung, die man miterlebt haben muß, um sie richtig würdigen zu können. Es dauerte Stunden, bis die nötige Menge Schnee geschmolzen war, weitere Stunden, bis der Kakao oder die Maggisuppe endlich kochten. Und doch – es mußte sein!

Der Nachschub von unten, vom Conway-Sattel her, war gänzlich unterbrochen. Selbst wenn das Wetter mal aufklarte – wir blieben abgeschnitten. Denn bei diesem metertiefen Neuschnee war jeder Steilhang unpassierbar. Die Lawinen rauschten. Wir waren belagert – vom weißen Tod!

Fünf Schritte von der Eishöhle entfernt lag, in ihrem kleinen Zelt, Memsahib, ohne ein Wort der Klage, aber – das wußten wir alle – schwer leidend unter ihrer Schneeblindheit, mit ihren Herzbeschwerden ringend. Jeden Morgen mußten wir unsere Zelte frei schaufeln (Abb. 94), sonst wären sie von der Schneelast zusammengedrückt worden. Es waren harte Tage!

Noch hatten wir unsere drei besten Hochträger bei uns, Hadji (Abb. 97), Hakimbek und Rodji. Am 6. August baten sie stürmisch, ich möge ihnen erlauben, den Durchbruch nach Lager 6 hinunter zu versuchen. Ich begriff sehr gut, daß es ihnen in Lager 7 nicht mehr behagte. Aber an diesem Tage wäre es noch der Weg in den sicheren Tod gewesen. Ich hatte Mühe, den braven Leuten dies klar zu machen.

Am 7. August endlich war es soweit, daß man den Durchbruchsversuch verantworten konnte. Sorgfältige Prüfung ergab, daß die großen Lawinen inzwischen bereits abgegangen waren. So gab ich meine Einwilligung – es mußte sein. Die Spur mußte von oben herunter, also von Lager 7 nach Lager 6 getreten werden. Sonst hatte die Entsatz-Kolonne vom Conway-Sattel her wenig Aussicht, durchzukommen.

Der Nachmittag des 7. August verging mit dem üblichen Kampf um's Feuer. Aus Südwesten zogen neue Schneewolken heran, in der Nacht prasselte es wieder auf unsere Zelte herab. Ich lag in schweren Sorgen. Waren die drei Mann glücklich hinunter gelangt oder ...?

Als es am späten Vormittag des 8. August etwas aufzuklaren begann, spähten wir immer wieder hinunter ... nichts! Endlich ... 2 Uhr nachmittags ... eine schwarze Schlange in dem Firnbecken unten. Hurra ... die Entsatzkolonne!

Die Spur von gestern erleichtert die Arbeit, aber die Leute versinken trotzdem immer noch meist bis zum Bauch. Hadji, der Obmann der Hochträger, hat ihnen die Lage genau erklärt, sie *müssen* hindurch, hinauf zu ihren Sahibs. Zehn Mann, im Vortritt sich immer wieder ablösend, wühlen sich unermüdlich durch den grundlosen Neuschnee. Es gibt nicht nur streikende und stehlende Kulis, es gibt glücklicherweise auch tapfere Hochträger!

4 Uhr 30 nachmittags, zehn Stunden nach ihrem Aufbruch von Camp 6, sind sie bei uns – erschöpft, aber voll rührender Freude, von uns herzlich begrüßt und belobt zu werden. Wir hatten schon alles zusammengepackt und

für den Abmarsch bereit gestellt. Um 5 Uhr brechen wir auf, Ertl, Höcht und ich auf Skiern, Memsahib mit den Trägern zu Fuß.

Als wir in der großen Firnmulde bei 6700 m sind, zerfließen die Wolken, leuchtend zeichnet sich der viergipflige Golden Throne da drüben gegen den blauen Himmel ab. Wir drei Sahibs haben zwar schwere Lasten auf unseren Schultern, nicht leichter, als die Kulis, aber da können wir der Versuchung nicht mehr widerstehen: Die Skispitzen talwärts, schmale Spur, Vorlage ... los! Das war eine Schußfahrt!

Der letzte große Steilhang über dem Conway-Sattel, wo 210 m fixes Seil hangen, muß natürlich zu Fuß begangen werden und kostet noch Zeit. Aber bei Einbruch der Dunkelheit sind wir im Lager 6, der Rückzug – ohne alle Verluste – ist gelungen! (Abb. 96).

17. GOLDEN THRONE[1]

Von *André Roch*

Wer selbst noch nicht in solch großen Höhen gewesen ist, der kann sich keine Vorstellung davon machen, welchen Schwierigkeiten wir begegneten. Wenn ein Angriff auf den Golden Throne überhaupt irgend eine Aussicht auf Erfolg haben sollte, dann mußten wir vom Conway-Sattel aus jedenfalls noch ein Zwischenlager vorschieben. Die Kulis, die wir zur Einrichtung dieses Lagers brauchten, waren jedoch ständig krank. Es gab nur ein einziges ziemlich einfaches Mittel, sie zu heilen, nämlich ein recht hohes Bakshish.

Am 30. Juli gingen Ing. Ghiglione, Dr. Winzeler und Jimmy Belaieff den Golden Throne zum ersten Male an. Zwei Stunden oberhalb von Camp 6 verbrachten sie alle zusammen die Nacht in einem Zelt, wo sie am nächsten Morgen bei ihrem Aufbruch ihre Skier zurückließen. Sehr viel kostbare Zeit ging zunächst damit verloren, einen Weg durch den unteren großen Gletscherbruch zu finden. Schließlich entdeckten sie aber eine leichte Route, die durch das Innere einer riesigen Gletscherspalte führte. Weiter oben kamen sie im tiefen Schnee nur langsam vorwärts und mußten nach einiger Zeit vor Erschöpfung aufgeben.

An den folgenden Tagen war wieder einmal schlechtes Wetter. Ein Fieberanfall, der mich kampfunfähig gemacht hatte, ließ allmählich nach. Am 2. August beschlossen wir, einen neuen Angriff auf den Golden Throne zu versuchen. Mit großer Mühe brachten Ghiglione und Belaieff fünf Kulis zusammen, die bereit waren, uns zu begleiten, und machten sich auf den Weg. Am Vormittag blieb ich noch in meinem Zelt, da ich noch immer etwas Fieber

[1] Original in französischer Sprache, Übersetzung ins Deutsche vom Herausgeber. Dr. Dyhrenfurth.

hatte. Eine Stunde nach dem Aufbruch der Kulis kam der eine von ihnen mit heftigen Kopfschmerzen zurück. Alle zehn Schritte mußte sich der arme Kerl in den Schnee legen. Da ich ihn für einen Simulanten hielt, kümmerte ich mich nicht um ihn. Erst später erfuhr ich, daß er wirklich schwer bergkrank gewesen war.

Gegen Mittag schnallte ich meine Skier an, um meinen Kameraden nachzugehen. Ich fand sie beim Teekochen in demselben Lager, das sie bei ihrem ersten Versuch aufgeschlagen hatten. Eigentlich wollten wir das Lager diesmal höher hinauf verlegen, aber was sollten wir machen, wenn die Kulis streikten? Als ich kam, berichteten Ghiglione und Belaieff aber voll Stolz, sie hätten es erreicht, daß die Kulis weitergingen. Belaieff hatte nämlich noch acht Rupien von einem Mehltransport her, den er einige Wochen vorher geleitet hatte. Als er unseren vier Kulis diese acht Rupien versprach, waren sie plötzlich gesund und hatten Kraft und Mut genug, ihre Lasten noch zwei bis drei Stunden weiter zu tragen. Wir stiegen rechts hinauf, überwanden zwei kleine Eismauern, wendeten uns dann wieder nach links und drangen in das Innere einer gewaltigen Gletscherspalte ein, die in etwa 6900 m[1] auf dem oberen Plateau mündet. Dort wurde das Zelt aufgeschlagen, und die Kulis stiegen wieder zum Conway-Sattel ab.

Wir kochten unser Abendessen, und da die Sonne bald hinter einem Sporn des Golden Throne unterging, zogen wir uns dann rasch zur Nachtruhe in unsere winzige Behausung zurück.

Um $^1/_2$ 3 Uhr morgens Tagwacht. Jimmy zündet den Kocher an, um das Frühstück zu bereiten. Der Primus-Kocher erwärmt das Zeltinnere etwas, und das ist recht angenehm, denn draußen ist es minus 28 Grad. Die Frühstücks-Bereitung dauert lange, so daß wir erst um 4 Uhr 30 aufbrechen können.

In großen Kehren steigen wir den riesigen Hang oberhalb des Plateaus, auf dem wir übernachtet haben, empor. Dank unseren Skiern brauchen wir nur zweieinhalb Stunden bis zu dem Punkt, den meine Kameraden drei Tage vorher mit großer Mühe erst nach fünf Stunden erreicht hatten. Hier rasten wir ein Weilchen und setzen dann unseren Weg unter einer Barriere drohender Eistürme fort.

Atembeschwerden lassen uns nur langsam vorwärts kommen. Um gleichmäßig und ohne Unterbrechung steigen zu können, müssen wir einen ganz langsamen Rhythmus annehmen, der unsere Geduld auf eine harte Probe stellt. Ich finde unser Tempo schließlich doch zu langsam und schlage Jimmy vor, ihn an der Spitze unserer Seilpartie abzulösen. Aber schon nach zehn etwas zu schnellen Schritten bekomme ich einen Hustenanfall und muß erst wieder zu Atem kommen. Ich kann sogar nicht einmal so schnell wie Belaieff steigen und muß ihn wieder vorausgehen lassen.

[1] Nach meinen Beobachtungen liegt diese Stelle erst ca. 6700 m hoch. Dr. Dyhrenfurth.

Bald erreichen wir ein Hochplateau. Zur Linken befindet sich ein Sattel, während nach rechts der Grat bis zum Hauptgipfel des Golden Throne hinüber führt (Abb. 92). Nach eingehender Prüfung der verschiedenen Möglichkeiten kommen wir zum Schluß, daß es am besten ist, zunächst den Sattel zu unserer Linken zu gewinnen und dann den Grat zu verfolgen. Wir steigen also weiter in der Richtung des Joches. Der Hang wird steiler, und bald gebieten uns zwei große übereinanderliegende Spalten Halt. Nachdem wir die erste links umgangen haben, versinken wir an dem Steilhang, der die beiden Klüfte trennt, bis an den Hals im Schnee. Wir lassen die Skier zurück und beginnen, uns in erschöpfender Arbeit einen Weg buchstäblich zu graben. Der Hang ist so steil und der Schnee so locker, daß man nirgends Fuß fassen kann. Jeden Augenblick können uns die Schneemassen in die untere Spalte hinunterreißen. Endlich, nach mehr als einer Stunde schwerster Anstrengung, erreicht einer von uns ein Dutzend Meter höher die Kante des Steilhanges. Die beiden anderen Mitglieder der Partie werden hinaufgehißt, und bald darauf betreten wir den Sattel in dichtem Nebel.

Wegen des Zeitmangels und des schlechten Wetters müssen wir den Hauptgipfel des Golden Throne aufgeben, und wir beschränken uns darauf, einen Nebengipfel zur Linken zu versuchen. Leider können wir nichts sehen und beschließen, zu warten, bis es sich etwas aufhellt. Es ist eiskalt, und der Wind weht in heftigen Böen. Glücklicherweise reißen die Wolken einmal auf, so daß wir unseren Gipfel einen Augenblick lang sehen können. Die Spitze sieht wild und weit entfernt aus, die schwarzen steilen Felsen scheinen alles andere als leicht zu sein. Dann hüllt uns wieder der Nebel ein. Um nicht die Richtung zu verlieren, kommen wir auf den ingeniösen Gedanken, unsere Rucksäcke auf dem Schneesattel zurückzulassen und sie in einer auf unser Ziel hinführenden Linie anzuordnen. Auf diese Weise können wir nachprüfen, ob wir gradlinig vorwärtsgehen. Das hilft uns eine ganze Weile. Allmählich aber, bei wachsender Entfernung und zunehmender Dichte des Nebels, wird es uns unmöglich, die Rucksäcke zu sehen. Nun müssen wir eine Weile blindlings drauflosgehen, aber schon sehen wir für Augenblicke die schwarzen Felsen unseres Gipfels. Der Schneehang wird steiler und steiler, und wir erreichen schließlich den Felsgrat. Der Sturm rast. Es ist dermaßen kalt, daß wir unseren Lungen das Äußerste zumuten müssen, um uns durch schnelleres Gehtempo zu erwärmen. Als wir die Felsen hinter uns haben, sehen wir, zu unserer unangenehmen Überraschung, daß sich der Gipfel viel höher erhebt, als erwartet, und zwar in einer sehr scharfen Spitze. Ein schmaler Schneegrat ist der einzige Zugang. Auf der einen Seite fällt die Wand zum Kondus-Gletscher ab, der sich in der Tiefe 2500 m unter uns dahinwindet, auf der anderen sind Steilhänge mit enormen Hängegletschern. Jimmy betritt die Schneide des Grates. Der rasende Wind würde uns bestimmt aus den Stufen schleudern, wenn die Luft nicht bereits so dünn wäre, daß ihr Druck fast nichts mehr ausmacht.

Auf dem Gipfel finden wir kaum Platz, und die Kälte setzt uns sehr zu. Wir haben das Gefühl, daß wir, wenn wir uns gehen ließen, bald in den lethargischen Zustand verfallen würden, dem der Tod sehr rasch folgt. Dicker Nebel umhüllt uns, aber eine vorübergehende Aufhellung erlaubt uns, einen Augenblick die wilde Großartigkeit unserer Umgebung zu bewundern. Unser Höhenmesser zeigt nach Korrektur 7600 m, während die trigonometrischen Vermessungen für den Hauptgipfel nur 7312 m ergeben[1].

Bald treten wir den Rückweg an. Den Grat steigen wir gleichzeitig und so schnell wie möglich hinunter; auch die Felsen bringen wir rasch hinter uns. Nur mit großer Mühe finden wir unten im Schnee unsere Spuren, die Wind und Graupelschnee fast verweht haben. Große Anstrengung kostet uns wieder der Durchgang zwischen den beiden Spalten. Der lockere Schnee, auf dem wir laufen, ist sehr unzuverlässig. Bei mir macht sich die von meiner Krankheit noch zurückgebliebene Schwäche nach den Strapazen dieser Tour doppelt bemerkbar. Erschöpft, wie ich bin, passe ich nicht gut auf und rutsche in meiner Unachtsamkeit plötzlich den Schneehang hinunter bis an den Rand der Gletscherspalte. Doch Jimmy, der mein Ausgleiten rechtzeitig bemerkt, hält mich mühelos, schnürt mir aber durch das straff angezogene Seil beinahe die Luft ab.

Schließlich und endlich langen wir bei unseren Skiern an und wollen uns etwas erholen und stärken. Aber leider ist der ganze Proviant gefroren: Der Schinken ist ein Eisblock und die Johannisbeeren sind versteinert. Genießbar bleiben nur einige Biskuits und etwas Schokolade.

Die Abfahrt auf Skiern ist sehr mühsam, denn bereits die Anstrengung des Gleichgewichthaltens bringt uns dermaßen außer Atem, daß wir zum Stil von Anfängern zurückkehren müssen. In weiten Schleifen winden wir uns hinab und langen gegen Abend bei unserem Zelt an, wo uns die Kulis erwarten. Rasch wird das Zelt zusammengelegt, und die ganze Karawane kehrt zum Conway-Sattel zurück.

18. WIEDER AUF CONWAY

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Endlich wieder auf Conway! Diese neun Tage da oben liegen hinter mir wie ein schwerer Traum, ein großes und doch furchtbares Erlebnis.

Schön war nur ein Augenblick auf dem Gipfel der Queen Mary, als es

[1] Der genau vermessene Hauptgipfel des Golden Throne (7312 m) dürfte ungefähr 50 m höher sein, als der von Belaieff, Ghiglione und Roch erreichte Ostgipfel. Dieser kann also mit *7260 m* angenommen werden, womit auch unsere Beobachtungen vom Queen Mary Peak gut übereinstimmen (Vgl. S. 95). Die Aneroid-Ablesung von 7600 m ist ein ganz offensichtlicher Fehler, und zwar gleich um rund 350 m zu hoch. Dr. Dyhrenfurth.

mir zum Bewußtsein kam: «Ich hab's geschafft!! – Wie werden sich meine Kinder freuen!» Aber auf die Gefahr hin, meine sämtlichen Geschlechtsgenossinnen zu beleidigen, muß ich ehrlich gestehen: *Dieser Frauen*-Weltrekord wäre ohne meine drei *Männer* nie zustande gekommen! Ohne Bara Sahib, der mich dauernd ermunterte und tröstete, wenn ich beinahe verzweifelte, und ohne Ertl und Höcht, deren unermüdliches Vorspuren mir den Aufstieg ermöglichte.

Drei Tage schneeblind – scheußliche Schmerzen, als ob einem dauernd eine Lauge von Seifenwasser mit Salmiak über die Augen rinnt! Hilflos wie ein Kind lag ich und mußte mich von meinen Gefährten pflegen lassen, anstatt daß ich als Frau für sie sorgte und kochte. Neun Tage in den winzigen Hochlagerzelten, die den Eingang am Kopfende haben. Öffnete man das Zelt nur ein wenig, so fiel der meterhohe Schnee sofort in den Schlafsack, den einzigen erträglichen Platz im Lager 7. Essen ersetzte man am besten durch stramme Haltung; das einzige, was mir wirklich schmeckte, waren Obstkonserven, und die waren bald zu Ende. Nach stundenlangen Mühen brachte Bertl «Rauchtee, Marke Höcht» (warm aber ungenießbar). Bara Sahib aber machte schließlich eine geniale Erfindung: Als endlich die Sonne wieder mal schien, breitete er einen Gummimantel aus und schmolz Schnee darin. Wer den Geschmack von altem schmutzigem Gummi liebt, hätte das Getränk bestimmt geschätzt. *Wir* gossen unseren Anteil lieber fort, was den Expeditionsleiter sehr kränkte.

Unvergeßlich das Eintreffen der Entsatz-Kolonne! Und dann gings hinunter, zurück zu den Menschen, zum Conway-Sattel.

19. ABSCHIED VOM BALTORO

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Am 9. August waren alle Bergsteiger wieder im Conway-Lager beisammen und – wie zum Hohne! – vom wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne. Doch unsere Zeit ging zu Ende, am 24. September fuhr der «Conte Rosso» von Bombay ab, und bis dahin war in meinem großen Programm schon jeder Tag eingeteilt. Die Film-Gruppe war bekanntlich bereits voraus nach Klein-Tibet. Als zweite Staffel wollte ich mit Ghiglione, Winzeler, Roch und Belaieff hinterher, da wir an den wichtigen Film-Aufnahmen in Lamayuru auch noch ein paar Tage mitzuwirken hatten. Als dritte und letzte Staffel sollte Memsahib mit Ertl und Höcht die Hochlager «aufrollen» und dann von Skardu auf dem kürzesten Wege über die Hochebenen von Deosai nach Srinagar kommen, wo sich am 13. September alles versammeln sollte. Es ging also dem Ende zu, doch auch die letzten Tage und Wochen sollten noch ausgenützt werden, bis zur Neige.

Ghiglione, Roch und Belaieff hatten sich von ihrer Golden Throne-Tour inzwischen wieder erholt und wollten das augenblickliche Schönwetter gern noch für den Queen Mary Peak ausnützen. Ich war damit sehr einverstanden, aber die Träger hatten durchaus keine Lust, nochmals nach Camp 7 hinaufzugehen. Es gab also wieder einmal stundenlange Verhandlungen, und als die drei Queen Mary-Aspiranten selber nicht zum Ziele kamen, griffen Ertl und ich ein. Zuletzt mußte auch Memsahib noch antreten, und wirklich gelang es ihr schließlich, wenigstens drei Hochträger zu überreden. Mit starker Verspätung starteten sie, kamen aber dank unserer Spur vom Vortage doch noch rechtzeitig hinauf.

Am nächsten Tage bestiegen *Belaieff*, *Ghiglione* und *Roch* den bisher noch unbetretenen *Queen Mary-Mittelgipfel* (vgl. S. 63), und zwar auf teilweise neuer Route, also rechts von der großen Eismauer und gerade in der Fallinie hinauf (vgl. Zeichnung S. 65). Das Wetter war aber nach dem einen guten Tage schon wieder umgeschlagen, die drei steckten also oben im Nebel, Ostgipfel und Hauptgipfel des Queen Mary-Massivs blieben noch immer jungfräulich. Diesen zurückliegenden Hauptgipfel, dessen Vorhandensein ganz unbekannt gewesen war, hatten wir zu unserer großen Überraschung am 3. August zum ersten Male erblickt. Man muß nämlich am Golden Throne bis etwa 6700 m hinauf (Abb. 95) oder an der Queen Mary sogar bis auf einen der drei vordern Gipfel, damit dieser hinter einer plateauartigen Senke gelegene, reichlich 200 m höhere Hauptgipfel des ganzen Massivs (vgl. S. 93) sichtbar wird. Sowohl am 3. August (Erstersteigung des Westgipfels) wie am 10. August (Erstersteigung des Mittelgipfels) war es infolge des ungünstigen Wetters also nicht möglich gewesen, dem Hauptgipfel zu Leibe zu gehen.

Nun kam der Abmarsch der «Bara Sahib-Party» in raschen Fluß. Bereits am 9. August war Dr. Winzeler mit fünf Trägern vom Conway-Sattel nach Camp 5 hinunter gegangen, am 10. August folgte ich mit acht Kulis nach, am 11. machten wir einen großen Transport von Lager 5 nach 4, unserem alten Standlager, wohin abends auch Ghiglione, Roch und Belaieff mit 16 Hochträgern einrückten. Am 12. August war mal wieder ein schöner «Rasttag», d. h. es wurde den ganzen Tag eingeteilt und gepackt. Alle Hochträger mußten wieder zurück zu Memsahib, um den Abtransport vom Conway-Sattel zu ermöglichen. Dafür bekamen wir 26 «Pendelkulis», die, von ihrem tüchtigen Obmann Raza in guter Disziplin gehalten, rechtzeitig nach Camp 4 heraufgekommen waren. Am 13. August marschierten wir schwer beladen nach Concordia (Abb. 103).

Eine offene topographische Frage harrte aber noch ihrer Beantwortung. Auf der Westseite des Bride Peak-Massivs greift der mächtige *Vigne-Gletscher* weit nach Süden. Gab es vielleicht von dort aus einen noch unbekannten guten Übergang südwärts, also nach Hushi und zum Shyok? Das wäre für künftige Expeditionen sehr wichtig. Es lohnte sich also, dieses Vigne-Problem ernstlich

zu prüfen, und dafür wurde eine eigene kleine Gruppe gebildet, bestehend aus Belaieff, Roch und sechs guten Trägern. Falls eine Übergangsmöglichkeit tatsächlich existierte, dann sollte diese Abteilung sich von uns ganz unabhängig machen, nach Hushi hinübergehen und erst in Parkutta (im Industal) wieder zu uns stoßen. Die Ausrüstung dieser Vigne-Gruppe erforderte also viel Kopfzerbrechen und wurde mit großer Sorgfalt vorgenommen. Leider verlief die Erkundung aber erfolglos: Im Hintergrund des Vigne-Gletschers wurde keine für Träger gangbare Übergangsstelle entdeckt, und ein Joch auf der Westseite des Vigne führt nicht, wie Roch und Belaieff gehofft hatten, zum Gondokhoro-Gletscher, sondern zum – Mittleren Baltoro (vgl. Karte)! Immerhin war auch diese negative Entscheidung wichtig.

In anstrengenden langen Märschen zogen wir talauswärts. In Askole gab es höchst mühevolle Abrechnungen mit den Trägern, die wir hier zu entlohnen hatten, und – wieder einmal – große finanzielle Schwierigkeiten. Neues Geld war nämlich inzwischen *nicht* gekommen, und unsere Restbestände langten nicht hin und nicht her. In Skardu wurden diese Nöte noch schlimmer, so daß nichts anderes übrig blieb, als Kesar Singh anzupumpen. Wieder einmal wurden die entsprechenden telegraphischen Notrufe nach Srinagar, Zürich und Berlin gejagt, kurz – der «Dämon» der Geldnot, der uns seit unserer Ankunft in Bombay niemals aus den Klauen gelassen hatte, war wieder einmal recht aktiv!

20. QUEEN MARY PEAK - HAUPTGIPFEL (7675 m Mindesthöhe)

Von *Hans Ertl*

Camp 6 am 11. August. Im Eisbruch unter dem Lager verschwinden soeben die letzten Kulis der abziehenden Ghiglione-Partie. Memsahib, Bertl und ich bleiben allein am Conway-Sattel zurück, mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, noch einige Tage auf frische Träger zu warten, dann das restliche Expeditionsgut hinunter zu schaffen und ein Lager nach dem anderen, von Camp 6 bis Camp 1, aufzurollen.

Langsam begreifen wir drei, daß damit eigentlich die Expedition zu Ende ist. Und wenn wir weiterhin über die bisherigen alpinen Leistungen Bilanz zogen, so war das Ergebnis etwas mager, denn immer noch stand der Hauptgipfel des Queen Mary-Massivs unbesiegt. Also: halbe Arbeit, die keine volle Befriedigung aufkommen ließ. Und dafür die ganze Schufterei der letzten Wochen, das Durchhalten in furchtbaren Monsun-Stürmen, das ständige Spuren in metertiefem Schnee, der dauernde Ärger mit den Kulis! Wo waren alle unsere schönen Pläne geblieben? Tief vergraben unter den unendlichen Neuschnee-Massen. Eine niederschmetternde Erkenntnis – wenige Tage vor Expeditionsende!

Mißmutig und unlustig waten wir drei zu unseren Zelten, auf die nach wie vor der feine Kornschnee trommelt. «Hat nicht der Wind gedreht?» meint Bertl plötzlich. Natürlich! Der Schnee fällt von Norden, unser Gutwetter-Anzeichen auf dem Conway-Sattel. Und was sagt der Barometer? Er ist seit einigen Stunden mächtig gestiegen. Also nichts wie los! In aller Eile kratzt uns Memsahib den nötigen Proviant aus den noch nicht geplünderten Hochlager-Kisten zusammen, und Bertl und ich stellen die allerwichtigsten Dinge unserer alpinen Ausrüstung zurecht. Es war keine Stunde zu verlieren, denn nach den Erfahrungen der letzten Wochen kam auf acht Tage Hundewetter ein Tag Sonnenschein. Nur noch drei Träger stehen uns zur Verfügung. So müssen Bertl und ich wieder einmal, wie schon so oft, selbst Kuli spielen, um wenigstens das Nötigste von unseren Klamotten hinauf nach Camp 7 zu bringen. Reichlich spät für den langen Weg, bei Nebel und Schneetreiben ziehen wir los, begleitet von den Glück- und Segenswünschen Memsahibs.

In den Stapfen unserer Kulis, die schon seit zwei Stunden unterwegs sind, haben wir zunächst ein müheloses Steigen. Allmählich setzt auch der Schneefall aus, hie und da schaut sogar die Sonne durch Wolkenlöcher, und der Nordwind treibt die grauen Nebelmassen zurück, die sich wieder vom Kondusgletscher heraufschieben möchten. Ein gewaltiges Sieden und Brodeln in diesem Nebelgewoge, ein Gegeneinanderprallen und Übereinanderschieben bis zur endlichen Auflösung im Nichts.

An der Eismauer, dem großen Bollwerk zwischen Camp 6 und 7, hocken unsere Kulis und warten auf ihre Sahibs. Von den 210 Meter Seil, die wir seit Wochen zur Sicherung hier hangen haben, ist nichts zu sehen. Die untersten 30 Meter, die den Übergang über den Bergschrund erleichtern sollten, hatte gestern beim Abstieg der Ghiglione-Partie vom Lager 7 ein Kuli abgeschnitten und gestohlen. Der Rest in der Wand war im Eis eingefressen und mit Neuschnee zugedeckt. Siebenmal haben Bertl und ich in den vergangenen Wochen diese heikle Passage neu gespurt und gesichert. Heute haben wir eine ganze Stunde zu graben, um nur das Seilende freizulegen. Und bis die Kulis dann über den Schrund und die frischen Stufen des Steilhanges heraufbefördert sind, verstreichen weitere drei Stunden. Heilfroh sind wir alle, als wir endlich den Quergang antreten können, hinüber in das große Firnbecken (Abb. 87 und Zeichnung S. 65), das zum Lager 7 hinaufleitet.

Inzwischen ist herrliches Wetter geworden. Hidden Peak, Golden Throne und der ganze Gipfelkranz ringsum strahlt im frischen Neuschneekleid. Im warmen Sonnenschein schlagen wir um 5 Uhr nachmittags unsere zwei kleinen Hochlagerzelte auf, etwas höher über dem alten Lager 7. Zwei Kulis gehen zurück, nur Hakimbek, unser bester Hochträger, bleibt bei uns. Er ist heute besonders stolz, da er ganz allein ein Zelt bewohnen darf, während die Sahibs sich in der zweiten kleinen Behausung zusammenpferchen müssen. Dafür haben Bertl und ich es aber sehr viel wärmer. Von unserem Doppel-

schlafsack aus bewundern wir Hakimbek, wie er nach Sonnenuntergang immer noch draußen in der Hundekälte herumwirtschaftet, Geschirr abspült und Tee für morgen kocht. Gott sei Dank gibt es auch unter den Balti-Trägern noch fabelhafte Kerle.

Nachts 1 Uhr bellt der Taschenwecker. Bertl, der alte Faulpelz, reagiert überhaupt nicht darauf. Auch ich würde mich am liebsten wieder auf die andere Seite drehen. Sehr gut geschlafen haben wir beide nicht nach dem für diese Höhen etwas zu üppigen Abendessen, wenige Stunden vorher. Bei der eisigen Luft in unserem Zelt kommt es mir geradezu heldenhaft vor, aus dem Schlafsack zu kriechen. Wo ich mit der Taschenlampe auch hinleuchte – auf Rucksack, Kleider, Zeltdach –, alles ist mit Eiskristallen bedeckt. Gestern abend hatte ich meine Trikouni-Stiefel vorsorglich unter den Schlafsacküberzug gesteckt, so daß sie mich in der Nacht bald am Rücken und bald am Bauch drückten. Trotzdem sind auch diese Schuhe nun hartgefroren und innen mit Reif bedeckt. Jetzt möchte ich gern meine filzgefütterten Spezialstiefel haben, die wegen ihres Gewichtes aber leider im Camp 6 geblieben sind. Meinen Ärger darüber bekommt zunächst Bertl zu spüren, den ich mit rohen Püffen aus dem Schlafsack treibe. Zum Kulizelt fliegt als Morgengruß ein Kochtopf hinüber, was Hakimbek nur mit unwilligem Grunzen aufnimmt. Um 2 Uhr nachts ziehen wir los.

Unruhig flackert das Kerzenlicht bei dem scharfen Nord. Die erst zwei Tage alten Spuren von Ghiglione, Roch und Belaieff, die bis zum Mittelgipfel führen, sind sehr gut sichtbar, aber leider nicht zu gebrauchen. Vom Winde frei gefegt, erheben sich die meisten Tritte fast 20 Zentimeter über die übrige Schneefläche, und man müßte Seiltänzer sein, um von einem Klotz zum anderen zu kommen. So können wir die Spuren unserer Kameraden leider nur als Wegweiser und höchstens als willkommene Sitzgelegenheit benützen. Mühsam stampfen wir uns neben diesen Höckern eine neue Trace und brechen immer wieder ein in der dünnen Harschdecke, unter der locker und grundlos Pulverschnee liegt. Memsahibs Skistock, den wir als Gipfelsignal mitführen, leistet uns bei diesem Schnee die besten Dienste. Unsere kurzen Spezialpickel ersaufen einfach, der Skistock dagegen wird immer wieder quer vor die Spur gelegt, und dann zieht sich der jeweils Vorausgehende daran beinahe wie an einer Reckstange hoch. Nach jeder Seillänge wird zwischen den Sahibs in der Führung gewechselt, während Hakimbek in der Mitte bleiben kann, denn er trägt ja meine Film-Apparatur.

Um 4 Uhr morgens stehen wir wieder vor der großen Eisbarriere in der Südflanke der Queen Mary. Der erste Schimmer des werdenden Tages liegt über der Siachenseite, während wir noch in tiefster Nacht stecken und gegen die beißende Kälte kämpfen, die langsam Füße und Hände gefühllos macht. Keuchend wie eine Dampflokomotive schiebt sich dann wieder der erste einige Meter weit empor, bis das Seilstück zu Ende ist, das ihn mit den beiden anderen

verbindet. Dann die willkommene Schnaufpause, während die Gefährten nachkommen. Viel zu schnell dünkt einem das Herankommen der anderen, viel zu kurz die kleinen Rasten. Und weiter geht die Fronarbeit.

Die Spur unserer Vorgänger verliert sich etwas östlich in schneebrettgefährlichen Steilhängen. Wir hacken uns eine Eiswand hoch, was zwar ziemlich viel Zeit und Kraft kostet, uns aber viel sicherer dünkt. Denn in stockfinsterer Nacht in einen Steilhang hineinzugehen, der sich, trotz einer zwei Tage alten Spur, plötzlich mit lautem Gepolter senkt, ist nicht nach unserem Geschmack.

Kurz unter dem Mittelgipfel streift uns um 6 Uhr endlich das erste Sonnenlicht, ohne Kraft noch und ohne Wärme. Die letzten Meter wollen wir im Endspurt nehmen, um oben auf dem Hochplateau in einer warmen Mulde so schnell wie möglich nach unseren Füßen zu sehen, in denen jedes Leben erstarrt scheint. Zu allem Unglück bekommt aber Hakimbek einen Schwächeanfall und bleibt mit Bertl zurück. Allein steige ich die letzten hundert Meter bis zum Mittelgipfel weiter und lasse mich hinter einer kleinen Wächte in der warmen Sonne nieder. So schnell habe ich noch niemals im Leben die Stiefel heruntergebracht wie jetzt. Es ist aber auch höchste Zeit: das äußere Sockenpaar ist im Schuh festgefroren, und die Füße selbst sind weiß und gefühllos. Gleich darauf kommt Bertl mit Hakimbek daher. Der Sahib hat das Seil ganz kurz über die Schulter genommen und der Kuli hängt ihm hinten daran, beinahe wie ein Sack. Ein Anblick, der fast zum Lachen reizen könnte, da Bertl doch einen Kopf kleiner ist als der Träger. Wortlos und in größter Eile entledigt sich auch der Freund seiner Schuhe, und dann reiben wir uns zwei Stunden lang ununterbrochen gegenseitig die Füße mit Schnee, um die größte Gefahr zu beseitigen. Zum Schluß bandagieren wir, in Ermangelung von Reservesocken, die Füße mit Klosettpapier, und weiter geht die Fahrt.

Hakimbek bleibt in der windgeschützten Mulde mit Proviant und Reservekleidern zurück. Meine Film-Apparatur wird notgedrungen auf die Schultern der beiden Sahibs verteilt. Im Schneckentempo kriechen wir über das weite Queen Mary-Hochplateau dem Ostgipfel zu. Das schöne Wetter von heute morgen verschlechtert sich mehr und mehr, von Nordwesten her ziehen Nebel über uns hinweg und hüllen innerhalb einer Stunde alles so dicht in grauen Dunst, daß wir am Ostgipfel kaum mehr wissen, in welcher Richtung der Hauptgipfel liegt. Ein einziges Mal noch reißt der Nebel auf, einen Augenblick nur, aber das genügt: Das Ziel ist sichtbar und wird von uns freudig mit der Bussole fixiert.

Weiter! Wenn nur die Nebelsonne nicht gar so schlapp machte! Nach jeder halben Seillänge rasten wir, um etwas zu verschnaufen. Denn für die dünne Luft hier oben sind unsere Lasten wirklich viel zu schwer. Fast stumpfsinnig hacken wir uns die ungefähr 200 Meter hohe Blankeiswand zum Hauptgipfel hinauf, wobei wir uns ernstlich immer wieder überlegen, wie sinnlos es eigentlich ist, bei diesem miserablen Wetter die Apparatur weiterzuschleppen. Daß

Hauptgipfel
Ostgipfel
Westgipfel
Mittelgipfel
Gratkopf im Westgrat
Conway-Sattel

wir nichts davon ablegten, war weniger ein Verdienst meines Gewissens als Kameramann, als eine Folge unserer Wurschtigkeit nach den Anstrengungen der letzten Stunden. Es schien uns schließlich ganz gleichgültig, ob der Rucksack voll oder leer hinten baumelte.

Um 4 Uhr nachmittags endlich lassen wir uns auf dem Hauptgipfel (Abb. 95 und Zeichnung S. 65) nieder, ziemlich abgekämpft, aber mit dem Glücksgefühl im Herzen, ein Ziel erreicht zu haben, das seit unserer Bergsteigerjugend Wunschtraum und Sehnsucht war. Unsere Fahnen flattern im Sturm, Kraft und Selbstvertrauen kommen uns wieder. Zehn Meter westlich der riesigen Gipfelwächte ragen die ersten Felsen aus dem Eis hervor. Hier wird um Memsahibs Skistock herum ein kleiner Steinmann gebaut, unsere Flagge darangebunden und eine Blechbüchse mit unseren Ersteigungsdaten hinterlegt. Bertl schießt wie wild mit der Leica Löcher in den Nebel, und ich versuche, mit meiner Filmkamera in Sturm und Nebelsonne einige Tiefblicke zu erhaschen (Abb. 100). Ungeheuerlich ist der Blick hinunter auf die Shaksgamseite. Unsere beiden Gipfelwächten werden von riesigen Eissäulen getragen, die sich an der Nordseite in schauerlicher Tiefe im Nebel verlieren.

Eisiger Sturm vertreibt uns von unserer Hochwarte; in der Eiswand beim Abstieg tauchen wir förmlich unter im dichten Grau. Erst am Mittelgipfel scheint wieder richtig die Sonne, und zusammen mit Hakimbek erreichen wir abends 7 Uhr Camp 7.

Als fürsorgliche Expeditions-Mutter hat uns Memsahib mehrere Kulis und warmen Tee heraufgeschickt. Schnell sind die Lasten verteilt. Beim Skianschnallen wird rasch noch ein Bissen Brot hinuntergewürgt, und dann jagen Bertl und ich ohne Gepäck den Kulis voraus in 40 Minuten hinunter nach Camp 6. In den letzten 18 Stunden haben wir 1100 Meter im Aufstieg und 1650 Meter im Abstieg hinter uns gebracht. So haben wir kurz vor Torschluß dem Monsun doch noch den Hauptgipfel des Queen Mary-Massivs abgetrotzt und damit einen wichtigen Punkt unseres bergsteigerischen Programms durchgeführt.

21. UNSER RÜCKMARSCH

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Nach ihrer Gewalttour gönnten sich Hans und Bertl nur einen Rasttag und bezogen bereits am 14. August ein neues Hochlager am Golden Throne, um zu filmen und bei günstigen Verhältnissen vielleicht doch noch dem Hauptgipfel des Golden Throne zu Leibe zu gehen. Ich warte auf Träger von Camp 5, mit denen ich inzwischen den Abtransport nach dem Standlager beginnen will. Mittags rücken die Kulis an und überreichen mir den Postsack, den ich voll freudiger Erwartung öffne. Als erstes fällt mir eine Zeitungs-

Notiz in die Hand, es ist die Schreckens-Nachricht vom Unglück der deutschen Himalaya-Expedition am Nanga Parbat! Immer wieder lese ich die wenigen Zeilen – es ist ja zu furchtbar! Unsere armen Kameraden! Ganz ängstlich umringen mich die Träger und fragen, warum Memsahib denn so traurig sei, und als ich es ihnen erzähle, da laufen auch diesen rauhen Kerlen die Tränen übers Gesicht. Wenn nur Hans und Bertl endlich wieder zurück wären! Jetzt erst kommt mir diese ständige Gefahr dort oben so recht zum Bewußtsein. Aber ich kann ja nichts tun, nicht einmal warnen, nur – warten! Schweren Herzens entschließe ich mich, wie verabredet, den Transport nach Camp 5 zu begleiten, um von dort aus das Gepäck mit gewöhnlichen Kulis zum Basecamp weiter zu pendeln. Die Hochträger müssen ja wieder zum Conway-Sattel zurück, um die restlichen Lasten zu holen.

Am nächsten Tage schlechtes Wetter, der Conway-Sattel steckt in dichten Wolken, von den Kameraden keine Spur. Ich liege Stunden um Stunden im Zelt, unfähig zu arbeiten, unfähig zu denken – nur diese unbeschreibliche Angst, dieses qualvolle Warten (Abb. 101). Da endlich, gegen Abend, tauchen die beiden im Nebel auf, hinter ihnen die lange Reihe der Träger. Ich bin so dankbar! In diesem Augenblick kann ich sogar nicht einmal bedauern, daß es mit dem Golden Throne-Hauptgipfel nicht mehr geklappt hat. Das Wetter war zu unsicher gewesen, und in etwa 6900 m Höhe hatten Hans und Bertl sich zur Umkehr entschließen müssen.

Zum letzten Mal geht es hinaus nach dem Standlager. Dort gibt es eine Riesenpackerei, denn nur das Allerwichtigste kann mitgenommen werden. Wir haben nicht genügend Träger, auch ist der Abtransport bis Srinagar zu kostspielig. Über Nacht ist viel Neuschnee gefallen, in dichtem Schneegestöber verteilen wir die Lasten. Plötzlich wird uns gemeldet, daß ein Träger schwer krank ist. Er sieht elend aus, schon ganz verfallen, so daß wir eine Lungenentzündung vermuten. Hans und Bertl bauen eine Bahre aus Skiern, der Mann muß so schnell wie möglich in tiefere Regionen gebracht werden. Hier oben, in dieser sauerstoffarmen Luft, besteht sofortige Lebensgefahr, wenn die Lunge angegriffen ist. Da kann der beste Arzt nichts helfen. Aber die Kulis sitzen um den Kranken herum, jammern, als ob er schon tot wäre, und erklären, bei ihrem Kameraden im Basecamp bleiben zu wollen. Das ist natürlich ausgeschlossen, wir müssen in Eilmärschen hinunter, der Kuliproviant für jeden einzelnen Tag ist genau eingeteilt. Meine sanften Überredungskünste versagen vollkommen. Da hilft nur echt bajuvarische Grobheit und Energie, womit Hans und Bertl es schließlich durchsetzen, daß sechs Träger die Bahre mit dem Kranken schultern. Traurig muß ich weitere sechs Lasten zurücklassen, meist Lebensmittel.

Gleich hinter dem Standlager versinken Bertl und ich bis zur Hüfte in einem verdeckten Loch voll Eiswasser, was den neunstündigen Marsch nach Concordia besonders reizvoll macht. Dort (Abb. 104) müssen wir noch über

eine Stunde im Schneetreiben warten, bis die Träger mit unseren Zelten und Schlafsäcken kommen. Es ist bitterkalt, und wir laufen wie die Verrückten im Kreise herum, um nicht zu erfrieren. Innerlich bin ich verzweifelt, denn meine Füße sind vollkommen erstarrt und gefühllos. Endlich kommen die Zelte, und Bertl ist rührend um mich besorgt. Obwohl er sicher ebenso friert wie ich, reibt er erst eine ganze Weile meine Füße mit Schnee, so daß ich vor Schmerz laut schreie. Dann muß ich in den Schlafsack. Hans flößt mir heißen Tee ein, und als ich nach langem totenähnlichen Schlaf erwache, ist alles wieder O.K.[1] Strahlend erzählt mir Hans, daß der vermeintliche Tee vor allem aus Rum bestanden habe, aber er ist sehr stolz auf den Erfolg seiner Pferdekur. Auch unser anderer Patient ist völlig gesund. Erst jetzt erfahren wir, daß er im Basecamp 15 Pfund Backpflaumen vertilgt hatte, und die waren ihm begreiflicherweise nicht gut bekommen.

In ewig langen Doppelmärschen geht es über den Baltoro-Gletscher talauswärts. Das Springen und Balancieren auf den riesigen Blöcken ist furchtbar anstrengend; beim Hinmarsch habe ich das gar nicht so empfunden, aber jetzt bin ich halt doch sehr abgekämpft und kann das Tempo meiner Kameraden nie mithalten. Am Abend komme ich meist leicht gebrochen eine Stunde nach ihnen im nächsten Lager an. Unbeschreiblich schön ist es, als wir in Rodokas zum ersten Mal wieder weiche Erde unter den Füßen fühlen. Nach den langen Monaten in Eis, Schnee und Blockgeröll endlich wieder Grünes und Blumen zu sehen, macht uns so glücklich, daß wir am liebsten einen Rasttag einschalten würden. Aber wir müssen weiter, hinunter, jeder Tag ist wichtig, wenn wir unser Schiff in Bombay erreichen wollen.

Vor Bardumal kommen uns Kulis entgegen, Brüder und Freunde unserer Hochträger, und die Wiedersehensfreude ist wirklich rührend. Hans Ertl bekommt einen Apfel geschenkt und überreicht ihn mir galant. Das liest sich so leicht, aber keiner, der es nicht miterlebt hat, kann verstehen, was dieser Apfel für uns bedeutet, nach langen Monaten, in denen wir förmliche Wunschträume nach frischem Obst hatten. Wir sitzen alle drei beisammen, ich beginne den Apfel zu schälen. Er ist winzig klein, ganz grün und unreif. Da sagt Bertl träumerisch: «Nicht wahr, Memsahib, Du gibst mir nachher die Schale?» Natürlich haben wir zu dritt redlich geteilt, und ich verschlang mit Begeisterung das Gehäuse mitsamt den unreifen Kernen.

Je tiefer wir kommen, desto vergnügter wird es (Abb. 106). Wie richtige Lausbuben ziehen wir durch die Gegend und genießen unser Wanderleben. Und einen Hunger haben wir dauernd! Wir waren zwar überreich verproviantiert gewesen, aber die Film-Gruppe und die Bara Sahib-Party hatten für ihre Seiten-Expedition nach Kleintibet natürlich viel mitnehmen müssen. Was für uns geblieben war, das war nicht immer das beste. Vor allem waren

[1] *Ganz* in Ordnung war es übrigens doch nicht! Alle drei hatten wir eine Erfrierung ersten Grades abbekommen, keine sehr angenehme Zugabe für den Rückmarsch.

wie durch Zauberei alle guten Früchte-Konserven verschwunden; dafür befanden sich in unseren Kisten nur Preiselbeeren, die keiner gern aß. Anfangs hatten wir uns zwar versichert, daß wir uns gerade nach Preiselbeeren gesehnt hätten. Nach acht Tagen Preiselbeeren und Chapattis (Eingeborenen-Brot) – auch Zwiebacks und Kakes waren nicht mehr vorhanden – sprachen wir lieber nicht mehr über das Essen. Unsere gute Laune wurde davon aber nicht im geringsten beeinflußt.

In Askole ereilte uns aber das Verhängnis in Gestalt der geldlichen Sorgen, mit denen auch schon Bara Sahib sich hier herumgeschlagen hatte. Alle Leute, die er nicht mehr hatte bezahlen können, lauerten nun beutegierig auf uns: «Den Letzten beißen die Hunde!» Hunderte von Gutscheinen wurden uns präsentiert. Wir zahlten und zahlten und sahen voll Schrecken, wie das Geld immer weniger und die Gläubigermenge immer größer wurde. Am Schluß einer unsagbar mühevollen Abrechnung hatten wir noch 1200 Rupies Schulden und blieben umlagert von hunderten ungeduldiger, aufgeregt schreiender Braldoh-Leute. Da hab' ich zum ersten Mal auf der Expedition sogar Hans und Bertl verzweifelt gesehen. Jetzt war es ja wirklich noch viel schlimmer, als beim Hinweg. Damals wußte man doch wenigstens, daß das Geld, wenn auch verspätet, kommen müsse. Aber jetzt – was sollten wir bloß machen?! Bertl und Hans versicherten mir trübsinnig, wir würden die Heimat nie mehr wiedersehen und unser Leben in Askole beschließen müssen. Da dies gar nicht in meiner Absicht lag, verlegte ich mich lieber auf's Unterhandeln. Unterstützt von Darsan Singh, dem jüngeren Bruder des reichen Kesar Singh in Skardu, gelang es mir nach mehrstündigen Bemühungen, unseren Hauptgläubiger, den Lambardar (Bürgermeister) von Askole, dazu zu überreden, uns bis Skardu zu begleiten, um dort das (hoffentlich inzwischen eingegangene!) Geld einzukassieren. Mit einem stattlichen Gefolge von Gläubigern, die uns wie die Aasgeier bewachten, zogen wir also los. Wir waren so abgebrannt, daß wir unsere Köche anpumpen mußten, um Essen kaufen zu können. Schließlich erhob ich den uns ebenfalls begleitenden Darsan Singh zu unserem Bankier. Aber anstatt mir nun wenigstens ein kleines Taschengeld zu geben, schien es ihm kindischen Spaß zu machen, daß ich wegen jeder Anna (= sieben Centimes), wegen jedes Brückenzolls zu ihm laufen mußte. Bertl und Hans schnaubten Wut, aber sie sahen doch ein, daß wir durch meine etwas schmerzhafte Methode wenigstens vorwärts kamen, unserem nächsten Ziel, Skardu, entgegen.

In Askole hatte es die ersten Hühner gegeben. Wir hausten wie die Kannibalen und vertilgten zu dritt in zehn Tagen 50 Stück. Die Hühnerknochen warfen meine Kavaliere tückischerweise zu meinem Zelt und wollten sich ausschütten vor Lachen, als ich ihnen am nächsten Morgen klagend erzählte, daß ich gar nicht schlafen konnte, weil alle Dorfköter um mein Zelt schlichen und Hühnerknochen knabberten.

In Dassu hatten wir die Lasten, wie üblich, dicht vor unseren Zelten aufstapeln lassen, und zwei unserer zuverlässigsten Leute sollten sie bewachen. Trotzdem wurden zwei Säcke aufgeschnitten und wichtige Ausrüstungs-Gegenstände gestohlen. Der Fluß rauschte so stark, daß keiner von uns die Diebe gehört hatte.

Am nächsten Abend in Koshumal verkündeten Bertl und Hans, sie würden jeden sofort erschießen, der sich in der Nacht in der Nähe des Gepäcks zeige. Mit grimmiger Miene holten sie ihre Pistolen heraus und legten sie schußfertig neben sich ins Zelt. Nun hatten uns aber unsere Diener gerade hier in Koshumal mit Unmassen von Maulbeeren, Gurken, Melonen und Aprikosen empfangen. Nach der Vitaminlosigkeit der letzten Monate schien es uns wie ein Märchen. Wir aßen lange und viel, ich viel zu viel! Die Folgen spürte ich in der Nacht. Zum Schlafen kam ich gar nicht, dauernd mußte ich die wunderbare Vollmondnacht bewundern. Jedes Mal führte mich mein Weg dicht an den offenen Zelten der Sahibs und, was noch viel schlimmer war, dicht am Gepäckstapel vorbei. Grimmige Bauchschmerzen und die Todesangst, von den blutgierigen Wächtern erschossen zu werden, schien mir eine zu harte Strafe für meine Verfressenheit. Aber zum Glück schliefen Bertl und Hans wie die Bären.

Am nächsten Morgen war ich hundeelend, zitterte am ganzen Körper und konnte nichts zu mir nehmen. Fast mit Gewalt flößte mir Bertl viel Rumextrakt zur Erwärmung ein, und um 6 Uhr morgens ritten wir los. Der Marsch nach Shigar ist lang, und da diese Gegend, wie bereits berichtet, das kriminelle Zentrum von Baltistan ist, hatten wir verabredet, daß wir Sahibs nicht zusammen reiten wollten, sondern daß jeder Sahib und jeder Diener eine bestimmte Menge der Lasten beaufsichtigen solle. Ich blieb also mit drei Kulis am Schluß der Karawane, war aber so elend, daß ich nur ganz langsam reiten konnte. Bald war die Kolonne verschwunden. Nach zwei Stunden bekam ich Schüttelfrost, und Arme und Beine starben langsam ab, so daß ich die Zügel kaum halten konnte. Beim ersten Sonnenstrahl stieg ich vom Pferd, um mich erst mal gründlich zu erwärmen. Dann schickte ich einen Kuli zu den Sahibs vorn mit dem Zettel: «Mir geht's ziemlich dreckig. Magenkrampf, Atemnot, Glieder ganz steif gefroren. Ich lege mich in die Sonne und hoffe, daß Abdul mir wieder Leben einmassieren wird. Wenn Ihr *heißen* Tee zurückschicken könntet, wär's schön. Es tut mir so leid, Euch den ganzen Transport und die Abrechnung aufhalsen zu müssen, aber ich werde wohl erst spät kommen.»

Die folgenden Stunden waren grauenhaft. Statt mich zu erwärmen, wurden die Glieder nach und nach ganz weiß, als ob das Blut stockte. Alle paar Minuten setzte ein Krampf ein, mein Körper bäumte sich unter wahnsinnigen Schmerzen auf, und ich hatte immer das Gefühl, zu ersticken. Dann wieder Ruhe, in der meine Kulis mich aus Leibeskräften massierten und mit kaltem Wasser überschütteten. Nichts half. Die Kulis heulten und lamentierten, als

ob ich schon tot sei, waren aber rührend in ihrer Sorge. Merkwürdigerweise funktionierte mein Verstand noch immer, ich stellte also die Diagnose: Entweder ist es Starrkrampf, oder es ist irgend eine Vergiftung mit Herzkrämpfen. Gegen Starrkrampf gibt es nur die Tetanus-Einspritzung, und bei Herzkrämpfen hielt ich Koffein- und Kampfer-Injektionen für geeignet. Beides war hier nicht zu haben, da Dr. Winzeler ja inzwischen schon die verschiedenen Kranken der Film-Expedition in Kleintibet zu verarzten hatte. Ich war mir also über den letalen Ausgang ziemlich klar. Aber so ruhig, wie es sich schreibt, war ich damals bestimmt nicht. In meiner Angst, in richtiger Todesangst, habe ich gebrüllt wie ein Tier, wenn ich wieder atmen konnte. Sinnlos schrie ich immer nach Hans und Bertl und war mir doch vollkommen bewußt, daß beide schon meilenweit von mir entfernt waren und ich ganz allein sterben müßte. Stunden vergingen so. Plötzlich – ich glaube zu träumen – stehen Bertl, Hans und unser Diener Samdu vor mir. Unbemerkt hatte sich der eine Kuli auf mein Pferd geschwungen und war wie ein Irrsinniger, wie eben nur diese Eingeborenen reiten können, der Karawane nachgejagt, um die Sahibs zur Memsahib zurück zu bringen. Hans schreit mich gleich an: «Was machst Du denn für Faxen mit den Händen?» Aber Bertl, der den Ernst der Situation sofort erfaßt hat, gibt ihm ein Zeichen. Samdu liegt heulend zu meinen Füßen. Ich kann kaum reden und bin bloß glücklich, nicht mehr ganz verlassen sterben zu müssen. Hans muß sofort wieder zur Karawane zurückgaloppieren, um den Transport nicht allein zu lassen und mir aus dem nächsten Dorf eine Bahre zu schicken. Bertl und Samdu bleiben bei mir. An diesem Tage habe ich Bertl erst wirklich kennen gelernt. Hinter seiner Grobheit, die ihm von den anderen Expeditions-Mitgliedern manchmal verdacht wurde, verbirgt sich eine Tiefe des Gefühls und Herzensgüte, wie nur wenige Menschen sie besitzen. Kein Arzt und keine Pflegerin hätten mich besser betreuen können, als er, und die Pflege war nicht einfach. Ich war ja ganz steif und konnte nicht mal den Kopf heben. Er mußte mich also stundenlang massieren, herumtragen und vor allem seelisch beruhigen. Einmal fühlte ich mich etwas besser und versuchte trotz Bertls Warnung, allein zu stehen. Ich fiel aber wie eine Tote sofort in Bertls Arme und blieb dort eine ganze Weile, bis er zaghaft sagte: «Hoffentlich ist Bara Sahib nicht eifersüchtig!» Da habe ich wirklich zum ersten Mal wieder kränklich gelächelt. Endlich, erst abends, kamen zehn Kulis mit der Bahre. Bertl gab mir ein Schlafmittel, so daß ich minutenweise einnickte. Nun wurde ich Stunden um Stunden durchgerüttelt. Bald kamen wir in die Dunkelheit, und es war gar nicht leicht für die braven Kerle, mich in der Nacht auf den holprigen Wegen, öfters durch Bäche hindurch, zu tragen. Mrs. Bavington hatte mir aus Shigar einen Boten mit Herz-Medizin entgegengesandt. Als ich sie eingenommen hatte, bekam ich plötzlich einen wahnsinnigen Krampfanfall, den schlimmsten von allen. Aus Bertls entsetztem Gesicht sah ich, daß er es für das Ende hielt. Dann – trat Ruhe ein, ich konnte schlafen. Spät in der Nacht

kamen wir im Bungalow von Shigar an, von Hans sehnsüchtig erwartet. So dreckig das kleine Zimmer war, in dem wir zu dritt schliefen – es kam mir wie das schönste Hotel vor. Am nächsten Morgen um 5 setzte ich mich auf: «Wann machen wir den Transport?» Hans und Bertl schrien einstimmig: «Du bist wohl ganz verrückt?!» Ich war aber gar nicht verrückt, nur vollkommen gesund und tatenlüstern.

Entzückend war die dreistündige Fahrt auf Skin-Rafts (Ziegenbalg-Flößen) (Abb. 19) von Shigar nach Skardu. Dort aber erwartete uns das alte Leiden. Anstatt in Skardu Geld vorzufinden, begrüßte uns Kesar Singh mit der Freudenbotschaft, Bara Sahib habe bei ihm einen Pump aufnehmen müssen, um der Film-Gruppe nach Lamayuru folgen zu können. Nun sah es wirklich so aus, als ob Hans und Bertl mit ihrer düsteren Prophezeiung recht behalten sollten, nur daß unser lebenslänglicher Verbannungsort nicht Askole hieß, sondern Skardu. Unser einziger Trost war, daß Bara Sahib uns aus Kargil telegraphierte, er habe inzwischen wenigstens 2000 Rupies besorgt und telegraphisch nach Skardu beordert. Ich solle versuchen, nun so rasch wie möglich nach Srinagar zu gelangen. Wie gern wären wir diesem Befehl gefolgt! Aber auch die versprochenen 2000 Rupies kamen nicht, und unsere Gläubiger, die einen fünftägigen beschwerlichen Marsch von Askole herunter gemacht hatten, belagerten unser Bungalow und fragten alle Stunden ungeduldig: «Wo ist das Geld?» In dieser höchsten Bedrängnis raufte ich mich zehn Stunden lang mit den beiden Brüdern Singh, dem Postmaster und dem Telegraph-Master herum, bis ich Kesar Singh, diesen großen Handelsherrn von Skardu, endlich soweit hatte, daß er sich bereit erklärte, unsere Askole-Gläubiger auszuzahlen, uns etwas Geld für den Transport Skardu-Srinagar vorzuschießen, uns selbst nach Srinagar ziehen zu lassen und auf das telegraphisch avisierte Geld zu warten. Wer das Mißtrauen und die Zähigkeit eines reichen Sikh kennt, der wird verstehen, wie stolz ich auf diese Meisterleistung war.

Mit dem Hochgefühl, auch diese Barriere übersprungen zu haben, nahmen wir Abschied von Skardu und machten auf der Deosai-Route als erste Etappe einen gewaltigen Doppelritt. Bei einer Rast sagten wir gerade vergnügt: «Wie schön, daß wir unserem geliebten Kesar Singh entkommen sind!» Da – wie im Kino – taucht hinter einer Bodenwelle ein uns so wohl bekannter rosa Turban auf. Aufgeregt kommt er uns nachgaloppiert, eine Depesche in der Hand schwenkend. Glücklicherweise hatte mein Mann deutsch telegraphiert, so daß Kesar Singh nur die Namen und Zahlen lesen konnte. Der Text lautete nämlich: «Versuchet unbedingt, Bank Srinagar 10,000 Rupies Zwischenkredit aufzunehmen.» Mit durchbohrendem Blick – das verkörperte Mißtrauen – fragt Kesar Singh: «Was telegraphiert Bara Sahib?» Mir bricht der Angstschweiß aus, aber Hans – ohne mit der Wimper zu zucken – liest ihm auf englisch vor: «Auf der Bank in Srinagar sind 10,000 Rupies eingegangen.» Befriedigt verabschiedet sich Kesar Singh von uns, diesmal aber endgültig, und kehrt nach

Skardu zurück. Diese uns rettende Geistesgegenwart von Hans hat mir wirklich imponiert.

Wie hatte ich mich auf das Reiten gefreut! Aber durch den langen Aufenthalt über 6000 m war ich klapperdürr geworden und das, worauf andere Menschen zu sitzen pflegen, war bei mir einfach nicht mehr vorhanden. So war das tagelange Reiten ein recht schmerzhaftes Vergnügen. Noch dazu machten wir meist Doppelmärsche, einmal sogar drei Tages-Etappen an einem. Und was für Witze über meine Magerkeit mußte ich mir von meinen Kameraden täglich anhören! «Laßt dicke Frauen um mich sein» oder auch «Du bist ja bar jedes weiblichen Reizes!» worin ich ihnen vollkommen beipflichtete. Dies waren noch die anständigsten Scherze aus dem täglichen Repertoire; die anderen verschweige ich lieber keusch.

Die Verteilung der Pferde war etwas eigenartig. Hans und Bertl hatten fromme kleine Pferde; ich dagegen thronte auf einem Riesengaul, der so wild war, daß ein paar Mann ihn jeden Morgen beim Aufsteigen halten und eine Weile nebenher traben mußten, bis er sich etwas beruhigt hatte. Dann aber ging er brav hinter den andern Pferden her und richtete sich im Tempo vollkommen nach ihnen. Ich fand das sehr schön. Aber einmal bei einem Galopp raste das Vieh plötzlich an den beiden vorbei und im rechten Winkel einen sehr steilen Abhang hinunter. Alle schrien entsetzt. Dadurch blieb das Pferd stehen, und ich konnte es wieder zum Weg hinaufbringen. Jetzt schimpften aber meine Kameraden auf mich ein, ich könne überhaupt nicht reiten, nur Sprüche machen, ich habe den Gaul gar nicht in der Gewalt und könne mir jeden Augenblick das Genick brechen. Etwas beschämt mußte ich ihnen recht geben und nahm mit Freuden den Vorschlag von Hans an, wir sollten tauschen, er werde das Biest schon zähmen. Dieser Bändigungsversuch verlief recht befriedigend (für das Pferd!), Hans meinte verbost, ich hätte den Gaul eben schon verdorben, und gab ihn wieder an mich zurück. Bald ging das Necken wieder los: Ob ich mich denn nicht schämte, immer nur hinter den anderen her zu reiten. Wenn sie nicht da wären, käme ich überhaupt nicht vom Fleck und würde nie zum nächsten Bungalow gelangen. Ich hörte mir die Strafpredigt eine Weile an. Bei der nächsten Rast stieg ich nicht ab, überwand meinen inneren Schweinehund und hieb so auf das Pferd ein, daß es losgaloppierte. Acht Meilen tobten wir nun in schärfstem Tempo vorwärts. Unterwegs fiel mein Tropenhelm herunter, aber ich mußte ihn liegen lassen, denn allein hätte ich ja nie wieder aufsteigen können. Im Bungalow ließ ich mir sofort die genaue Zeit bestätigen und legte mich beruhigt schlafen. Erst eine Stunde später erschienen meine Freunde etwas kleinlaut mit dem Topi, und Hans gestand, sie hätten sich sehr geängstigt, als sie den Hut mitten auf dem Weg gefunden hätten. An diesem Abend wurde merkwürdigerweise über Sprüchemachen und Reiten nicht mehr geredet.

Tagelang zogen wir über die Hochflächen der *Deosai* (Abb. 123). Es ist

der kürzeste Weg zwischen Skardu und Srinagar, aber nur in den Sommermonaten für Karawanen offen. Die Landschaft hat einen ganz eigenartigen Reiz, man glaubt in Tibet zu sein. Braunrote Hügel, herbstlich gefärbte Büsche, nirgends ein Baum. Eine unendliche Öde und Einsamkeit – –

Von der Eiseskälte des Deosai-Passes ging es dann wieder hinunter in die Wärme nach Burzil. Auf schönen gepflegten Wegen ritten wir durch wundervolle Wälder und Schluchten, durch eine Landschaft, die ganz an die Alpen erinnert (Abb. 122). Einen Tag ritten wir mit dem liebenswürdigen Residenten von Kashmir zusammen, dann fuhr er im Hausboot weiter nach Srinagar.

Der letzte Abend im Bungalow – warm wie im Hochsommer. Im Wald leuchten die Feuer der Kulis, man hört sie vergnügt schwatzen. Wir drei sitzen zusammen, ohne zu reden, und denken doch alle dasselbe: Eine wunderschöne Zeit geht unwiderruflich zu Ende!

22. VOM FILMEN

Von *Gustav Diessl*

Leider muß ich allen, die auf sensationelle Lügen gefaßt sind, wenn sie Tagebuchblätter eines Filmschauspielers lesen, mitteilen, daß sie hier enttäuscht werden. Ausnahmsweise schreibe ich diese Zeilen selber und bösartigerweise gedenke ich nur die Wahrheit zu berichten. Und wer will die schon wissen? Es muß übrigens ein Versehen von mir gewesen sein, das Filmkapitel in diesem Buch zu übernehmen. Ich verstehe nicht genug davon, und so dürfte das folgende mehr eine Geschichte der Expedition werden, wie ich und die Filmgruppe sie erlebten. Filmgruppe! Da sind wir schon bei einem heiklen Punkt. Aber warum soll ich die «schwierigen» Dinge nicht gleich anfangs berichten? Besser mit dem Schlechten beginnen und mit dem Guten aufhören als umgekehrt. Es gab also zwei Gruppen: bergsteigende Filmleute und filmende Bergsteiger. Grund genug für einen Weltkrieg. Aber *so* schlimm war es nicht, wir haben uns manchmal auch vertragen; geschätzt haben wir uns fast ohne Unterbrechung. Die zweite Schwierigkeit entstand durch die etwas plötzliche Abreise der Expedition. Wir sollten einen Spielfilm drehen, hatten aber zur Zeit kein fertiges Manuskript[1]. Ein ziemlich vages Exposé schilderte etwas zusammenhanglos einige Vorkommnisse auf einer früheren Expedition. Das war alles. So schrieben wir uns das Drehbuch selbst[2]. Schrieben es auf dem Schiff,

[1] Das ist nicht ganz richtig: Mein Original-Manuskript und ein in genauer Anlehnung daran von Dr. *Fritz Rau*, Berlin, ausgearbeitetes *erstes* Drehbuch lagen rechtzeitig fertig vor und wurden von uns auf die Reise mitgenommen. Dr. Dyhrenfurth.

[2] Ich persönlich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, daß mein Original-Manuskript an Ideen-Gehalt und dramatischer Spannung *sehr* viel stärker war, als das, was die Film-Gruppe später zusammendichtete und improvisierte. Dr. Dyhrenfurth.

dichteten zu Pferd, während des Marschierens und abends in unseren Zelten im Camp.

Im fünften Monat der Expedition – wir waren auf dem Rückmarsch, der Großteil des Films war gedreht, das meiste Material verbraucht – erreichte uns ein Manuskript aus der Heimat. Man wollte unsere vermeintliche Not beheben, hatte ein Drehbuch [1] bis ins Letzte ausgearbeitet und mit der Aufforderung geschickt, uns genau danach zu richten. Das waren heitere Stunden! Die anschließende Bitte, möglichst mit dem Material zu sparen, kam uns dabei besonders komisch vor, denn wir hätten fast alles neu drehen müssen. Unsere Schuld war es nicht, daß das gute Stück den allerdings etwas verworrenen Weg zu uns auf den Baltoro-Gletscher so schwer gefunden hatte. Trotz der vorgeschrittenen Stunde wollten wir aber gehorsam sein. Eine Szene des Manuskripts schildert die Blutegelplage im tropischen Urwald. Da beides in unserer Gegend leider nicht vorhanden war, erbaten wir telegraphisch von unserer Firma rascheste Übersendung eines Urwaldes und einiger Blutegel. Antwort ist bis heute keine eingetroffen. Wer weiß, auf welchem indischen Postamt unser Urwald und die armen Blutegel – – –? Aber ich muß mehr der Reihe nach berichten.

Andrew Marton ist unser Regisseur, seine Gattin *Jarmila* spielt die weibliche Hauptrolle. *Richard Angst* ist der bewährteste Kameramann. *Fritz von Friedl*, sein Assistent und zweiter Operateur, ist eigentlich nur mitgegangen, weil er hörte, daß man auf solchen Expeditionen sehr abnimmt. Der Dämon des Himalaya wollte es anders – er ist genau so fett zurückgekommen. (Ich glaube, es hängt mit dem Essen zusammen.) Aber wen geht das etwas an, außer seine Gattin natürlich. Uns andern ist das Abnehmen besser gelungen. Ich habe über 10 kg verloren und Marton sogar 20. Der Ärmste ist durch diesen Verlust fast unkenntlich geworden. Es war überhaupt nicht immer lustig. Ich möchte da keinen falschen Ton anschlagen. Nur zu Viele glauben ja, filmen sei ein Vergnügen, das mehr oder weniger jeder kann. Es ist aber eine schwere Arbeit, die alle Nerven- und Körperkraft in Anspruch nimmt und tausend Probleme stellt, die, wie wir gleich sehen werden, nicht immer leicht zu lösen sind. Eine Himalaya-Expedition stellt natürlich körperlich besonders große Anforderungen. Abgesehen von Schiff, Bahn und Auto sind wir 30 Tage geritten. Der längste Tagesritt betrug 56 km, der kürzeste war auch noch lang genug. Die Wege sind felsige Saumpfade, ein ewiges Hinauf, Hinunter, an Abgründen vorbei, in die zu fallen höchst ungünstig wäre. Die Ponies gehen mit Vorliebe am äußersten Rand der Straße, was von Aasgeiern mit Interesse verfolgt wird. Weiße Pferdeschädel und Knochen bilden ein aufmunterndes

[1] Es handelte sich um ein von Dr. *Fritz Rau* und Frau *Mila Rau*, Berlin, nach deren eigenen Ideen ausgearbeitetes *zweites* Drehbuch, das mit meinem Original-Manuskript, aber auch mit dem, was die Film-Gruppe inzwischen gemacht hatte, herzlich wenig zu tun hatte.
Dr. Dyhrenfurth.

Spalier. Wir haben auch frische Kadaver getroffen, obwohl sie sich nicht lange halten, der Geier wegen. Bricht sich ein Pferd die Haxe oder wird es durch eine andere Verletzung unbrauchbar, schneiden ihm die Tibeter den Schwanz ab (Roßhaar ist kostbar) und überlassen es seinem Schicksal. Töten verbietet ihnen ihre Religion. Trifft man so ein armes Tier und gibt ihm den Gnadenschuß, bekommt man unfehlbar in kürzester Zeit eine Rechnung präsentiert vom «höheren Mitleid».

Wenn man dann so weit ist, daß die «Straße» für die Ponies ungangbar wird, kommen die eigenen Füße daran. Wir zählten 34 Marschtage à 6–12 Stunden. Oft bei glühender Hitze, oft durch Eiswasser bis zu den Hüften (Abb. 20), über Fels und Schnee – bergauf, bergab. An den Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht muß sich der Körper auch erst gewöhnen. Einer Sonnenstrahlung bis zu 70° stehen in den Hochlagern oft 15° minus während der Nacht gegenüber. 1½ Monate lebten wir auf dem Gletscher.

Ungeheuer der Eindruck beim Auftauchen des Baltoro. Hier ist die Natur noch nicht fertig, und ich hatte fast ein Gefühl wie Scham, dieses ungeheure Werden, diese grandiose Geburt mitanzusehen. Ein breites, wildes Tal, eingesäumt von Sechs- und Siebentausendern, die sich in senkrechten Wänden auftürmen und Formen bilden, wie sie nur ein Verrückter ersinnen kann, wird von einem schwarzen Wall, der wie eine ungeheure Kohlenbarriere wirkt, unheimlich wie ein Fabeltier, abgesperrt. Der untere Gletscher ist kilometerweit mit Geröll bedeckt, und nur stellenweise brechen senkrechte Eiswände, wie schwarzes Flaschenglas schimmernd, in einen kleinen See nieder (Abb. 29). Kein Stein liegt fest. Über dieses Geröll müssen wir drei Tage gehen, bis wir schließlich auf freies Eis und in Schnee kommen. Aber ich soll ja vom Film schreiben.

Der Stoff, die Menschen, die Landschaft bieten wahrlich Abwechslung und Sensation genug.

180 Ponies, 400 Kulis, Berge bis zu 8600 Meter Höhe hat man nicht oft zur Verfügung. Wir haben sie gründlich ausgenützt. Wir haben es sogar gewagt, zwei Eingeborenen Hauptrollen zu übertragen. Der Tibeter *Dalib* (Abb. 18) und *Machmad*, ein Mann aus Baltistan, sind meine Kollegen und Rivalen geworden. Überhaupt liegt das Schwergewicht des Films auf Massenszenen der Eingeborenen. Das hat man noch nicht gesehen, das ist neu und interessant und irrsinnig schwer für Regisseur und Kameramann. Leute aus Kaschmir, Leute aus Baltistan, Leute aus Tibet – ebensoviele Sprachen und Dialekte. Wir hatten schwere psychologische Spielszenen zu drehen. Die primitivste Verständigung ist die Zeichensprache. Mit ihr kommt man bei naturnahen Menschen sehr weit. Kolossal verwirrend aber ist es, wenn Kopfnicken und Kopfschütteln nicht ja und nein, sondern die verkehrte Bedeutung haben. Bevor man begriffen hat, daß der liebe Partner mit Nicken nein und mit Schütteln ja meint, ist man verrückt geworden. Uns hat ein gütiges Schicksal durch

Mister *Bavington*, den englischen Missionar aus Shigar, davor bewahrt. Er schloß sich eine Zeitlang unserer Gruppe an, um mit den Bewohnern der höchsten Dörfer Fühlung zu bekommen, und leistete uns dabei wertvollste Dolmetscher-Dienste.

Obwohl die Einheimischen an technische Apparate nicht gewöhnt sind – nur zwei von unseren Kulis kannten Wagen und Auto – hatten sie doch keine Scheu vor der Kamera. Man konnte sogar eine gewisse Spielfreudigkeit bei ihnen feststellen, die sich bei Machmad bis zum Künstlerehrgeiz entwickelte. Wenn einer der weniger Begabten etwas ungeschickt machte, kugelten sich die anderen vor Lachen. Weniger Marton und Angst, die deshalb eine Szene oft 20 mal probieren und mehrere Male drehen mußten. Zum Filmen gehört eben nicht nur Geld, Geld und wieder Geld, sondern auch Geduld, Geduld und nochmals Geduld. Frauen sind schwer vor die Kamera zu bringen, besonders in den mohammedanischen Gegenden. Sie fürchten den bösen Blick der Weißen, und außerdem ist einmal in Askole ein Exemplar gestorben, wie man sagt, an den Folgen einer photographischen Aufnahme, die allerdings zwei Jahre vorher gemacht worden war. Wenn man einen *Grund* sucht, ist das Blödeste eben gut genug. Und so schützen die Männer ihre dreckigen Lieblinge vor den zudringlichen Blicken der Fremden.

Ich begebe mich zu der tüchtigsten, ich möchte fast sagen heldenhaften Abteilung unserer Gruppe, den Filmkulis. Das sind jene Braven, die sich Richard Angst aus der großen Masse auswählte, um ihnen das Heikelste und Kostbarste unseres Gepäcks anzuvertrauen, nämlich die Aufnahme-Apparate, Objektiv-Koffer, Materialkisten etc. Lauter Heiligtümer, deren Verlust unsere ganze Arbeit unmöglich gemacht hätte. Unter diesen Filmkulis waren ganz wundervolle Burschen. *Hassan*, der Älteste von ihnen, wurde ihr Hauptmann, und alle standen verantwortungsbewußt auf ihren Posten. Sie waren die tüchtigsten und haben mehr geleistet als alle andern Kulis[1]. Unglücklicherweise gingen Gepäckstücke mit Ausrüstungsgegenständen verloren. Unsere Bergsteiger, einige Tage voraus, hatten das Vorhandene schon an die Hochkulis ausgegeben, und als wir daran waren, durch die Eisbrüche des Conway-Sattels zu steigen, fehlte es für unsere Kulis am Nötigsten. Jeder von uns gab her, was er entbehren konnte; trotzdem erklommen unsere Braven, nur sehr mangelhaft ausgerüstet, den 6300 Meter hohen Sattel. Hassan in wollenen Unterhosen voran. Was es heißt, die oft über 30 Kilo schweren Lasten in dieser Höhe über steile Hänge und durch tiefen Schnee zu schleppen, kann ich mir

[1] Wieder einmal muß der Expeditions-Leiter und Herausgeber in aller Freundschaft widersprechen: Wochenlang schwere Lasten durch tiefen Neuschnee bis 6800 m oder gar bis 7400 m hinauf zu befördern, ist eine wesentlich größere Leistung, als die Arbeit der Film-Kulis, die sich meist unterhalb 5300 m abgespielt hat und nur ein einziges Mal ausnahmsweise bis 6250 m hinaufreichte. Mit dieser Feststellung will ich aber der Ehre der Film-Kulis nicht etwa zu nahe treten. Ihrer mühevollen und oft sehr unerfreulichen Arbeit gebührt hohes Lob. Dr. Dyhrenfurth.

nur denken, denn ich habe es nicht getan. Richard Angst und Friedl dagegen trugen, da Not an Mann war, in selbstlosester Weise mit. Ihr Name sei gelobt. Conway-Sattel war für die Filmgruppe das höchstgelegene Ziel. Spielszenen auf 6300 Meter sind bestimmt ein Rekord. Da alle Bergsteiger im selben Lager waren, bildeten wir mit den Kulis eine kleine Volksversammlung. 12 Sahibs und ungefähr 30 Träger! Wo nahmen wir nur für die vielen Menschen den nötigen Sauerstoff her? Die Luft ist recht dünn, man atmet stoßweise und in einem anderen Rhythmus. In der Nacht Schneesturm, tagsüber aber genügend Sonne, um zu drehen. Skier werden verwendet. Da die Verpflegung so vieler Menschen in dieser Höhe große Schwierigkeit macht, steigen wir am dritten Tage wieder ab. Bei Nebel und Schnee geht es, natürlich angeseilt, über tiefe Spalten und durch phantastische Gletscherbrüche.

Vorher Abschied von den filmenden Bergsteigern, die natürlich froh sind, endlich ungehindert ihren höheren Zielen zustreben zu können.

Soll ich sie alle nennen? Mit Ausnahme von Frau Professor Dyhrenfurth, mit der von Hans Ertl ein Kulturfilm gedreht wurde, haben alle im «Dämon des Himalaya» mitgespielt. Professor Dyhrenfurth verkörpert sogar eine Hauptrolle. Sein schöner Bart, der Stolz der Expedition, war wirklich sehenswert (Abb. 117). Erwähnt sei noch Signor Ghiglione, unser kleiner Senior, dessen cholerischer Humor bestimmt viele Anhänger finden dürfte.

Ab 27. Juli befindet sich die Filmgruppe auf dem Rückmarsch. Über einen Monat später wollen wir uns mit den anderen in Lamayuru treffen. Die Kisten mit dem belichteten Material sind unsere große Sorge. Wenn eine kaputt oder verloren geht, war alles umsonst. Ein Wiederholen kommt aus vielen Gründen nicht in Frage. Und es sind schwere Wege zu gehen; man muß über Seilbrücken (Abb. 21 und 22) — über diese Lieblinge könnte ich ein eigenes Kapitel schreiben — die beim Passieren so in Schwingung geraten, daß die 3–4 Mann, die sie gleichzeitig betreten können, in ihrer Angst wie tote Affen in ihnen hängen. Wenn nun so ein bedauernswertes Geschöpf eine Filmkiste auf dem Buckel hatte, zitterten wir ganz besonders um sein Leben.

Eine der rührendsten Szenen ereignete sich in der kleinen Oase Olding, aus der vier unserer besten Kulis stammten. Zerlumpt, in ein paar dreckige Fetzen gehüllt, schlossen sie sich unserer Expedition an, avancierten schließlich zu Filmkulis und bekamen für dortige Verhältnisse eine sehr gute Gage. Auf dem Rückweg setzten sie ihr ganzes Geld in neue Kleider um. Der Basar von Skardu, das wir zuerst passierten, hat das große Geschäft gemacht. Hosen, Hemden, Westen schillerten in den buntesten Farben. Ein zart rosa Sonnenschirm war das Prachtstück aller Erwerbungen, sein Träger wurde viel beneidet. Weniger günstig wirkten europäische Halbschuhe. Der Stolz, sie zu besitzen, war nach zehnstündigem Marsch gänzlich verschwunden. Oldings Bewohner wußten von unserem Kommen und erwarteten uns vollzählig am Eingang des Ortes. Wer die Wiedersehensfreude von Rasas Mutter, von Hassans

Frau mit angesehen, wird sie nie vergessen. Weinend umhalsten sie ihre Lieblinge, waren glücklich und stolz. Nach vier Monaten Trennung kamen alle, dem Haß der Dämonen glücklich entronnen, gesund in die Heimat zurück. Wir wurden mit Äpfeln und Aprikosen reich beschenkt.

Hier muß ich unterbrechen, denn ich merke mit Schrecken, daß ich bereits auf dem Rückmarsch bin, ohne den Anmarsch geschildert zu haben.

Es hat eben doch seine Nachteile, wenn man nicht schreibt: Vom Lager 1 begaben wir uns ins Lager 2, vom Lager 2 begaben wir uns ins Lager 3 usw. ... Da kennt man sich aus – aber bei mir!

Schrecklich! Das war auch für Angst und mich der erste Teil der Expedition. Von Srinagar bis Skardu waren wir ohne Regisseur, ohne Hauptdarstellerin und ohne Manuskript[1]. Martons, die von Berlin im Flugzeug nachkamen, quälten sich mit Doppelmärschen und erreichten uns endlich in Skardu. Bis dahin disponierten Angst und ich: Aufnahmen in den Moghulgärten, Aufnahmen in den Straßen Srinagars. Da die Bevölkerung Interesse für unsere Bestrebungen zeigte, gruppierte sie sich mit Vorliebe um den Apparat. Uns war es aber nicht um glotzäugige Porträts zu tun, und so mußte Angst teuflische Tricks anwenden, um zu seinen Bildern zu kommen. Liebenswürdig lächelnd, kurbelte er die staunende Menge, schwenkte dann plötzlich mit dem Apparat herum und hatte mich in der vorher natürlich schon geprobten Einstellung im Bild. Ahnungslose Passanten lieferten eine natürliche Straßenszene.

Der Film war aber nicht unsere einzige Arbeit. Das Anwerben der Kulis, die in jedem größeren Ort gewechselt wurden, da *alle* verdienen wollten und es im Unterlassungsfall zu richtigen Aufständen kam, das Ausgeben und Übernehmen der Lasten, das Auszahlen waren lauter zeitraubende Beschäftigungen, bei denen Marton, Bavington und Angst energisches Organisationstalent zeigten. Jarmila Marton debutierte als Krankenpflegerin. Ihr erster Patient war unser Arzt, Dr. Winzeler. Er hatte über drei Tage 41° Fieber, fügte sich schließlich geschwächt ihren Anordnungen und wurde so gerettet. Nach dieser aufopferungsvollen Tat bekam sie Läuse. Es ist nicht immer schön, Filmstar zu sein. Ein Kuligewand, das sie anziehen mußte, wurde zwar vorher tüchtig ausgekocht, aber, wie sich nachher herausstellte, doch nicht tüchtig genug. Die Läuse lachten nur und eroberten sich im Handumdrehen das neue Gebiet und seine Umgebung. Die Zeit der Jagd brach an (Abb. 72). Angst schoß außerdem auch noch Tauben und einem flüchtenden Steinbock ins Genick. Hoffentlich hat er sich davon erholt; wir haben ihn nie wieder gesehen.

Ich habe jetzt so viel von den anderen erzählt, daß ich es mir erlauben darf, ein kleines tragisches Erlebnis *meiner* Person zu berichten. «*Vom Ideal zum Pfeifentabak*» könnte man es nennen. Man muß wissen, daß schon die Sehnsucht meiner Kinderjahre Edelweiß war und daß keine andere Pflanze die einsame Höhe meiner geliebten Sterne erreichen konnte. Bis zum 10. August

[1] Vgl. die Anmerkung des Herausgebers auf S. 74. Dr. Dyhrenfurth.

1934. An diesem Tage überschritten wir den Skoro La, einen 5100 Meter hohen Paß, der Askole mit Shigar verbindet. Da begann die Edelweiß-Tragödie. Gras wurde selten, Vergißmeinnicht schimmerte hie und da als kostbare Besonderheit. Es gab nur Edelweiß, Millionen über Millionen Edelweiß, so weit man sehen konnte. Ich war ganz verstört. Mir war, als hätte ich eine sehr geliebte Braut, die mir plötzlich in unzähligen vollkommen gleichen Exemplaren entgegentritt. Ich versuchte anfänglich schüchtern, die schönsten Sterne auszuwählen; als ich aber sah, daß die Kühe sie büschelweise verzehrten, wurde ich böse, und rücksichtslos zertrat ich mit jedem Schritt 20 meiner einstigen Lieblinge. Wie schädlich doch Massenversammlungen werden können! Der Nimbus von Einsamkeit und Gefahr ist weg, ein Symbol ist für mich verblaßt. Neben mir ging ein Kuli und stopfte sich seine Pfeife. Ich war traurig, aber nicht überrascht, als ich sah, daß er sie mit getrocknetem Edelweiß füllte. Und ich dachte: In Europa, wo diese Pflanze geliebt und verehrt wird, ist sie fast vollkommen ausgerottet. Hier, wo sie als Kuhfutter und Pfeifentabak dient, wuchert sie in ungeheuren Mengen! Und ich dachte weiter, daß der menschliche Materialismus doch noch lange nicht so verheerend ist, wie der Idealismus der Menschen.

Es folgt das letzte Kapitel und mit ihm mein Wortbruch. Eingangs versprach ich, am Ende nur Gutes zu schreiben, aber es ist eine sehr dunkle, unerquickliche Zeit, die für uns jetzt anbricht: *Lamayuru* (Abb. 115). Das tibetische Kulturgebiet reicht tief nach Kashmir hinein. Wenn man es betritt, betritt man eine andere Welt. Hier ist Asien in seiner ältesten Form.

Ungeheure Götterreliefs aus Stein begrüßen uns (Abb. 109). Tschorten mit endlosen Gebetsmauern säumen den Weg (Abb. 107 und Abb. 120). Kahles Gebirge, das oft wie erstarrte Lava ganz unwahrscheinliche Formen zeitigt, bildet die Landschaft (Abb. 113). Durch erschreckend tote Wüsten (Abb. 121) führt die Karawanenstraße über einen 4000 Meter hohen Paß (Abb. 112) nach Lamayuru und Leh. Marton, Angst und ich sind krank. Fieber und dysenterieartige Anfälle plagen uns, aber wir sind guter Dinge, nehmen es nicht weiter ernst. Das Reiten ermüdet zwar mehr, und Durst macht sich oft und recht quälend bemerkbar. Aber wir haben schon mehr ausgehalten. Friedl und Jarmila geht es gut. Auf einer schadhaften Brücke scheut plötzlich Jarmilas Pferd, bäumt auf und geht durch. Sie war so gar nicht darauf gefaßt, daß sie sich nicht halten konnte und stürzte. Einen Herzschlag lang dachten wir, sie stürzt in den Fluß, aber das Pferd riß sie noch bis zur anderen Seite. Sie hat Glück gehabt. Eine eingedrückte Rippe, ein geprelltes Kreuzbein, ein kleiner Nervenschock war alles. Nach 20 Minuten ritten wir weiter. Zu beneiden war sie nicht, aber tapfer.

Wie eine Gralsburg auf zerrissenen Lehmfelsen thront Lamayuru (Abb. 115). Monumental überragt der Hauptbau des Klosters die übrigen Gebäude. Unzählige Gebetsfahnen flattern im Wind. Ein ganzer Wald von Tschorten um-

ringt das lamaistische Heiligtum (Abb. 120). Die Mönche sind uns gewogen; wir sind nicht sparsam, und sie lieben Geld. Wir wollen sie uns gewinnen, denn wir haben mit ihnen große Aufnahmen vor.

Unser Fieber steigt, Marton hat über 40°. Essen ist zwecklos, der Magen arbeitet nicht mehr, in wenigen Minuten geht alle Nahrung unverdaut durch den Körper. Angst schleppt sich ins Kloster und photographiert Mönche und Tempelräume (Abb. 114). Er hat wundervolle Bilder bekommen, Buddhas und Dämonen (Abb. 119) und den vielarmigen Gott. Während die großen Teufelstänze (Abb. 118) gedreht werden – alle Mönche, alle Nonnen, die ganze Bevölkerung der Umgebung sind dabei – liege ich mit Schüttelfrost in meinem Zelt. Erbrechen und ein plötzlicher Temperatursturz von 39,8° auf 35,3° sind das nächste. Am folgenden Tag muß ich filmen. In der Szene soll ich vollkommen erschöpft sein – ich glaube, es ist mir gelungen. Nachher war das Fieber wieder da. Das ging so Wochen hindurch. Wir sahen bald aus wie Gerippe. Jarmila pflegte uns, ohne jemals den Mut, ohne jemals die Geduld zu verlieren. Ich weiß nicht, ob es viele Filmstars gibt, die *so* selbstlose Kameraden sein können.

Es war anfangs August. Wir müssen das Schiff am 24. September in Bombay erreichen. Unsere Tage hier sind also gezählt, aber die Arbeit *muß* fertig werden, und so arbeiten wir. Die Mönche, unglaublich fette Burschen darunter, machten uns weiter keine Schwierigkeiten. Trotzdem hieß es vorsichtig sein, denn kleine Mißverständnisse konnten alles zerstören. Ich sollte auf einer rasch gezimmerten Tragbahre in einen Tempel gebracht werden, den ich schon oft betreten hatte. Entsetzt verweigerten uns die Lamas diese Aufnahme. Erst nach langem Verhandeln kamen wir auf den Grund. Geschnittenes Holz darf nicht in die heiligen Räume. Das soll man wissen! Die Frauen hier (Abb. 6 und Abb. 116) sind nicht so scheu wie die Mohammedanerinnen, und interessierten sich lebhaft für Jarmilas Unterwäsche. Lustig für uns, wenn die Ärmste, umringt von 20 Nonnen, unfreiwilligen Anschauungsunterricht gab. Am 2. August kamen Dyhrenfurth, Ghiglione, Roch, Belaieff und endlich die erste Hilfe, unser Arzt Dr. Winzeler. Zaubern konnte auch er nicht, und so begann ich mit über 39° Fieber, furchtbar geschwächt, den weiteren Rückmarsch. Ich konnte mich kaum auf dem Pferd halten. Marton ging es nicht viel besser. In der nächsten Station, Bod Kharbu (Abb. 108), erlitt ich einen so starken Rückfall, daß ich am kommenden Tage getragen werden mußte. Auf einem alten indischen Bett schleppten mich vier Tibeter unter lauten Gesängen, besser gesagt unter wildem Geschrei, die 15 Meilen bis Mulbekh (Abb. 110). Ihr stoßweiser Rhythmus zerbrach mir beinahe die Knochen. Dieser Rückweg dauerte neun Tage und wurde zu einem Martyrium. Reiten oder getragen werden – nur nicht zurückbleiben! Marton und ich wechselten ab. Wer das höhere Fieber hatte, bekam das Bett. Die Kameraden ritten getreulich hinter ihm her. Vor Dras blieb ich liegen. Ich war 20 Meilen durch ein endloses, heißes Tal geritten, dank einer Coffein-Injektion, aber weiter konnte ich nicht

mehr. Ich war fertig. Man schickte mir aus Dras ein Bett entgegen. Der Bürgermeister wollte es aus Unverstand oder Bosheit absolut nicht hergeben. Man mußte ihn vorher niederschlagen. Es war ein Heimweg mit Hindernissen. Ich bitte um Verzeihung, daß ich so viel von *meinen* Schmerzen berichte, aber die habe ich eben am meisten gefühlt.

So trugen sie uns aus Tibet hinaus.

Ein Gesicht werde ich nie vergessen – Dalib (Abb. 66). Wer kann so wild aussehen und ein so gutes Herz haben wie er?!

Südlich vom Zoji-Paß erwartet uns üppigstes Grün und herrlicher Nadelwald. Das riecht schon nach Heimat. Einige Tage später bin ich wieder gesund. Reisfelder schimmern von hellgrün bis dunkelbraun, der Mais steht über drei Meter hoch, weit hinter uns liegt die Wüste. Srinagar. Was uns beim Kommen primitiv schien, hat sich inzwischen in Komfort und Luxus verwandelt. Wie lange das anhalten wird? Der Mensch vergißt ja so schnell.

Auf der Rückfahrt sehen wir Delhi und Agra, im Mondschein die Taj Mahal. Noch sind wir in Indien, und schon beginnt sich alles in einen Traum zu verwandeln.

Bombay. Noch einmal die Türme des Schweigens, dann löst sich das Schiff langsam vom Pier und steuert nach Westen.

23. RÜCKBLICK

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Auf unserer Himalaya-Expedition 1930 waren die drei großen Arbeitsgebiete – Bergsteigen, wissenschaftliche Beobachtungen, Film und Photographie – gleichberechtigt gewesen, und auf allen drei Gebieten haben wir damals, glaube ich, ganz gute Ergebnisse gehabt. Sehr viele Schaffende neigen dazu, ihr späteres Werk damit zugleich auch für das bessere zu halten. Ich persönlich unterliege dieser weitverbreiteten «optischen Täuschung» nicht. Ich bin mir ganz klar darüber, daß die Harmonie der drei Arbeitsgebiete ein großer Vorzug der I.H.E. 1930 war, und ich habe es stets schmerzlich empfunden, daß auf der I.H.E. 1934 dieses wohltuende Gleichgewicht nicht mehr bestand. Trotz meiner ziemlich großen Erfahrung als «Bara Sahib» konnte ich das nicht ändern, denn es ist nun einmal eine uralte Binsenwahrheit, daß der Geldgeber diktiert, und da die I.H.E. 1934 zu einem großen Teil von der Filmseite her finanziert war (oder wenigstens werden *sollte!*), so verschob sich der Schwerpunkt stark nach der filmischen Seite hin. Nur gegen allerlei Widerstände gelang es, der bergsteigerischen Arbeit wenigstens einen gewissen Spielraum zu bewahren, und die wissenschaftlichen Beobachtungen wurden diesmal – leider – sehr in den Hintergrund gedrängt.

Die Organisierung und Leitung einer Riesenexpedition in den Karakoram-

Himalaya ist auf alle Fälle eine gewaltige Aufgabe. Es ist kein Zufall, daß vor uns noch keine Karakoram-Expedition wirklich greifbare bergsteigerische Erfolge aufzuweisen hatte. Von den großen Bergen des Baltoro-Gebietes war vor uns noch keiner erstiegen, kein Achttausender, aber auch kein Siebentausender. Die Nachschub-Linie von Srinagar über Skardu, Askole und den Baltoro bis an den Fuß dieser Riesenberge ist auf dem Papier einen Monat lang, in Wirklichkeit wird man mit einer großen Expedition stets 5–6 Wochen brauchen. Das ist rund doppelt so lang, wie am Nanga Parbat oder am Kangchendzönga. Daß die Träger-Schwierigkeiten gerade bei den Braldoh-Leuten ganz besonders groß sind, haben wir wiederholt berichten müssen. Glücklicherweise gibt es auch leuchtende Ausnahmen, aber bei den meisten dieser Baltis ist es tatsächlich so, daß z. B. ausgeteilte wichtige Ausrüstungsgegenstände (wie Schuhe, Socken, Fäustlinge, Windanzüge, Schlafsäcke usw.) von den Kulis zunächst versteckt und dann mit eiserner Stirn ein zweites oder drittes Mal von den Sahibs gefordert werden. Das ist so üblich, daß wir uns darüber später gar nicht mehr wunderten. Nur durch ganz genaue Listen – mit Namen jedes Kuli, Vaternamen und Heimatsdorf – kann man sich halbwegs dagegen schützen. Was der tägliche Kleinkrieg mit diesen Braldoh-Leuten an Geduld, aber auch an Nerven fordert, ist einfach unbeschreiblich. Rechnet man noch die Schwierigkeiten der großen Höhe, das höchst unbeständige Wetter, Schneefälle und Lawinen, Krankheiten und sonstige Zwischenfälle hinzu, so muß man auch bei schärfster Selbstkritik sagen: Es ist eine wahrhaft übermenschliche Aufgabe, auf einer derartigen Karakoram-Expedition außerdem noch einen großen *Spielfilm* zu drehen. Denn das bedeutet, daß der Expedition eine eigene Film-Gruppe angegliedert ist, mit gewaltigem Gepäck und mit Ansprüchen, die im Interesse des Films sehr begreiflich sein mögen, die aber von der Expeditions-Leitung manchmal gar nicht und oft nur mit äußerster Anstrengung erfüllt werden können. Bei allem guten Willen zu ausgleichender Gerechtigkeit war es unvermeidlich, daß die bergsteigerischen Interessen dabei öfters zu kurz kamen. Diese absolut wahre Erklärung schulde ich den jungen Bergsteigern meiner Expedition.

Das Allerschlimmste aber waren die ständigen geldlichen Schwierigkeiten und Hemmungen. Vielleicht findet der eine oder andere, daß wir in unserem vorstehenden Expeditions-Bericht diesem höchst trivialen Übelstand einen zu breiten Raum gewährt haben. Darauf kann ich nur erwidern, daß wir in Wahrheit noch *sehr* viel mehr und *sehr* viel Schlimmeres durchgemacht haben, als hier erzählt wurde[1]. Und wenn man das alles gar zu sehr beschönigt oder

[1] Auch unsere Abreise in Srinagar war im gleichen Stil. Als Sicherheit für den unentbehrlichen Zwischenkredit mußte ich das belichtete Filmmaterial verpfänden. Der Geldgeber, ein reicher Inder, reiste im gleichen Zuge mit uns – *auf* den Filmkisten – bis Bombay. Und wenn ich an den dortigen Endspurt denke! – wie das notwendigste Geld, um den Film auszulösen und unsere Rückreise überhaupt erst möglich zu machen, im allerletzten Augenblick kam, bei Abfahrt unseres Schiffes, buchstäblich in der «Schrecksekunde»!!

vielleicht sogar ganz verschwiegen hätte, dann wäre der Verlauf der I.H.E. 1934 nicht verständlich, dann würde man vieles für unverzeihliche Fehler der Expeditions-Leitung halten, was in Wahrheit absolut zwangsläufig war und gar nicht anders gelöst werden konnte. Immer und immer wieder stand die I.H.E. 1934 vor dem Nichts, immer wieder waren wir von unvorstellbaren Katastrophen bedroht. Sich da durchzubeißen, dazu gehörte ein wirklich unzerstörbarer Glaube an die große Sache und der eisenharte Wille, sich durch keine noch so argen Zwischenfälle und Widerwärtigkeiten unterkriegen zu lassen. Unter *solchen* Umständen ist sicher noch niemals eine Himalaya-Expedition durchgeführt worden. Daß wir trotzdem bergsteigerisch, filmisch und photographisch *die* Resultate hatten, die wir tatsächlich gehabt haben, ist fast ein Wunder!

In *einer* Beziehung aber muß ich die Filmseite im allgemeinen und die Geldgebergruppe im besonderen in Schutz nehmen: Ich werde oft gefragt, warum ich mich denn nicht darauf beschränkt habe, einen großen Kultur-Film, einen rein dokumentarischen Reportage-Film aufzunehmen. «Der Verlauf einer derartigen großen Fahrt ist doch so abwechslungsreich, der Kampf um die Gipfel der Welt ist so spannend, die Landschaft ist so gewaltig, daß dieses heroische Thema keiner konstruierten Spielhandlung bedarf.» Gern zugegeben! Das ist auch *meine* Einstellung dazu! Aber solange selbst der beste Kulturfilm nur den dritten oder vierten Teil dessen einspielt, was bereits ein ganz mittelmäßiger, nach Schema F herunter gedrehter Spielfilm bringt, solange kann man es der Geldgeber-Seite nicht verdenken, daß sie einen Spielfilm fordert, wenn sie eine große und teure Himalaya-Expedition finanzieren soll. Da muß man gerecht sein! Manche Film-Kritiker sehen diesen entscheidenden Punkt nicht oder wollen ihn nicht sehen, aber die Statistik ist leider unerbittlich, die Kassen-Einnahmen der Filmverleiher und Lichtspiel-Theater reden eine deutliche Sprache.

Also – es ging nicht anders, wir *mußten* einen Spielfilm machen. Was für eine Spielhandlung kam in Frage? Eine der üblichen Liebesgeschichten wäre denn doch zu banal gewesen und hätte eine fürchterliche Dissonanz mit dem landschaftlichen Rahmen und der Expeditions-Handlung ergeben. Darum schlug ich das *Dämon-Thema* vor. «Der Dämon des Himalaya» sollte nicht nur ein Symbol, eine Personifizierung der ungeheuren Gewalten und Gefahren des Himalaya sein, der Film sollte gleichzeitig dem abendländischen Publikum wenigstens eine Ahnung von Tibets geheimnisvollen Kräften[1] vermitteln.

[1] Den besten Aufschluß geben die hochinteressanten Bücher von Frau *Alexandra David-Neel:* «Arjopa», «Heilige und Hexer», «Meister und Schüler», «Mönche und Strauchritter» und (zusammen mit Lama *Yongden*) «Mipam, der Lama mit den fünf Weisheiten» (deutsch bei F. A. Brockhaus, Leipzig). Die Verfasserin hat Tibet kreuz und quer durchzogen und viele Jahre dort gelebt, und sie schildert Land und Leute nicht bloß von außen, durch die Brille des europäischen Gelehrten gesehen, sondern mit tiefschürfender Kenntnis und wirklicher Einfühlung in die lamaistische Welt.

Ich will mich hier auf drei unscheinbare persönliche Erlebnisse beschränken:

Am 9. Mai 1930 hatten wir am Kangchendzönga ein Lawinen-Unglück; der tapfere Chettan, einer unserer besten «Tiger», starb den weißen Tod. Unser damaliges Standlager Pangpema war 16 Tagemärsche von Darjeeling entfernt und durch das ungeheure Bergmassiv des Kangchendzönga von dieser letzten Poststation getrennt. Am 10. Mai sandte ich in Pangpema einen Kurier ab. Er legte ein paar Doppelmärsche ein und kam am 21. Mai mit meinen schriftlichen Berichten nach Darjeeling. Aber wie mir meine englischen Freunde später erzählten, war bereits am 9. Mai im Bazar, dem Eingeborenen-Viertel von Darjeeling, bekannt: Bei der Internationalen Himalaya-Expedition hat es ein Unglück gegeben!

Wenn ich derartige telepathische Phänomene, wie sie aus Tibet *vielfach* berichtet werden, wissenschaftlich erklären soll, sage ich: Wir Europäer sind von Kindheit an geschult, sehr schnell zu reagieren. Wir haben eine sehr kurze Leitung, aber wir springen sehr rasch von einem Thema zum andern, wir sind ideenflüchtig geworden. Davon kann sich jeder leicht überzeugen; er braucht bloß zu versuchen, mal ein paar Stunden lang nur einen einzigen Gedanken zu denken. Kein geistig gesunder «westlicher» Mensch ist dazu imstande. Aber der Tibeter kann es, er kann sich stunden- oder sogar tagelang in einen und denselben Gedanken versenken, er fungiert also als «Sender» mit einer ganz anderen Intensität, als irgend ein Europäer.

Bereits auf unserem Anmarsch zum Baltoro sagten uns unsere Leute: «Auf unserer Expedition wird es gut gehen. Aber die andere Expedition (die D.H.E.) wird ein großes Unglück haben, denn auf dem Nanga Parbat thront ein sehr mächtiger Gott.»

Mit derartigen Proben von zeitlichem oder räumlichem Fernsehen will sich der Tibeter nicht etwa wichtig machen. Er hält so etwas für eine Selbstverständlichkeit. Er will auch den Sahib nicht etwa überzeugen. Der weiße Mann ist ja – für den gebildeten Asiaten – ein technisch hochstehendes, aber kulturell sehr tiefstehendes Wesen, ein Barbar, der zwar Kanonen und Maschinengewehre zu handhaben versteht, aber von den ewigen Wahrheiten des Seins keine Ahnung hat. Wenn jemand etwas so Selbstverständliches, wie zeitliches und räumliches Fernsehen, nicht kann und nicht einmal glaubt, so lohnt es sich gar nicht, mit ihm ein Wort darüber zu verlieren.

Im monumentalen Klosterhof von Lamayuru (Abb. 120) ist alles fertig zur Aufnahme, Lama-Tänzer (Abb. 118) und Komparsen, Regisseur und Kameramänner. Da verschwindet die Sonne hinter dichten Wolkenmassen, kein Licht mehr zum Drehen, also Warten! Doch es wird immer trüber, keine Hoffnung auf Besserung. Mißmutig wollen die Filmleute zusammenpacken. Da fragt der Groß-Lama (Abb. 117), was denn los sei. Als er den Grund unseres Kummers erfährt, lächelt er leise: «Einen Augenblick!» Auf sein Geheiß verschwinden zwei Lamas im Kloster-Innern und beten um Sonne. Nach wenigen Minuten

lichtet sich das Gewölk und den ganzen Nachmittag kann bei strahlendem Sonnenschein gearbeitet werden. Noch ein zweites Mal erlebten wir dasselbe. Als gebildeter Europäer sagt man natürlich: «die Wolken hätten sich auch sonst, ohne die lächerlichen Beschwörungen, zerstreut.» Mag sein. Immerhin – es war sehr merkwürdig.

Unser Original-Manuskript, das mein Sohn Harald und ich für den Himalaya-Spielfilm geschrieben hatten, war aufgebaut auf dem Gegensatz zweier Welten: Hier das friedlose Europa mit sinnloser Hetzjagd, «Technokratie», wirtschaftlichen und politischen Dauerkrisen, Diplomaten-Kongressen am laufenden Band, Rüstungsfieber und Kriegsgefahr. Dort der Frieden, die Stille von Tibet. Am Schluß des Films ist «Dr. Norman» (gespielt von Gustav Diessl) reif geworden, in diesen Frieden einzugehen:

«Hast einer Welt Besitz Du Dir gewonnen,
Sei nicht in Freud darüber – es ist nichts.
Und ist Dir einer Welt Besitz zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber – es ist nichts.
Vorüber gehn die Leiden wie die Freuden,
Geh an der Welt vorüber – es ist nichts!»

Die Berliner Geldgebergruppe hielt ein derartiges Werturteil zugunsten von Asien für geschäftlich höchst bedenklich, verbot mir telegraphisch in schroffster Form diese Tendenz und erteilte vertragswidrig dem Spielleiter alle filmischen Vollmachten. Die Film-Gruppe der I.H.E. hielt das Original-Manuskript für «ziemlich vage und zusammenhanglos», arbeitete es von Grund auf um und dichtete ein Manuskript nach *ihrem* Geschmack. «Nicht nur Bücher, sondern auch Filme haben ihre Geschichte!» (vgl. S. 5).

1931 schrieb ich[1]: «Ob nicht doch etwas ist an Samsâra, der uralten, immer wiederkehrenden Lehre von der Seelenwanderung? Ob vielleicht doch in einem früheren Leben Tibet meine Heimat war, das Land, das meine friedlose Europäerseele sucht?»

Inzwischen ... ich schaue zurück auf arbeitsreiche, kampfdurchtobte Jahre, auf die Wirrnisse einer gärenden Zeit. Und dann ersteht es wieder vor mir – mit seinen klaren Linien und leuchtenden Farben, mit seinen Tschorten voll Ruhe und Harmonie ... *Tibet*, das Land der Stille und des Friedens. Und die Gipfel der Welt, mit Sturmes-Atem und Lawinen-Rauschen, in strahlendem Glanz bis in den Himmel hinein .... *Himalaya*, der Thron der Götter.

«Sehnsüchtiger Wunschtraum meiner Kindheit und Jugendjahre, dann klar erkanntes Lebensziel und mit letzter Willenskraft errungener Lebensinhalt – mein daimonion!»

[1] «Himalaya» S. 150 (Verlag Scherl, Berlin, 1931).

ANHANG

ACHTTAUSENDER UND SIEBENTAUSENDER

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Aus zahlreichen Fragen und Gesprächen weiß ich, daß sehr oft zwei ganz verschiedene Begriffe miteinander verwechselt werden, nämlich *Himalaya* und *Mount Everest*. Das ist genau das gleiche, als ob man die Alpen und den Mont Blanc oder die Cordilleren und den Aconcagua einander gleichsetzen wollte. In Wahrheit ist der Mount Everest oder, wie der uralte einheimische Name lautet, Tschomo Lungma, ein einziger gewaltiger Berg, mit seinen 8882 m aller Wahrscheinlichkeit nach der höchste Gipfel der Erde. Dagegen ist der Himalaya ein riesenhaftes Gebirgssystem von etwa 2400 km Länge und 200 bis 600 km Breite. Nach Europa gedacht würde der Himalaya von den Pyrenäen bis zum Schwarzen Meer reichen, in der Breite von Straßburg bis Florenz, mit Tausenden und Abertausenden von Gipfeln, die im Durchschnitt fast doppelt so hoch sind wie die Alpengipfel. Die Erschließung dieses ungeheuren Gebirges ist gegenwärtig etwa in demselben Stadium, wie die Erschließung der Alpen vor rund 150 Jahren. Auch wenn jährlich zwei oder selbst drei große Expeditionen im Himalaya tätig sind, so ist das, gemessen an der Größe der Aufgabe, ein Nichts. Es bedarf der Arbeit ganzer Generationen von Bergsteigern und Wissenschaftlern.

Vielfach betrachtet man den *Karakoram*[1] als ein eigenes, vom Himalaya grundsätzlich verschiedenes Gebirge. Ich bin anderer Auffassung; ich finde, daß die Engländer mit ihrer Bezeichnung «*Karakoram-Himalaya*» das Richtige getroffen haben. Die Trennung von Himalaya und Karakoram durch das Industal ist schließlich nicht viel anders, als z. B. die Trennung der Zentralalpen und der Nördlichen Kalkalpen durch das Inntal von Landeck über Innsbruck bis Schwaz. Oder – ein anderes Beipiel: Geologisch und morphologisch

[1] Die Schreibweise Karakorum verleitet bloß zu falscher Aussprache; richtig ist Karakóram. Dieser Name, ein türkisches Wort, bedeutet – «schwarzes Geröll», was für ein leuchtendes Schneegebirge mit ungeheurer Vergletscherung entschieden die denkbar unglücklichste Bezeichnung ist. Es gibt einen Karakoram-Paß, wo der Karawanenweg wirklich über weite Strecken von dunklem Schutt führt, und von diesem Paß hat man den Namen auf das ganze Gebiet übertragen. Das ist aber ein offenbarer Mißgriff, um so schlimmer, weil der Karakoram-Paß viel weiter östlich liegt und nicht einmal *die* Ketten überschreitet, die man heute Karakoram-Gebirge im engeren Sinne nennt. Leider hat sich der Name Karakoram aber bereits auf allen Karten so fest eingebürgert, daß man ihn kaum mehr ausmerzen kann. Die Eingeborenen – Baltis und Tibeter – nennen diese Ketten *Mustagh*, was «Schneeberge» oder «Eisgebirge» bedeutet. Dieser Name ist richtig und schön, aber leider etwas vieldeutig, denn er findet sich in den verschiedensten Teilen von Hoch-Asien. Man müßte also sagen: «Mustagh-Ketten in Baltistan» oder kürzer «*Balti-Mustagh*». Ich bringe diesen Namen in Vorschlag, um mein Geographen-Gewissen zu entlasten. Ich zweifle aber sehr daran, daß diese Bezeichnung sich jetzt noch durchsetzen wird.

Tabelle 1: *Verzeichnis der Achttausender*

Nr.	Name bzw. Vermessungszeichen	Höhe in m	Höhe in ft.	Bestiegen bis zu einer Höhe von ca. m	Geographische Breite (auf Minuten abgerundet)	Geographische Länge (auf Minuten abgerundet)	Gebiet
1.	Tschomolungma oder Mount Everest (zweigipflig): Hauptgipfel	8,882	29,142	8,600	27° 59′	86° 56′	Ost-Himalaya (Grenze von Tibet und Nepal)
	Südgipfel oder Lhotse	8,501	27,890				
2.	Kangchendzönga (fünfgipflig, davon drei Gipfel über 8000 m)	alte Messung: 8,580	28,150				
		neue Berechnung:					
	Hauptgipfel (Nr. 3)	8,603	28,226	7,700	27° 42′	88° 9′	Ost-Himalaya (Grenze von Sikkim und Nepal)
	Südgipfel (Nr. 2)	8,500	27,888				
	Westgipfel (Nr. 4)	ca. 8,500	27,888				
3.	K 2 (Lamba Pahar, Tschogo Ri, Mount Godwin Austen, Dapsang) (Kangchendzönga und K 2 sind also ungefähr gleich hoch. Die Differenz liegt vorläufig noch innerhalb der Fehlergrenzen)	8,610 oder 8,591	28,250 oder 28,187	6,700 (nur Erkdg.)	35° 53′	76° 31′	Karakoram (Baltistan), Baltoro-Gebiet
4.	Makalu	8,488	27,849		27° 53′	87° 5′	Ost-Himalaya (Everest-Gruppe)
5.	Dhaulagiri	8,176	26,825		28° 42′	83° 30′	Nepal-Himalaya
6.	Tscho Oyu (T 45)	8,153	26,750		28° 6′	86° 40′	Ost-Himalaya (Everest-Gruppe)
7.	Nanga Parbat	8,136	26,694	7,900	35° 14′	74° 35′	West-Himalaya (Kashmir)
8.	XXX	8,125	26,658		28° 33′	84° 34′	Nepal-Himalaya
9.	Morshiadi (XXXIX)	8,105	26,592		28° 36′	83° 49′	Nepal-Himalaya
10.	Gasherbrum I (Hidden Peak, K 5)	8,068	26,470	6,300 (nur Erkdg.)	35° 43′	76° 42′	Karakoram-Himalaya (Baltistan), Baltoro-Gebiet
11.	Broad Peak	8,051	26,415		35° 48′	76° 34′	
12.	Gasherbrum II (K 4)	8,035	26,360	6,250 (nur Erkdg.)	35° 46′	76° 39′	
13.	Gosainthan (Shisha Pangma)	8,013	26,291		28° 21′	85° 47′	Nepal-Himalaya (Grenze von Tibet und Nepal)

Tabelle 11: *Verzeichnis der bis 31. Dezember 1934 erstiegenen Gipfel über 7000 m*

Nr.	Name	Höhe		Gebiet	Erstiegen von	Jahr
		m	ft.			
1.	Kamet	7,755	25,443	Zentral-Himalaya	F. S. Smythe, R. L. Holdsworth, E. E. Shipton und Lewa; E. St. J. Birnie, C. R. Greene und Kesar Singh	1931
*2.	Queen Mary Peak-Hauptgipfel	7,675	25,180	Karakoram	*I.H.E. 34* (H. Ertl und A. Höcht)	1934
3.	Minya Gongkar	7,591	24,906	Ost-Tibet	T. Moore und R. L. Burdsall	1932
*4.	Jongsong Peak	7,459	24,472	Ost-Himalaya	*I.H.E. 30* (E. Schneider, H. Hoerlin; F. S. Smythe, M. Kurz, U. Wieland, G. O. Dyhrenfurth und Lewa)	1930
*5.	Queen Mary Peak-Westgipfel	7,430	24,376	Karakoram	*I.H.E. 34* (H. Ertl, A. Höcht, Frau Hettie und G. O. Dyhrenfurth)	1934
*6.	Queen Mary Peak-Ostgipfel	7,422	24,350	Karakoram	*I.H.E. 34* (H. Ertl und A. Höcht)	1934
*7.	Jongsong Peak-Ostgipfel («Domo»)	7,420	24,344	Ost-Himalaya	*I.H.E. 30* (G. O. Dyhrenfurth)	1930
*8.	Queen Mary Peak-Mittelgipfel	7,375	24,196	Karakoram	*I.H.E. 34* (J. Belaieff, P. Ghiglione, A. Roch; Ertl, Höcht und Hakimbek)	1934
*9.	Golden Throne-Ostgipfel	7,260	23,820	Karakoram	*I.H.E. 34* (J. Belaieff, P. Ghiglione und A. Roch)	1934
*10.	Nepal Peak	7,180	23,557	Ost-Himalaya	*I.H.E. 30* (E. Schneider)	1930
*11.	Dodang Nyima Peak	7,150	23,459	Ost-Himalaya	*I.H.E. 30* (E. Schneider und H. Hoerlin)	1930
12.	Trisul	7,135	23,410	Zentral-Himalaya	T. G. Longstaff mit A. und H. Brocherel	1907
13.	Pik Lenin	7,130	23,394	Pamir	E. Allwein, E. Schneider und K. Wien	1928
14.	Kun	7,077	23,220	Nun Kun in Kashmir	M. Piacenza mit C. Savoie u. J. Gaspard	1913
15.	Pauhunri	7,065	23,180	Ost-Himalaya	Dr. A. M. Kellas	1911
16.	Rakiot Peak	7,062	23,170	West-Himalaya	P. Aschenbrenner und H. Kunigk	1932
17.	Aconcagua	7,035	23,082	Cordilleren	M. Zurbriggen	1897

* = Besteigungen der beiden Dyhrenfurth-Expeditionen (1930 und 1934)

ist der Unterschied zwischen dem Karakoram-Himalaya und der Hauptmasse des eigentlichen Himalaya bestimmt geringer, als der Gegensatz zwischen den Zentralalpen und den Südlichen Kalkalpen (Dolomiten), die ohne scharfe Grenze in die Gebirge der Balkanhalbinsel übergehen. Also – der Karakoram gehört zum Himalaya-System.

Bereits in meinem Buch «Himalaya» (1931) hatte ich die Frage aufgeworfen, wieviel Berge über 8000 m Meereshöhe es auf der Erde gebe. Wenn man nicht einzelne Gipfel, sondern nur ganze Berge zählt, so kennen wir bisher neun im eigentlichen Himalaya und vier im Karakoram-Himalaya, insgesamt also *13 Achttausender*. Da meine Tabelle von 1931 sich inzwischen durch Neu-Berechnungen und neue Besteigungs-Versuche etwas verschoben hat, gebe ich auf S. 88 ein Verzeichnis der Achttausender nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis.

Von den Achttausendern, diesen wahren «Thronen der Götter», ist also noch *keiner* bezwungen. Nur an einem einzigen Berge ist man bisher wiederholt über die 8000 m-Höhenlinie emporgedrungen, am Mount Everest selbst. Diese hervorragenden, wahrhaft heroischen Leistungen der Engländer sind so allgemein bekannt, daß ich darüber hier nicht viel zu sagen brauche. 1922 wurde bereits eine Höhe von etwa 8300 m erreicht, 1924 und 1933 etwa 8600 m. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß dies *am* Everest geschah, nicht *auf* dem Everest, und nur die Spitze ist des Berges Symbol. Wer 300 Meter unter dem Gipfel umkehren muß, ist – wenn auch noch so ehrenvoll – geschlagen. Überdies bedeuten 300 m, die Höhe des Eiffelturms, viel in *diesen* Höhen, wo man in harter einstündiger Steigarbeit nur noch etwa 30 m Höhendifferenz unter sich bringen kann. Aber der faustische Mensch *kann* sich mit einer derartigen Niederlage nicht abfinden, er *muß* den Versuch immer und immer wieder erneuern, allen Opfern zum Trotz, und so ist bekanntlich für 1936 ein fünfter Großangriff auf den Mount Everest in Vorbereitung. Auch die größten Mittel, mustergültige Organisation und eiserner Wille genügen für *dieses* Ziel nicht; etwas Glück gehört auch dazu! Wird «Dämon Himalaya» beim nächsten Male gnädiger sein? Prophezeien ist müßig. Jedenfalls wünschen wir unseren englischen Bergkameraden, die einen schweren Gang tun, von Herzen einen vollen Erfolg.

Wieviel *Siebentausender* es gibt, wird selbst der beste Asienkenner nicht mit Sicherheit anzugeben wagen. Außerhalb Asiens gibt es jedenfalls nur einen einzigen, den Aconcagua, den höchsten Berg Amerikas. In Hochasien können wir ihre Zahl auf rund 200 veranschlagen. Hiervon sind bis 1934 einschließlich in zähem Ringen erst 17 Gipfel bezwungen worden, wie die Tabelle auf S. 89 zeigt, und von diesen 17 Siebentausendern kommen neun auf die Rechnung unserer beiden Expeditionen 1930 und 1934.

Für Nichtbergsteiger mögen derartige Tabellen ein etwas trockener Lesestoff sein, aber man gibt auf diese Weise eben doch am schnellsten einen ob-

jektiven Überblick über den augenblicklichen Stand der Himalaya-Erschließung. Daß wir uns hier nur mit den Achttausendern und Siebentausendern befaßt haben, ist kein bloßer Rekord- und Zahlenwahnsinn. Gerade diese beiden obersten Rangklassen der Berggipfel vertreten einen ganz überalpinen Typus; sie sind eigentlich das, was auch der Laie bei dem bloßen Wort «Himalaya» empfindet.

Die Zahl der Gipfelsiege ist also noch immer *sehr* gering, verglichen mit der Zahl der vorhandenen Siebentausender und der bisher durchgeführten Himalaya-Expeditionen. Diese einfache Tatsache zeigt eindringlicher als viele Worte, daß die Eroberung dieser Riesenberge sehr viel schwerer ist, als die meisten europäischen Alpinisten glauben.

WIE HOCH IST QUEEN MARY PEAK?

Von *Günter O. Dyhrenfurth*

Über die Höhe des Queen Mary Peak schwirren seit unserer Expedition nicht nur in der Tagespresse, sondern sogar in bergsteigerischen und wissenschaftlichen Fachorganen so viele einander widersprechende Zahlenangaben herum, daß es hohe Zeit für eine wirkliche Klarstellung ist:

Die Namengebung und erste Vermessung unseres Berges erfolgte auf der Bullock Workman-Expedition 1912[1]. Mr. C. Grant *Peterkin*, Topograph der Survey of India, bestimmte von drei Punkten aus als Daten des Queen Mary Peak:

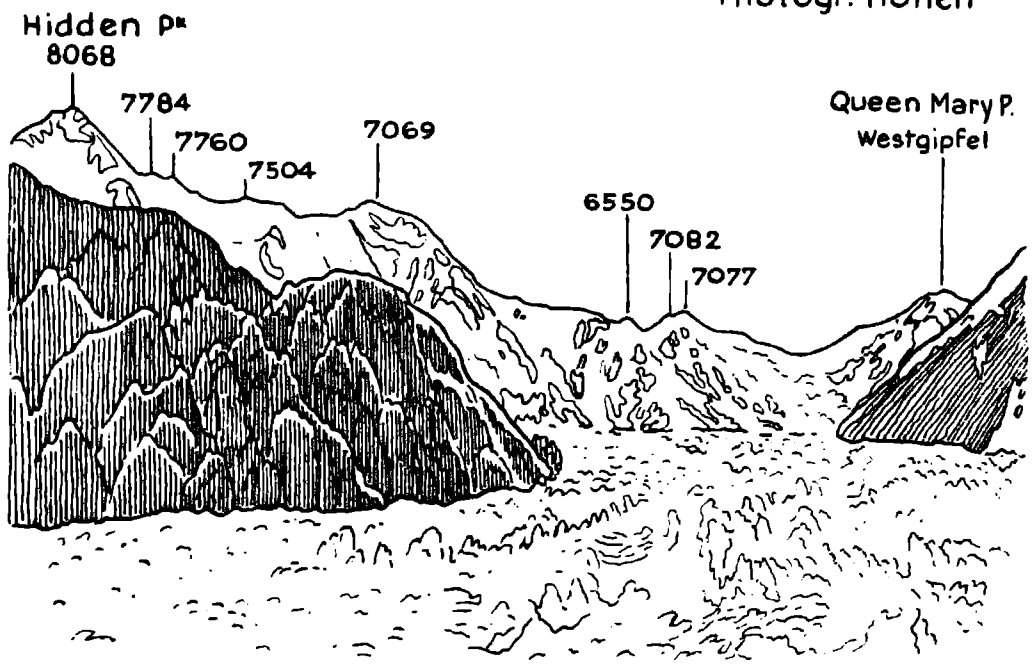
Höhe: 24,350 Fuß = 7,422 m; geogr. Breite 35° 39′ 51″ N.;
Länge 76° 45′ 43″ E.

Peterkins drei Theodolith-Stationen lagen sämtlich auf der Siachen-Seite, und zwar nahezu in einer Geraden hintereinander, also für Queen Mary Peak denkbar ungünstig. Die Daten dieser drei Stationen sind:

Station	Meereshöhe	Geogr. Breite N.	Länge E.	Horizontal-Abstand vom Queen Mary Peak ca.
J	17,978 ft. = 5,479 m	35° 38′ 17″	76° 50′ 05″	6,900 m
I	17,450 ft. = 5,319 m	35° 36′ 17″	76° 53′ 22″	12,800 m
Q	16,736 ft. = 5,101 m	35° 33′ 38″	76° 57′ 26″	21,100 m

Alle drei Stationen lagen unten auf dem Siachen-Gletscher, d. h. so tief, daß man von dort aus nur den Ostgipfel des Queen Mary-Massivs sehen konnte. Daher wird seit 1912 der Queen Mary Peak auf allen Karten vollkommen falsch dargestellt. Überall ist als sein höchster Gipfel der gegen den Siachen-Gletscher vorgeschobene Ostgipfel verzeichnet, von welchem ein nach Westen

[1] Fanny Bullock Workman and William Hunter Workman: Two summers in the ice-wilds of Eastern Karakoram. T. Fisher Unwin Ltd., London, 1917.



Aufnahme von Station A

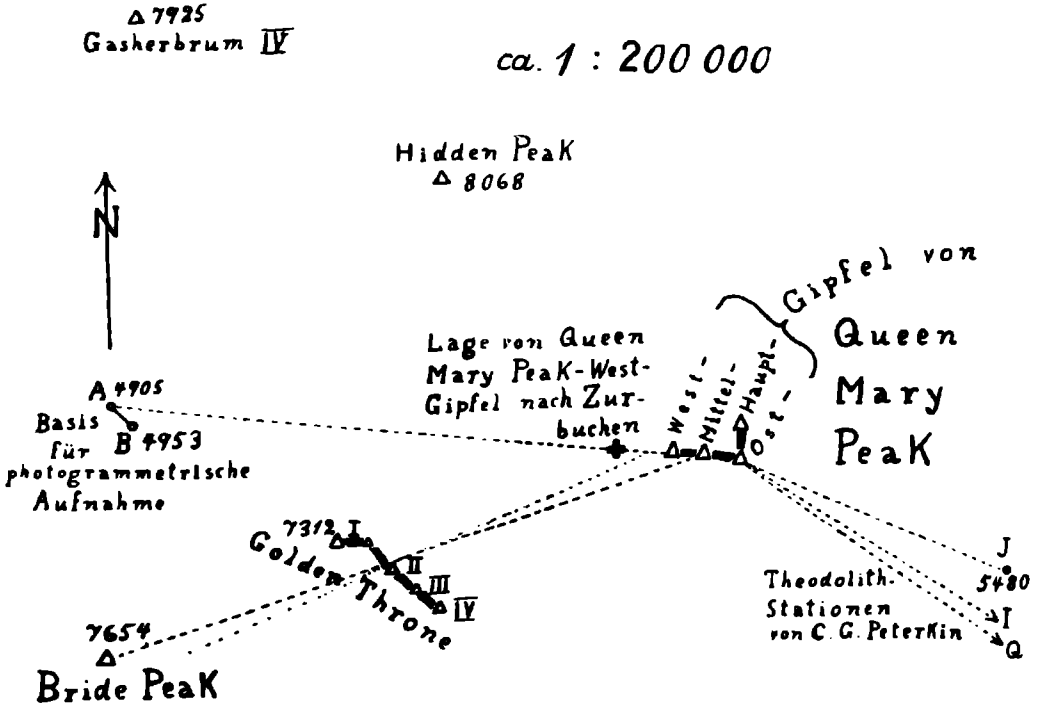
Aufnahme von Station B

ziehender, stark absinkender Kamm ausgeht. In Wahrheit trägt dieser Kamm aber (vgl. S. 65) den Mittelgipfel, der etwas niedriger als der Ostgipfel ist, und den Westgipfel, der sogar eine Kleinigkeit höher ist. Noch wesentlich höher – und zwar gleich um etwa 240 m – ist der Hauptgipfel, der sich ein ganzes Stück rückwärts, also weiter nördlich, jenseits einer breiten plateauartigen Senke erhebt. Dieser höchste Queen Mary-Gipfel kann weder vom Conway-Sattel noch vom Siachen-Gletscher aus gesehen werden. Man muß von Conway erst ein gutes Stück (etwa bis 6700 m) auf der Golden Throne-Seite hochsteigen, bis endlich dieser merkwürdig versteckt gelegene Hauptgipfel zum Vorschein kommt (vgl. Abb. 78, Abb. 83 und Abb. 95). Nur so wird es verständlich, daß dieser Kulminationspunkt des ganzen Massivs bisher nicht bekannt und also auch nicht vermessen war, weder trigonometrisch noch photogrammetrisch.

Auf der Baltoro-Expedition des Herzogs von Spoleto 1929 ist das Queen Mary-Massiv zwar trigonometrisch nicht neu vermessen worden, aber Prof. *A. Desio* hat zahlreiche photogrammetrische Aufnahmen gemacht, die das Vermessungs-Bureau *M. Zurbuchen* in Bern zur Auswertung bekam. Daraus bestimmte Herr Zurbuchen die Höhe des Queen Mary Peak-Westgipfels auf 7,240 m (± 20 m). Angesichts dieser großen Differenz gegenüber Peterkin und der noch größeren Differenz gegenüber unseren Beobachtungen (vgl. S. 51) bat ich Herrn Ing. Zurbuchen um Einsichtnahme in seine Unterlagen, die mir bereitwilligst gewährt wurde. Dabei ergab sich folgendes (vgl. Karten-Skizze S. 94):

Die in Betracht kommende photogrammetrische Basis liegt ganz in der Nähe unseres Standlagers (Camp 4), und von den Stationen A und B wurde je eine Aufnahme gegen die Hidden Peak-Kette gemacht (vgl. die nebenstehenden Zeichnungen). Unglücklicherweise ist aber der Queen Mary Peak nur auf der in A gemachten Aufnahme sichtbar; auf dem Photo von B aus ist er bereits durch den Nordsporn des Golden Throne verdeckt. Herr Zurbuchen schreibt selbst: «Die Höhe kann also nicht aus dem Stereobilde direkt bestimmt werden; es fehlt ein Element dazu, d. h. die Distanz.» Als Distanz des Queen Mary Peak-Westgipfels von der Station A hat Zurbuchen, wie eine von ihm freundlicherweise angefertigte Pause zeigt, ca. 11,900 m eingesetzt. Es kommt nun alles darauf an, ob diese von ihm angenommene Lage des Westgipfels richtig ist oder nicht. «Um 100 m höher zu sein, müßte der Gipfel 500 m weiter entfernt sein (von der Aufnahmestation aus); um 200 m höher, 1000 m etc.»

Nach unseren Beobachtungen liegt der Queen Mary Peak-Westgipfel aber sogar 1300 m weiter entfernt, also die Distanz ist nicht 11,900 m, sondern ca. 13,200 m. Den Beweis liefert Abb. 92 und die topographische Skizze S. 94. Vom Queen Mary-Mittelgipfel aus sieht man knapp rechts am Golden Throne-Gipfel Nr. II vorbei den Bride Peak. Von Zurbuchens oder einem nur *wenig*



östlicher gelegenen Punkt aus würde man, am Golden Throne Nr. II vorbei visierend, weit südlich des Bride Peak «vorbeischießen».

Wenn Queen Mary-Westgipfel also dort liegt, wo er nach unseren Beobachtungen und Photos tatsächlich liegt, so ergibt sich (unter Zugrundelegung von Zurbuchen) folgende Gleichung:

$$100 : 500 = x : 1300$$
$$x = 260 \text{ m}$$

Man muß also zu der von Zurbuchen berechneten Höhe von	7,240 m
noch hinzuzählen:	260 „
Das gibt als korrigierte Höhe von Queen Mary-Westgipfel	7,500 m

(± 20 m), also rund 70 m mehr als Peterkin.

Bemerkenswerter Weise kommen wir auf anderen Wegen zu fast dem gleichen Resultat:

Wie bereits auf S. 52 berichtet, zeigte mein Aneroid auf dem Queen Mary-Westgipfel 7580 m. Ich habe diesen Betrag um mindestens 50 m reduziert, da das Wetter sich untertags verschlechterte und der Luftdruck am Abend bei unserem Wiedereintreffen in Camp 7 um den Gegenwert von 50 m gesunken war. Von Haus aus Geologe und Geograph, bin ich über den zweifelhaften Wert von Aneroid-Messungen, speziell in diesen großen Höhen, natürlich genau informiert. Bei Queen Mary Peak handelt es sich aber nicht etwa

um diese einmalige Ablesung, sondern um wiederholte Messungen mit zwei Aneroiden und an zwei verschiedenen Tagen (3. und 12. August 1934). Dabei wurde stets mit Camp 7 und mit dem Conway-Lager verglichen, deren Höhen ziemlich genau festliegen: Der Conway-Sattel ist von Prof. Desio auf 6300 m bestimmt worden. Unser Camp 6 war ungefähr 40 m unterhalb der Paßhöhe; vorsichtshalber habe ich aber für unser Conway-Lager immer nur 6250 m als Höhe eingesetzt. Die Höhe von 6800 m für Camp 7 ergab sich nicht nur als Mittelwert aus zahlreichen durch neun Tage fortgesetzten Barometer-Ablesungen, sondern diese Höhe unseres obersten Lagers konnte erfreulicherweise auch trigonometrisch verifiziert werden. Der auffällig geformte Gipfel «The Hawk» auf der Südseite des West Source Glacier (Abb. 87) ist nämlich durch Peterkin von vier denkbar günstig gelegenen Stationen aus ganz genau vermessen worden; seine Höhe ist 22,160 Fuß = 6,754 m. Von unserem Camp 7 aus sahen wir über die Spitze von The Hawk hinweg den Horizont (vgl. Abb. 86). Unser Standpunkt war also etwas höher (rund 50 m) als dieser Gipfel. Bei unserer Höhen-Bestimmung von 6800 m für Camp 7 liegt die Fehlergrenze etwa bei ± 30 m.

Eine sehr wichtige Ergänzung der auf allen vier Queen Mary-Gipfeln vorgenommenen Aneroid-Ablesungen ist die Tatsache, daß wir am 3. August bereits zwei Stunden, bevor wir den Westgipfel betraten, die Höhe von Golden Throne (7312 m) hatten. Unser Steigtempo war sehr langsam, nämlich rund 100 m pro Stunde, wie die ständige Aneroid-Beobachtung zeigte. Auf dem Queen Mary Peak-Westgipfel lehrte schon der bloße Augenschein einwandfrei, daß wir ganz wesentlich höher waren, als der Golden Throne. Auch die Photos vom Mittelgipfel (Abb. 92) zeigen, daß bereits dieser niedrigste der vier Queen Mary-Gipfel etwas höher als Golden Throne ist. Man sieht darauf über den Gipfelgrat des Golden Throne hinweg die ganze Gipfelpyramide des Bride Peak und die Horizontwolken. Die Höhen von Bride Peak (7654 m) und von Golden Throne-Hauptgipfel (7312 m) als wichtige Nordpunkte der indischen Landesvermessung liegen einwandfrei fest, mit einer Fehlergrenze von nur noch wenigen Metern. Auch Gasherbrum Nr. V (7,321 m) und VI (7190 m) lagen ein ganzes Stück *unter* uns; über diese Spitzen hinweg sahen wir vom Queen Mary-Westgipfel aus den Horizont (vgl. S. 52).

Somit wird bei den Höhenzahlen des Queen Mary-Massivs der mögliche Fehler auf einen Spielraum von rund 100 m eingeengt, wie die folgenden kleinen Tabellen zeigen:

	Dyhrenfurth-Ertl (korrig. Aneroid-Ablesungen)	Desio-Zurbuchen (nach Distanz-Korrektur)	Peterkin (Theodolith)	Zurbuchen (ohne Korrektur)
Westgipfel . . .	7,530 m	7,500 (± 20 m)	—	7,240 (± 20 m)
Mittelgipfel . . .	7,475 m	—	—	—
Ostgipfel	7,522 m	—	7,422 m	—
Hauptgipfel . . .	7,775 m	7,745 (± 20 m)	—	7,485 (± 60 m)

Wenn wir die fehlenden Höhenzahlen interpolieren, so sieht die gleiche Tabelle folgendermaßen aus:

	Dyhrenfurth-Ertl (korrig. Aneroid-Ablesungen)	Desio-Zurbuchen (nach Distanz-Korrektur)	Peterkin (Theodolith)	Zurbuchen (ohne Korrektur)
Westgipfel . . .	7,530 m	7,500 (± 20 m)	7,430 m	7,240 m
Mittelgipfel . . .	7,475 m	7,445 (± 20 m)	7,375 m	7,185 m
Ostgipfel	7,522 m	7,492 (± 20 m)	7,422 m	7,232 m
Hauptgipfel . . .	7,775 m	7,745 (± 20 m)	7,675 m	7,485 m

Die vierte Zahlenreihe bleibt aus den bereits erörterten Gründen stark hinter der Wirklichkeit zurück und kann also außer Betracht bleiben. Die dritte Kolonne (Peterkin) stellt *Minimal-Zahlen* dar. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Nähe der zweiten Zahlenreihe, worüber aber erst eine genaue Neuvermessung des Gebietes zwischen Baltoro, Siachen und Shaksgam endgültig entscheiden kann. Bisher sind die Angaben der Great Trigonometrical Survey of India gerade für diese Region noch recht lückenhaft.

Dann erst, nach einer mit Meßtisch oder Photogrammetrie durchgeführten wirklichen Neuvermessung, wird sich die Frage beantworten lassen, ob der Kamet in Garhwal oder der Hauptgipfel des Queen Mary-Massivs höher ist. Sehr groß scheint die Differenz zwischen beiden Bergen nicht zu sein. In meiner Tabelle der bis 31. Dezember 1934 erstiegenen Siebentausender (S. 89) habe ich vorsichtshalber die auf Peterkin basierten Minimal-Zahlen eingesetzt.

DER EXPEDITIONS-ARZT

Von Dr. *Hans Winzeler*

Auf einer großen Himalaya-Expedition hat der Arzt einen sehr verantwortungsvollen Posten. Bei allen Zwischenfällen ist er ganz auf sich selbst angewiesen, denn Pflege und Transport eines Kranken ist wegen des unwegsamen und schwierigen Geländes meist geradezu unmöglich. Es kostete also viel Kopfzerbrechen und Nachtarbeit – denn tagsüber war ich in der chirurgischen Universitätsklinik vollauf in Anspruch genommen – bis ich die notwendigsten Medikamente, Instrumente und Verbands-Materialien zusammengestellt und in vier Kisten verstaut hatte, von denen keine schwerer als 30 kg. sein durfte. Einen Teil meiner medizinischen Ausrüstung brachte ich in zwei alten Offizierskoffern der schweizerischen Armee unter. Sie haben sich ausgezeichnet bewährt; auf einem Feldzug hätten sie kaum mehr strapaziert werden können. Es waren die einzigen Kisten, die heil und unbeschädigt wieder nach Europa zurückkamen.

Zu richtiger wissenschaftlicher Arbeit fehlte mir auf der Expedition die Zeit und Möglichkeit. Ich will mich deshalb hier auf ein paar Beobachtungen von Land und Leuten und ihren medizinischen Gebräuchen beschränken.

Das Bazarleben in Indien ist für jeden frisch aus Europa Gekommenen sehr eindrucksvoll. Ich machte meine ersten Studien in Srinagar. Alles spielt sich auf der Straße ab. Die Läden sind kahle, viereckige nach der Straße offene Räume, die mit den unglaublichsten Dingen vollgestopft sind. Der Verkäufer liegt meist in einer Ecke, und fast immer sind ein oder mehrere Männer zum Schwatzen da. Vor ihnen steht die dickbauchige Wasserpfeife, die bei jedem Zug der abwechselnd rauchenden Männer ein brodelndes Brummen von sich gibt. Zeit spielt überhaupt keine Rolle. Stundenlang stehen oder hocken sie beieinander, wobei das lange elastische Rohr der Wasserpfeife die Runde von Mund zu Mund macht. Auch das Essen wird auf der Straße eingenommen, Mensch und Tier halten hier ihre Siesta, kurz das ganze Leben verläuft auf der Straße. Die meisten Gassen sind sehr eng, in den kleinen Räumen leben Dutzende von Personen, und alles starrt vor Dreck. Um die Hygiene ist es hier noch ganz bedenklich bestellt, und solange diese Zustände herrschen, ist es nicht verwunderlich, daß immer wieder verheerende Seuchen auftreten. Glücklicherweise vergeht dem Europäer bei all diesem Schmutz sofort die Lust nach irgend einem der käuflichen Dinge.

Besonders eindrucksvoll war mir ein Bild am großen Jhelum-Fluß, dicht vor Srinagar. Hier lagen mehrere verendete, z. T. halb aufgefressene und verfaulte Pferde am Ufer. Einige dieser Kadaver befanden sich im Wasser, andere dörrten in der brennenden Sonnenhitze. An einem Kadaver stillten ein paar dieser elenden struppigen Hunde ihren Hunger, jene armseligen Kreaturen, wie man sie überhaupt nur im Orient antreffen kann. Dicht daneben warteten ruhig und gelassen die riesigen Aasgeier, bis sie sich ebenfalls an diese appetitliche Mahlzeit heranmachen konnten. Zusammen mit den Hunden stellen sie im Orient das Abfuhrwesen dar. Zwischen diesen Kadavern plantschten Eingeborene im Wasser herum, andere kamen mit Eimern aus der Stadt herbei, um aus diesem Fluß ihr Wasser für die Zubereitung der Speisen zu schöpfen. Man muß dieses Wasser mit seiner schmutzig-braungelben Farbe und dem penetranten Fäulnisgeruch selbst gesehen haben! Den Kashmiri scheint dies aber nicht viel auszumachen.

Einen ganz anderen Typus als die Kashmiri vertreten die Bewohner von Baltistan, bei denen die tibetische Beimischung (Abb. 18) sich gelegentlich bemerkbar macht. Die Hauptmasse der Baltis aber scheint arischen Ursprungs zu sein.

Die Baltis leben in einer Meereshöhe von 2000–3000 m. Das Klima ist ausgesprochen kontinental und weist sehr große Temperatur-Unterschiede auf, sowohl zwischen Sommer und Winter wie auch zwischen Tag und Nacht. Zusammen mit den schlechten hygienischen Lebensverhältnissen wirkt sich das Klima in einer sehr hohen Kindersterblichkeit aus. So findet eine strenge

natürliche Auslese der Bevölkerung statt. Das Land ist so arm, daß eine größere Zahl einfach nicht mehr genug Nahrung findet.[1]

Die Baltis leben in kleinen Dörfern, die terrassenartig am Berghang aufgebaut sind (Abb. 13). Diese Ansiedlungen finden sich überall dort, wo genügend Wasser vorhanden ist, denn ohne künstliche Bewässerung gibt es in diesem außerordentlich trockenen zentralasiatischen Landstrich keine Vegetation. Natürliche Quellen sind äußerst selten, es handelt sich also fast ausschließlich um die Schmelzwässer der Gletscher und Schneefelder. Die Dörfer von Baltistan bilden weithin sichtbare herrlich grüne Oasen in der nackten und felsigen, trotzdem aber sehr farbigen Landschaft. Fast ohne Ausnahme wird nur eine grannenlose, äußerst winterharte Gerste angebaut. Daneben finden sich bis in eine Höhe von 3000 m Aprikosenbäume mit auffallend kleinen Früchten, seltener auch Apfelbäume. Als Bauholz für ihre primitiven Hütten und Brücken verwenden die Baltis die Weiden und Pappeln, die in jeder Oase wachsen. Die Wände ihrer Behausungen bestehen teils aus rohen, auf einander geschichteten Steinen, teils aus geflochtenen Weidenzweigen. Die Fugen und Löcher werden notdürftig mit Dreck verstrichen, der Schutz gegen Wind, Regen und Schnee ist also nicht sehr vollkommen. Das Dach wird von quer über die Mauern gelegten Ästen gebildet, die wieder mit Erde bedeckt sind. Menschen und Tiere leben im gleichen Raum. Der Geruch darin ist dementsprechend, und ein Europäer kann nur mit Gasmaske längere Zeit darin verweilen. Von den Heeren von Läusen und Flöhen wollen wir erst gar nicht weiter reden.

Die Feldarbeit wird zum allergrößten Teil von den Frauen ausgeführt; die Frau ist also, wie bei vielen primitiven Völkern, das Arbeitstier. Irgendwelche Rechte besitzt sie nicht. Will ein Mann einen Hausstand gründen, so baut er sich zuerst selbst seine Hütte, dann verhandelt er mit den Eltern seiner Erwählten über den zu bezahlenden Preis. Wenn sie ins Reine gekommen sind, gibt der Lambardar, das Oberhaupt des Dorfes, die Bewilligung zur Ehe. Sobald der Mann mit seiner Frau nicht mehr zufrieden ist, hat er ohne weiteres das Recht, sie wegzuschicken. Die Frau kann sich dagegen nicht wehren und muß ihr Bündel schnüren.

Eine Geburt wird als etwas Unreines angesehen. Bei beginnenden Wehen verkriecht sich die werdende Mutter in irgend einen stillen Winkel, wo sie nicht gleich entdeckt werden kann, und meist kommt ihr dann irgend eine Nachbarsfrau in ihren schweren Stunden zu Hilfe. Nach beendeter Geburt wird der Säugling mit Wasser abgespült, mit getrocknetem und pulverisiertem Kuhmist dick eingepudert und dann in ein Lammfell eingenäht, sodaß nur der Kopf des Säuglings sichtbar bleibt. In diesem Sack bleibt er zwei

[1] Zu der hohen Kindersterblichkeit und der furchtbaren Armut trägt die Polygamie der mohammedanischen Baltis sehr stark bei. Bei den lamaistischen, mongolischen Ladakhis in Klein-Tibet herrscht Polyandrie, demgemäß sehr viel weniger Kinder und sehr viel größerer Wohlstand. Dr. Dyhrenfurth.

bis drei Wochen lang. Dann stinkt dieser Fellsack derart, daß selbst ein Balti findet, es müsse etwas geschehen. Man schneidet den Kleinen heraus, spült ihn wieder mit Wasser ab, pudert ihn erneut mit getrocknetem Kuhmist und näht ihn hierauf in einen zweiten Fellsack ein. So geht es mehrere Monate lang. Dann wird der Sprößling in ein schmutziges Tuch eingewickelt und damit auf dem Rücken der Mutter befestigt. Ist das erstgeborene Kind ein Mädchen, so gilt das als Unglückszeichen für die Familie – ein in Asien weit verbreiteter Glaube. Sobald das Kind gehen lernt, werden ihm Amulette umgehängt, die gegen böse Geister und Krankheit schützen sollen. Solch ein Amulett besteht aus einem kleinen, ungefähr zwei mal drei cm. messenden Stoffbeutel, in dem meist ein Papier mit irgendeinem Spruch aus dem Koran eingenäht ist. Manche dieser Baltis tragen bis zu sechs Amulette mit sich herum, die teils auf der Kopfbedeckung, teils auf Brust und Schultern befestigt werden.

Natürlich ist die Säuglings-Sterblichkeit außerordentlich groß; nach Ansicht des dortigen Missionars stirbt mindestens die Hälfte in den ersten zehn Wochen. Fast alle überlebenden Kinder leiden an mehr oder minder schweren chronischen Entzündungen der Luftwege. Es ist den Eltern nicht beizubringen, daß diese Krankheit einzig und allein auf ihre unvernünftige Behandlung der Neugeborenen zurückzuführen ist. Immer wieder wurde mir erklärt, Krankheiten würden von einem bösen Geist geschickt, und somit trage dieser die Schuld am Tode des Kindes.

Außerordentlich häufig fand ich z. T. sehr ausgedehnte Pyodermien an Kindern und Erwachsenen. Das Universalmittel der Baltis bei derartigen Hauterkrankungen ist eine Salbe, die aus Asche und einem aus Aprikosenkernen bereiteten Öl mit getrocknetem Kuh- oder Ziegenmist zu einem Brei zusammengerührt wird. Dieses Zeug schmieren sie auf jede Wunde. In kurzer Zeit trocknet die Mistsalbe zu einer harten schwarzen Kruste ein, die fest auf der Haut anhaftet. Die Wunde heilt darunter natürlich nicht; sie infiziert sich sofort, so daß bald ein Abszeß mit scheußlich stinkendem Eiter entsteht. Alle diese Wunden mußten erst mühsam von dieser harten Kruste befreit werden, bevor ich sie behandeln konnte. Vergeblich erklärte ich den Leuten immer wieder die Schädlichkeit ihres Mittels; sie konnten einfach nicht begreifen, daß eine offene, unbedeckte Wunde besser heilen solle, als eine mit Mist und Asche beschmierte Verletzung. Unzählige dieser Wunden habe ich gereinigt und unzählige Male habe ich erleben müssen, daß am anderen Morgen – wahrscheinlich zur Beschleunigung der Heilung – über meinen sauberen Verband die Mistsalbe gestrichen worden war.

Bildet sich im Anschluß an eine Verletzung eine entzündliche Stelle, so wenden die Eingeborenen, je nach dem, zwei verschiedene Heilmethoden an. Die eine besteht darin, daß sie Gerstenmehl mit heißem Wasser zu einem Brei anrühren und diesen auf die Wunde auftragen. Die zweite Art ist ein

«feuchter Verband», indem grüne Blätter, mit einem Lappen bedeckt, auf die Wunde aufgelegt und dort mit Urin befeuchtet werden.

Für innere Krankheiten besitzen die Baltis eine ganze Menge von getrockneten Kräutern, Samen und Wurzeln, die pulverisiert und mit Wasser zu einem Brei angerührt verschluckt werden. Sogar ein Balti fühlt gelegentlich das Bedürfnis, eine Reinigung seines Darmes vorzunehmen. Die Wirkung dieser aus pulverisierten Blättern und Wurzeln bestehenden Abführmittel ist fürchterlich. Schon nach ein bis zwei Stunden bekommen die Leute krampfartige Schmerzen, so daß sie sich krümmen und auf dem Boden wälzen, bis unstillbare Durchfälle Erleichterung bringen. Dann wird mehrere Tage lang vollständig gefastet.

Ein sehr teures und beliebtes Mittel gegen Vergiftungen und sonstige Magen-Darm-Störungen bildet der pulverisierte grüne Jadestein. Die Wirkung dürfte am ehesten auf ein gewisses Absorptionsvermögen dieses Pulvers zurückzuführen sein.

Eine recht gute Behandlungsart gegen rheumatische Schmerzen habe ich an mir selbst ausprobiert. Bestimmte Pflanzenblätter werden in heißes Öl eingetaucht und dann auf der schmerzenden Stelle verrieben. Schon nach wenigen Minuten lassen die Schmerzen wirklich nach und verschwinden nach mehrmaliger Anwendung dieser Blätter meist vollständig. Die vornehmste Behandlung rheumatischer Beschwerden ist aber eine Badekur in den heißen Schwefelquellen nahe bei Askole (vergl. S. 24/25). Die Temperatur dieser stark nach Schwefelwasserstoff riechenden Thermen liegt etwa bei 36 Grad. Besonders eindrucksvoll war für uns Europäer die Generalreinigung in diesen natürlichen Badewannen auf unserem Rückmarsch, nach den Monaten unserer Baltorozeit, fern jeder Bademöglichkeit.

Außerordentlich häufig findet man bei den Baltis chronische eitrige Bindehaut-Entzündungen, welche den Leuten starke Beschwerden verursachen. Scharenweise kamen sie vor mein Zelt und deuteten stumm auf ihre geröteten, manchmal sogar zerstörten und zerfressenen Augenlider. Ihre Freude und Dankbarkeit war dann immer sehr groß, wenn ich ihnen mit ein paar Tropfen Cocain etwas Linderung verschaffen konnte.

Unter unseren Kulis konnte ich übrigens eine interessante Methode der Fremdkörper-Entfernung aus dem Auge beobachten: Ein Kamerad des betroffenen Kuli zog mit den Fingern Ober- und Unterlid weit auseinander und spie ihm mit voller Kraft einen Mundvoll Speichel ins Auge hinein. Meist wurde denn auch der Fremdkörper dadurch herausgeschwemmt. Bei der schon vorher bestehenden Entzündung des Bindehautsackes zog diese Behandlungsart weiter keine Folgen nach sich. Für ein gesundes Auge wäre diese Therapie nicht ganz harmlos.[1]

[1] Auch nach dortigen Begriffen gelten die Baltis als ein ungewöhnlich schmutziges Volk. Unvergeßlich ist mir eine kleine Szene: Als wir eines Tages an einer der sehr seltenen Quellen

Ganz hervorragend verstehen die Baltiträger die Kunst der Massage, die sie unter sich öfters anwenden, bei allen größeren Anstrengungen mehrmals am Tage. Auch ich ließ mir auf jedem langen Marsch ein bis zwei Mal von meinem Orderly die Beine massieren und war immer wieder von der ausgezeichneten Wirkung gegen die schmerzhaften Ermüdungszustände überrascht. Die Massage besteht ausschließlich aus einem Kneten der Muskeln mit dem flachen Handballen. Sie beginnt an der Peripherie des Beines und schreitet zentralwärts fort. Dadurch werden vor allem die gestauten Venen ausgepreßt und die Blutzirkulation angeregt.

Die Nahrung der Baltis besteht, wie bereits berichtet (vgl. S. 29), fast ausschließlich aus «Chapattis», das sind aus Gerstenmehl gebackene Brotfladen. Wahrscheinlich sind die Magenschmerzen, über die zahlreiche Kulis immer wieder klagten, auf diese schwer verdauliche Nahrung zurückzuführen. Auch das häufige Blasenstein-Leiden hängt möglicherweise damit zusammen. Dies würde die Theorie stützen, wonach Blasensteine auf dem Boden einer Avitaminose entstehen.

Von europäischen Ärzten, die unter verschiedenen asiatischen Völkern leben, wird immer wieder das auffallend seltene Vorkommen der Blinddarm-Entzündung erwähnt. Auch in Baltistan scheint sie nicht aufzutreten. Ist vielleicht doch unsere komplizierte Ernährung an der Häufigkeit der Blinddarm-Entzündung in den überkultivierten Ländern schuld?

Während unseres Aufenthaltes in den Hochlagern war der Gesundheitszustand im allgemeinen befriedigend. Oberhalb von 5000 m ist die Gefahr einer Erkältung tatsächlich gering, da infolge der trockenen Luft die Schweißbildung aufhört oder vielmehr die ausgeschiedene Flüssigkeit sofort verdunstet.[1] Von Lungenentzündungen, die in solchen Höhen innerhalb weniger Stunden zum Tode führen, blieben wir glücklicherweise verschont.

Eigentliche Unglücksfälle sind während der ganzen Dauer der Expedition nicht vorgekommen, was der umsichtigen Leitung der Expedition sicher ein gutes Zeugnis ausstellt.

Eine unklare fieberhafte Erkrankung, deren Aetiologie ich nicht klären konnte, setzte die Leistungsfähigkeit einiger Teilnehmer anfänglich stark herab. Möglicherweise handelte es sich um eine atypische Form der Malaria. Die Fieberschübe gingen nach einiger Zeit bei spezifischer Malaria-Behandlung vollständig zurück, und im weiteren Verlauf der Expedition traten keine Rückfälle mehr auf.

vorbeikamen, labten sich alle Europäer und Kashmiri daran. Die Baltis aber gingen zu dem etwa 200 Schritt entfernten Fluß, der seine trüben braunen Lehmfluten wälzte, «zur Tränke». Ob sie klares Quellwasser für giftig halten?! Ich weiß es nicht. Das Lustigste war die bodenlose Verachtung unserer Kashmiri gegenüber diesen «very dirty people». Dr. Dyhrenfurth.

[1] Die bisherigen Expeditionen im Osthimalaya (Everest- und Kangchendzönga-Gruppe) hatten sehr stark unter krampfartigem «Höhen-Husten» zu leiden, der am ehesten mit Keuchhusten verglichen werden kann. (Vgl. «Himalaya. Unsere Expedition 1930» S. 247). Im Karakoram trat merkwürdigerweise diese quälende Erscheinung *nicht* auf. Ueber die Gründe dieser auffälligen Verschiedenheit habe ich nicht einmal eine plausible Vermutung. Dr. Dyhrenfurth.

Zu systematischem Studium der Bergkrankheit fehlte mir die Zeit und Möglichkeit. Ich verweise deshalb insbesondere auf die Untersuchungen von *R. W. G. Hingston* («Mount Everest 1924», Verlag Benno Schwabe, Basel) und auf das ärztliche Kapitel von Dr. *Helmut Richter* («Himalaya. Unsere Expedition 1930». Von G. O. Dyhrenfurth, Verlag Scherl, Berlin).

Schon auf früheren Expeditionen wurde gelegentlich eine auffällige Veränderung der Stimmungslage durch das Höhenklima beobachtet, die sich vor allem in einer gewissen Unverträglichkeit und schlechter Laune zeigte. Die Expeditions-Leitung hatte deshalb in weiser Voraussicht jedem europäischen Teilnehmer ein eigenes kleines Zelt zur Verfügung gestellt, eine Maßnahme, die sehr wesentlich zum Erfolg des Unternehmens beitrug.

Wie schon auf anderen Himalaya-Expeditionen beobachtet wurde, reduziert der menschliche Körper in großen Höhen alle nicht absolut notwendigen Funktionen auf ein Minimum. So heilen z. B. Hautverletzungen auffallend langsam. Auch das Wachstum der Fingernägel und der Barthaare bleibt ziemlich stark zurück, um erst in Höhen von etwa 5000 m abwärts wieder einzusetzen. Bei langem Aufenthalt über 6000 m Höhe tritt bei den meisten eine starke Gewichtsabnahme ein; der Körper greift seine Reserven an.

Dicht vor Abschluß der Expedition stellte mich der Rückmarsch nach Kashmir noch vor eine ziemlich schwierige Aufgabe, da mehrere Mitglieder der Filmgruppe an der sogenannten *tibetischen Malaria* erkrankt waren. Es handelte sich hauptsächlich um hohe Fieberschübe bis 40 und 41 Grad, die von furchtbaren Schüttelfrösten, Erbrechen und Dysenterie-ähnlichen Durchfällen begleitet waren. Nach kurzer Zeit stellte sich ein derartiger Schwächezustand ein, daß zwei Kranke abwechselnd mehrere Tagemärsche weit von Kulis auf primitiven Tragbahren befördert werden mußten. Während längerer Zeit bestand, besonders bei einem der Kranken, Lebensgefahr. Erst nachdem wir den Zoji La überschritten hatten und durch ausgedehnte Arvenwälder und Weiden talwärts zogen, erholten sich meine Patienten langsam. Beim Einzug in Srinagar waren alle wieder einigermaßen hergestellt.

Die Zeit bis zur Abfahrt unseres Schiffes verging unheimlich rasch. Am liebsten wäre ich noch Monate in Indien herumgereist, um all die zahllosen Schönheiten dieses wirklich zauberhaften Landes zu bewundern. Wie vor einem unangenehmen Examen zählte man fast die Tage und Stunden bis zu unserer Abfahrt in Bombay. Sollte nun wirklich alles zu Ende sein! Doch das Schicksal erleichterte mir den Abschied ganz wesentlich; ich sollte auch noch die unangenehme Seite dieses Landes am eigenen Körper kennen lernen. Zwei Tage vor der Abfahrt erwischte mich noch die Dysenterie. Mit hohem Fieber wankte ich durch die sanitäre Kontrolle vor dem Schiff. Der englische Arzt musterte mich und merkte nichts von meinem Zustand – oder wollte er nichts merken? Gegen Abend löste sich der «Conte Rosso» langsam vom Pier und setzte sich in Fahrt, der untergehenden Sonne entgegen. Ich war

ganz der Sklave meines gestörten Darmes geworden, der mich zwang, durch das kleine runde Fensterchen meines Toilettenraumes Abschied von Indien zu nehmen. Aber ich werde es wiedersehen, denn ich bin rettungslos seinem Zauber verfallen.

EIN PAAR WORTE HINDUSTANI UND BALTI FÜR DEN EXPEDITIONS-GEBRAUCH

Von *Hettie Dyhrenfurth*

Ich hatte zunächst die Absicht, in der Art des ausgezeichneten Buches von *Anandram T. Shahani*, «Europeans' guide to Hindustani» (London, Crosby Lockwood & Son) eine Balti-Grammatik zusammenzustellen. Auf dem ganzen Anmarsch habe ich jeden Abend nach dem Eintreffen im Lager daran gearbeitet. Aber später im Conway-Sattel war Hadji, der Obmann der Hochträger, der einzige, der Hindustani *und* Balti sprach, und er war abends meist zu müde, um dann noch geistig zu arbeiten. Ich bin also damit nicht fertig geworden. Wenigstens wollte ich aber aus dem gesammelten Material die für den Expeditions-Gebrauch wichtigsten Worte zusammenstellen, und ich hoffe, daß dieses kleine Wörterbuch unseren Nachfolgern von einigem Nutzen sein wird.

Balti steht dem Tibetischen nahe, ist aber noch sehr wenig erforscht. Es gibt noch keinen europäischen Sprachführer, es soll sogar überhaupt noch nichts Schriftliches in diesem primitiven Dialekt geben. Deshalb war ich darauf angewiesen, die Worte phonetisch wiederzugeben. Für absolute Genauigkeit kann ich also keine Gewähr leisten.

Auch bei der phonetischen Schreibweise ergab sich eine Schwierigkeit: Ich wollte es vermeiden, von der offiziellen (englischen) Schreibweise des Hindustani abzuweichen. Darum mußte ich auch beim Balti englisch-phonetisch schreiben. Damit deutsche Leser nicht zu einer falschen Aussprache verleitet werden, ist also folgendes zu beachten:

ch wird gesprochen wie tsch, also chapati gesprochen tschapati;
ch „ „ „ ch in Bach, doch, Dach;
j „ „ „ dsch (weich), z. B. Raja gesprochen Radscha;
sh „ „ „ sch;
y „ „ „ j, z. B. Himalaya gesprochen Himálaja;
z „ „ „ weiches (stimmhaftes) s.

	Hindustani	*Balti*
Abend	sham	sham
aber	lekin	yane
Abführmittel	yelonida	yelonida
Abort, Badezimmer	gusl khana	gusl khana

	Hindustani	*Balti*
abwechseln	badli karna	badal san
Achtung, Vorsicht	khabardar	khabardar
alles	sab	sing
alt	buddha	—
ankommen	pahuncna	tonna
anzünden, zünde an!	jalana, jalao!	?, melong!
Anzug	kapra, kapre	chapullo
Apfel	seb	—
Aprikose	khubani	khubani
arbeiten	kam karna	las biasna
auch	bhi	—
auf	par	tos
aufheben	nikalna	—
aufstehen	uthna	longs
ausrutschen	shubrna	trutba
außerhalb	bahar	gokha, pirul
Bäcker	roti wala	chapati pa
Bad	gusl	kelba
Banane	kela	—
Bauch, Magen	pet	—
Befehl	hukm	kasal
Beil	chatal	istare
Berg	pahar	pahar
brauchen, nötig	cahije	cahije
Brief	citthi	shokshok
Briefmarke, Blechmarke	tikat, tikket	tikket
bring	lejao	kure song
Brot	roti	chapati, kurba
Brücke	pul	zembad
Buch	kitab	chorbu
Butter	makhan, ghi	karpo mar, ghi
danke	mahirbani	mahirbani, chazde
daß	ki	—
Decke	kammal	kar
dein	tera	kuri
Diener	naukar	naukar
dieses	yeh	byut
diese Seite	ek taraf	dikarala
Dinner	khana	khana
Dorf	gaon	lungma
dort	udar, wahan	deka
Du	tum	kiang
Ei	anda	biabyun
Eis	barf, kaka	gang
Eispickel	genti	genti
er	woh	ko
Erde	samin	sa
Esel	gadha	bumbu
essen	khana	khana
euer	tumara	nari
Fächer	pankha	—

	Hindustani	*Balti*
Fenster	kirki	barban
fertig	tayar	tayar
festmachen	lagana	nang apgiel
Fett	cherbi	chil
Feuer	ag	me
Fisch	machli	machli
Fleisch	gosht	sha
Flinte	banduk	—
Fluß	nadi, darya	luma, riamso
fragen	pucna	tristna
Frau	aurat	bustring
Frühstück	tiffin, hazri	tiffin, hazri, gio*ch*pa
Fuß	paon	—
Gabel	kanta	kanta
geben, gebe	dena, dedo	mithna, minuk, kiong
gehen, geh!	jana, jao!	altòs, song!
Geld	paisa	paisa
Gemüse	sabzi	sabzi
genug	bas	zat
Gepäck	asbab, bundobast	bundobast, sing
gestern	kal	gunde
Gras	ghaz	—
groß	bara	alcho, choko
gut	accha, shabash	yaya, tik, lea*ch*mong
Hammel	beru	postron
Hammer	martul	—
Handschuh	dastana	dastana
Hauptmann	jemedar, kumedar	je, edar
Haus	ghar	nang
heiß	garam	satpa
Herr	Sahib	Hazur
heute	aj	drin
hierher	idhar	dika
hinten	piche	za
hoch	uncha	tunmo
Holz	lakri	shing
hören	sunna	gossa
Hose	patlun	zeno
Huhn	murgi	biong
Hund	kutta	ki
Hunger	bukh	sto*ch*set
Hut, Tropenhelm	topi	topi
ich	ham	nga
ich weiß	hamko malum hai	nga la chabar yut
ich werde geben	ham dengi	nga minuk
in	men	piung
innerhalb	andar, bidher	nanung, nangnuryut
ist	hai	yot
ja	hah	yot, ji
Jahr	sal, baras	lokor
jenes	woh	do
jetzt	abhi	dosse

	Hindustani	*Balti*
Kaffee	kawa	kawa
kalt	thanda	da*ch*mo, gia*ch*mo
Kanne	pochi	—
Kartoffel	alu	alu
Käse	panir	—
Kerzen	mumbatti	mumbatti
Kilo	ser	ser
Kiste	bakas	bakas
klein	chota	zunze
klettern	charna	tilit
Koch	khansama	siri
kochen	stukana	haziri
kommen, komm	ana, ao	ongna, ong
Kopf	sirr	go
krank	bimar	netpa
Lager	camp, dara	brangsa
Lampe	batti	batti
langsam	asti, asti	kule
leicht	halka	yamo
Löffel	chamcha, chamach	paron
Lunch	tiffin	tiffin
Mach Deine Arbeit	kam karo	las bios
machen	karna	bios
Magen	pet	—
Mann	admi	mi
Medizin	dawai	dawai
Mehl	ata	ata
mein	mera	nari
Messer	chhuri	chhuri
Milch	dudh	onga
morgen, übermorgen	kal, parson	snangla, gio*ch*pa
morgens	fajar ko	gio*ch*pa
Moskitonetz	machardani	—
müssen	hona, parna	—
Mutter	mata	mata
nach, später	piche	jukduk, zala
Nacht	rat	zan
Nagel	nakhun	—
nah	nazdik	neyor, zamze
Name	nam	nenta*ch*
Name des Vaters	bap ko nam	bap ko nam
Nebel	dua	dudpa
nein, nicht	nahin, mat	met, ma
oben	upar	tokto
Obst	mewa	chuli
Öl, Benzin	tel	mar
öffnen, öffne	kolna, kolo	?, chol
Papier	kagaz	shokshok
Pfanne	rikabi, degchi	—

	Hindustani	*Balti*
Pfeffer	kali, mirch	mirch
Pferd	gora	porong
Post	dak	dak
Postbote	dak wala	dak pa
Rauch	duha	dutna
rauchen	pina	tunget
Regen	pani, menh	sherpa
Reis	safar, cawal	—
rennen	daurna	urdung
rufen	baulana	skazerna
Salz	namak	nemek
sauber	saf	lea*ch*mo
sauber machen	saf karna	lea*ch*mo bios
sauer	katta	—
Schatten	sheia	bianga
Schaufel	balca	—
schicken	bejna	kaletong
schlafen	suna	nyitlokna
Schlafsack	bistra	bistra
schlecht	kharab	chaman, shishik
schließe	band karo	ka chut
Schloß	tala	sima
Schlüssel	chabi	linik, chabi
Schnee	barf	ka
Schneider	darzi	hilam
schnell	jaldi	sho*ch*mo
schon gut	shabash	shabash
schreiben	likhna	bistna
Schuhe	juti	juti
Schüssel	rikabi	—
Schwein	suar	—
schwer	bara, mushkil	mutpo, krokish
sehen, sieh!	dekhna, dekho!	stok, stos!
sehr	bahut (bot)	legi
Seil	rassi	tagba
Serac	surac	—
Setz Dich	bas	duk
sie	woh	nga
sind	hain	yot
sofort	ekdam, jaldi	lei shokmo
Sonne	suraj	yonga
sprechen, sprich	bolna, bolo	serna, ser
Stein	patar	urdua
sterben	marna	—
Stock, Peitsche	lakri	lakri
Strumpf	moza	moza
Suppe	shorba	solva
süß	mita	—
Tag	din, roz	nyima
Tal	dun	sgo ?
Tasse	piyala	piyala

	Hindustani	*Balti*
Tee	cha	cha
Telegramm	tar	tar
Teller	plate (englisch), rikabi	—
tief	niche	turu
trinken	pina	thuing
Tür	darwasa	sgo
Uhr, Stunde	ghanta	ghanta
unser	hamara	kuri
unten, hinab	niche	turu
Vater	bap	bap
viel	bahut = bot	eshemiot
von	se	nang, tos
vor (Raum)	age	dunnu
vor (Zeit)	pahle	gupa
Vorsicht	khabardar	hushar
wann?	kab?	nam?
warme Kleidung	garm kapre	garm kapre
warte	sabr karo, tahiro	duk, kochi duk
warum?	kiswaste?	ciphila?
Wäscher	dhobi	dogu
Was ist los?	kya hai?	du chi song?
Wasser	pani	chu
wecken	jagana	—
Weg	rasta	lam
weg! mach, daß Du fort-kommst!	jao	altòs
weglaufen	chhorna, bhag-jana, daurna	—
weit	dur	taring
wer?	kaun?	diu?
werfen	phenkna	pong
Werk	kam	las
wie spät?	kitne baje hain?	baja zam song?
wie teuer?	kitna paisa?	zam paisa?
wie weit?	kitni dur?	zamze taring yut?
wir	ham	ko
wo?	kidhar?	namza, tonuk?
Zelt	tombu	arba
Zeltpflock	make	—
Ziege	bacri, f. barca, m.	rabak
Zu, gegen	ke pas	la guet
Zucker	chini	kara
zuerst	pahle	giochze
Zündholz	diasalai, matchis	matchis

	Hindustani	*Balti*
1	ek	chik
2	do	nis
3	tin	sum
4	char	bschi
5	panch	agha
6	chhe	truk
7	sath	obdun
8	ath	bget
9	nau	urgu
10	das	pshin
11	gyarah	tshishik
12	barah	tshongas
13	terah	tshuksum
14	chaudah	tshubji
15	pandrah	tshoga
16	solah	tshuruk
17	satrah	tshubdun
18	atharah	tshobgyet
19	unis	tshiurgu
20	bis	nishu
21	bis par ek	nishu sak chik
22	bis par do, etc.	nishu sak nis etc.
30	tis	sunchu
40	chalis	nishu nis
50	pachas	rabni
60	sath	nishni sum
70	sattar	nishu sum na pshin
80	assi	nishu bshi
90	nauwe	nishu na bshiu
100	sau	abgea
1000	hazar	sto chik

FUSS-METER-TABELLE

1 foot = 0,304797 m
1 m = 3,28087 feet.

2 ft.	= 0,6096 m	21 000 ft.	= 6 401 m
3 „	= 0,9144 „	21 500 „	= 6 553 „
4 „	= 1,2192 „	22 000 „	= 6 705 „
5 „	= 1,524 „	22 500 „	= 6 858 „
6 „	= 1,8288 „	22 967 „	= 7 000 „
7 „	= 2,1336 „	23 000 „	= 7 010 „
8 „	= 2,4384 „	23 295 „	= 7 100 „
9 „	= 2,7432 „	23 500 „	= 7 163 „
10 „	= 3,048 „	23 623 „	= 7 200 „
3 281 „	= 1 000 „	23 951 „	= 7 300 „
6 562 „	= 2 000 „	24 000 „	= 7 315 „
9 842 „	= 3 000 „	24 279 „	= 7 400 „
10 000 „	= 3 048 „	24 500 „	= 7 467 „
11 000 „	= 3 353 „	24 607 „	= 7 500 „
11 483 „	= 3 500 „	24 935 „	= 7 600 „
12 000 „	= 3 657 „	25 000 „	= 7 620 „
13 000 „	= 3 962 „	25 263 „	= 7 700 „
13 124 „	= 4 000 „	25 591 „	= 7 800 „
14 000 „	= 4 267 „	25 919 „	= 7 900 „
14 500 „	= 4 420 „	26 000 „	= 7 925 „
15 000 „	= 4 572 „	26 248 „	= 8 000 „
15 500 „	= 4 724 „	26 500 „	= 8 077 „
16 000 „	= 4 877 „	26 576 „	= 8 100 „
16 405 „	= 5 000 „	26 904 „	= 8 200 „
17 000 „	= 5 181 „	27 000 „	= 8 230 „
17 500 „	= 5 334 „	27 232 „	= 8 300 „
18 000 „	= 5 486 „	27 560 „	= 8 400 „
18 500 „	= 5 639 „	27 888 „	= 8 500 „
19 000 „	= 5 791 „	28 000 „	= 8 534 „
19 500 „	= 5 944 „	28 216 „	= 8 600 „
19 686 „	= 6 000 „	28 544 „	= 8 700 „
20 000 „	= 6 096 „	28 872 „	= 8 800 „
20 500 „	= 6 248 „	29 002 „	= 8 840 „ (alte Everest-Messung)
		29 142 „	= 8 882 „ (neue Everest-Berechnung).

ABBILDUNGEN

1. Am Dal-See bei Srinagar. Der Hügel im Hintergrund trägt das alte Fort. Die Pir Panjal-Kette in der Ferne leuchtet noch im winterlichen Schnee. Es ist der über 3000 Meter hohe Bergwall, der Kashmir, «das glückliche Tal», von der glutheißen indischen Tiefebene trennt.
Phot. Angst

2. Im Packhof von Nedou's Hotel (Srinagar) wird eifrig gefilmt. «Interessante Einstellung» der drei Kameramänner Angst, Friedl und Ertl. *Phot. Dyhrenfurth*

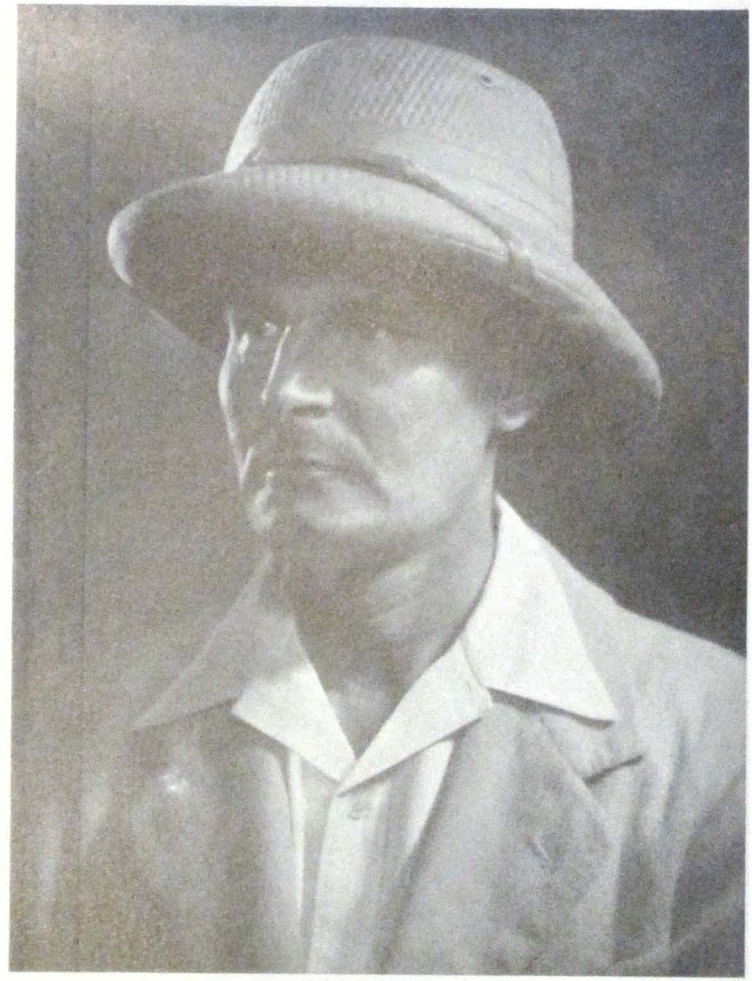
3. Auch Dr. Winzeler ist emsig bei der Arbeit und untersucht gerade Chota Sultana (= «der kleine Sultana»), einen unserer besten Kashmiri-Diener, auf seine Hochgebirgs-Tauglichkeit. *Phot. Ertl*

4. Die Teilnehmer der «I.H.E. 1934» auf S.S. Conte Rosso. Von links nach rechts stehend: Dr. Winzeler, Frau Hettie Dyhrenfurth, Prof. Dr. G. O. Dyhrenfurth, Gustav Diessl, Hans Ertl, Andrew Marton und Albert Höcht. – Sitzend: James Belaieff, Fritz von Friedl, Richard Angst, Frau Jarmila Marton, Ing. Piero Ghiglione und André Roch. *Phot. Angst*

5. Gustav Diessl. *Phot. Angst*

6. Junge Tibeterin aus Lamayuru. Der Kopfschmuck, ein bei Mädchen schmales, bei Frauen breites Band auf dem Haar, ist mit Türkisen besetzt. *Phot. Angst*

7. Frau Hettie Dyhrenfurth. *Phot. Vogel-Sandau, Berlin*

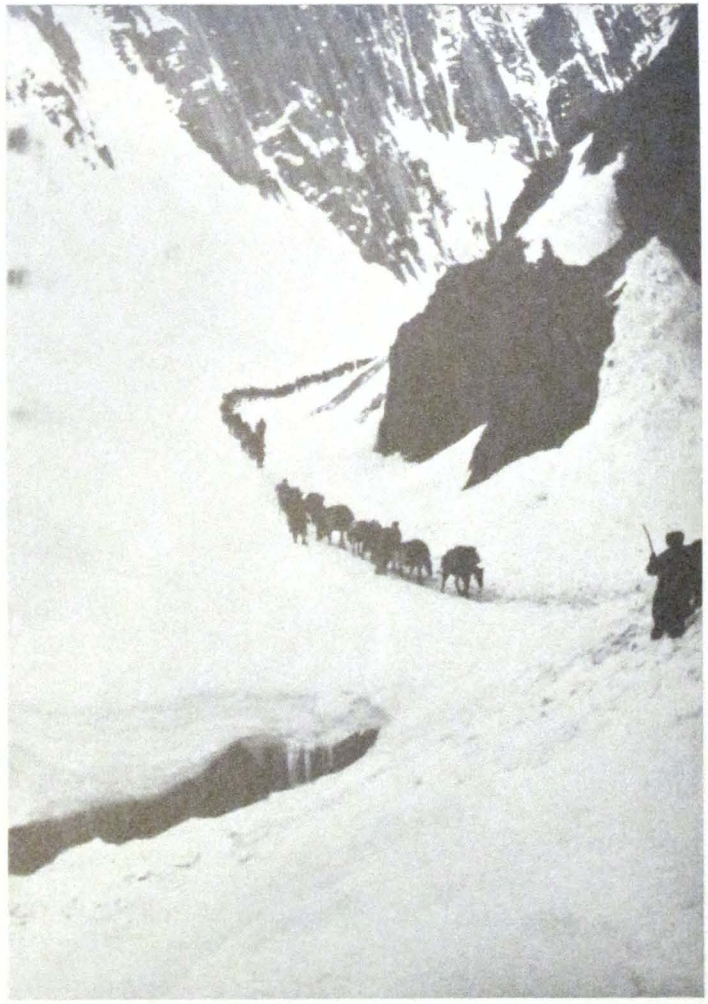


8. Prof. Dr. Günter Oskar Dyhrenfurth. *Phot. Vogel-Sandau, Berlin*

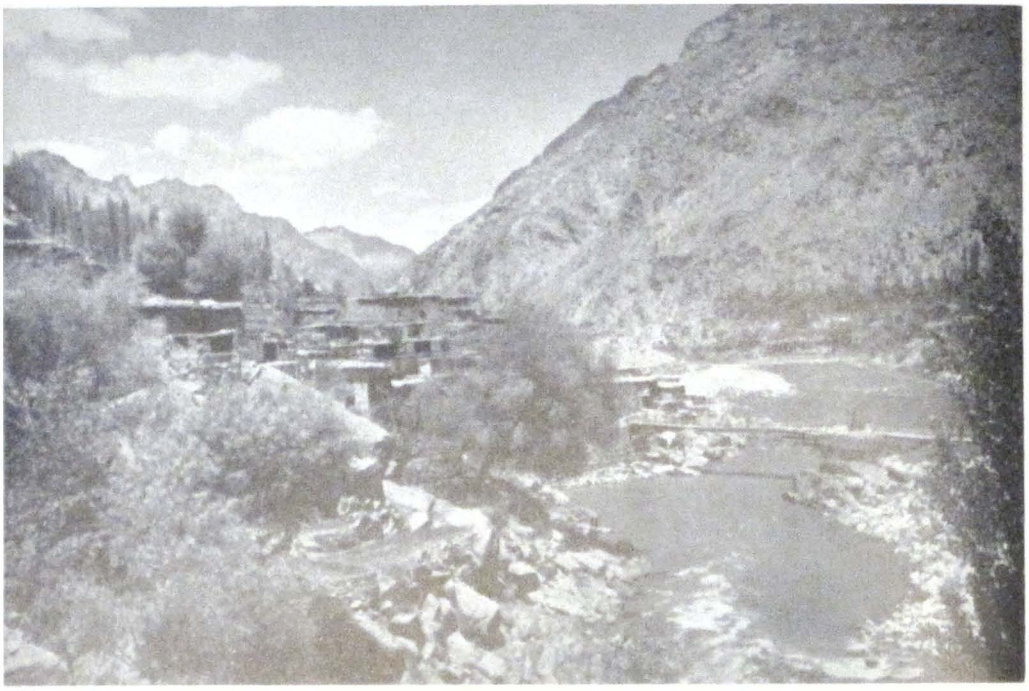
9. Film-Arbeit in den zauberhaft schönen Gärten der Moghul-Kaiser am Dal-See. Diessl mit der «Diva» von Srinagar. *Phot. Ertl*

10. «Memsahib» mit den vier Schönen aus dem Dancing. *Phot. Dyhrenfurth*

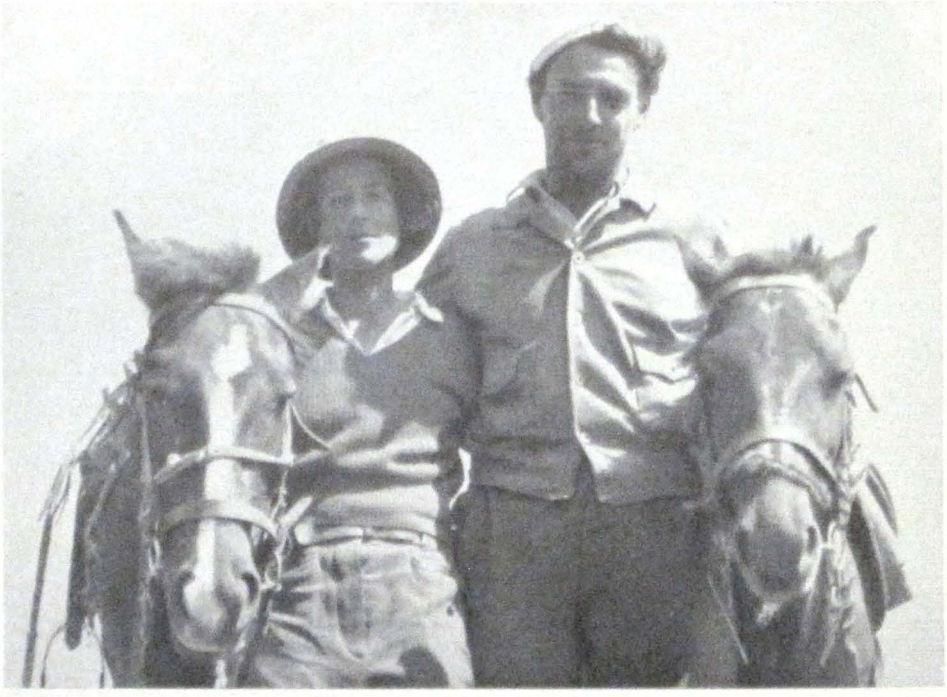
11. Altertümliche Ochsenkarren fahren durch die malerischen Pappel-Alleen von Kashmir. *Phot. Ertl*



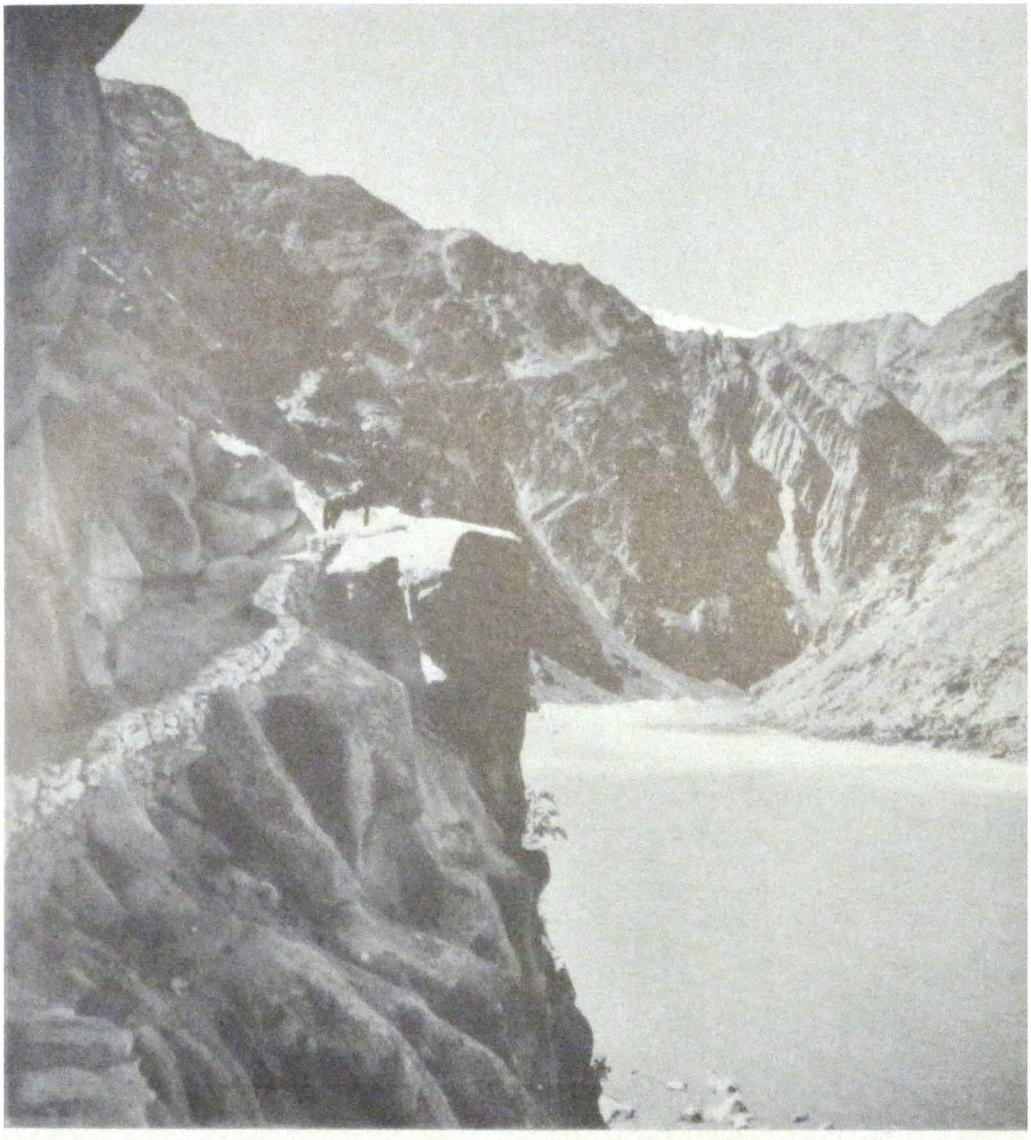
12. Der Zoji La (3527 m) muß mit der ganzen Karawane noch im Morgengrauen überschritten werden. *Phot. Dyhrenfurth*



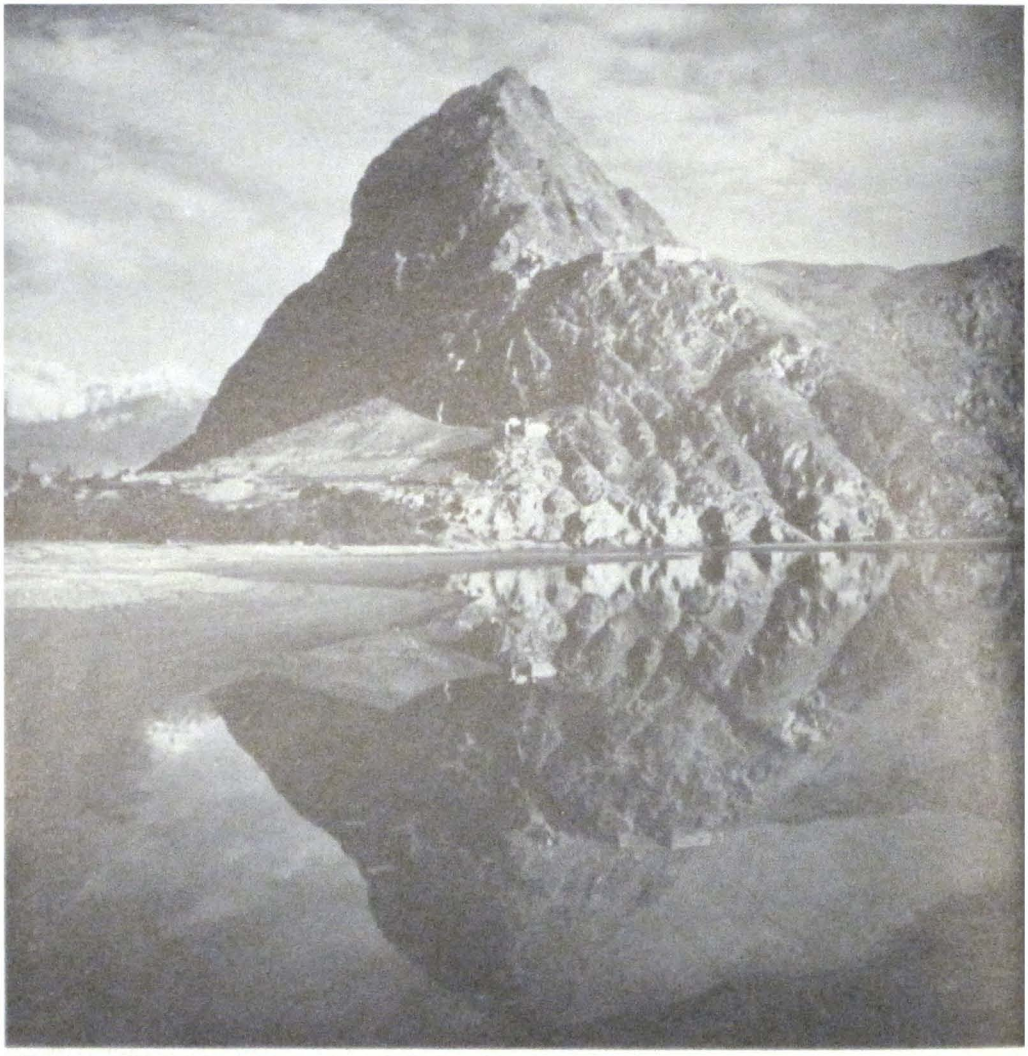
13. Kargil, die schön gelegene «Hauptstadt» der Landschaft Parik. *Phot. Dyhrenfurth*



14. Memsahib und Hans Ertl auf Nachhut in Baltistan. *Phot. Ertl*

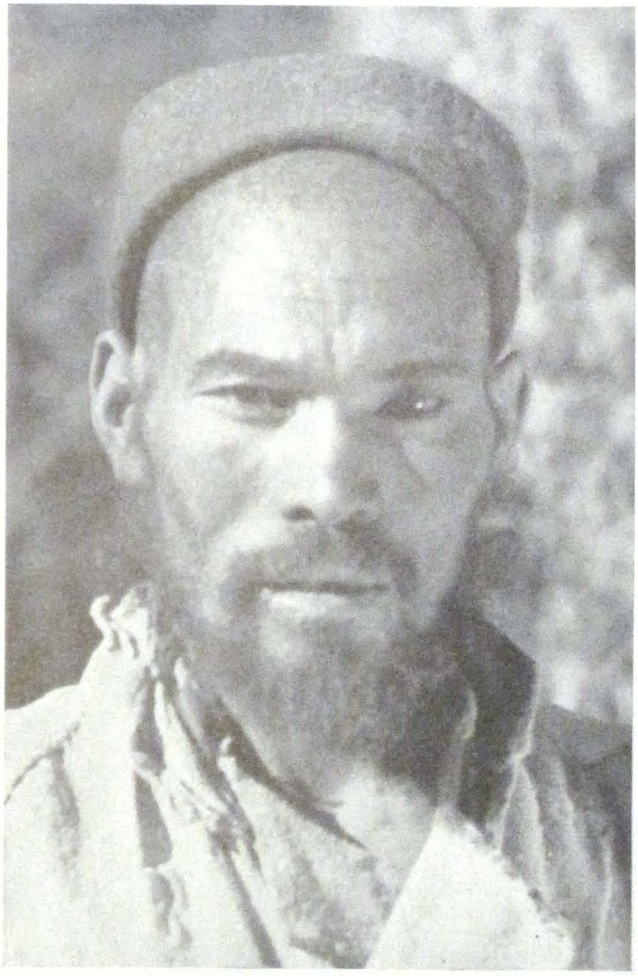


15. Durch die gewaltigen Schluchten des Suru geht es hinunter ins Industal. Die meisten Ponies gehen mit Vorliebe auf der Außenkante des oft recht luftigen Weges, «was von den Geiern mit Interesse verfolgt wird» (Diessl). *Phot. Angst*



16. Die Oase von Skardu, der Hauptstadt von Baltistan. Sehr charakteristisch ist der ganz isoliert im breiten Industal aufragende Felsklotz mit dem alten Fort. Im Vordergrund ein toter Arm des Indus, den wir zu unserem Badeplatz erwählt hatten. *Phot. Angst*

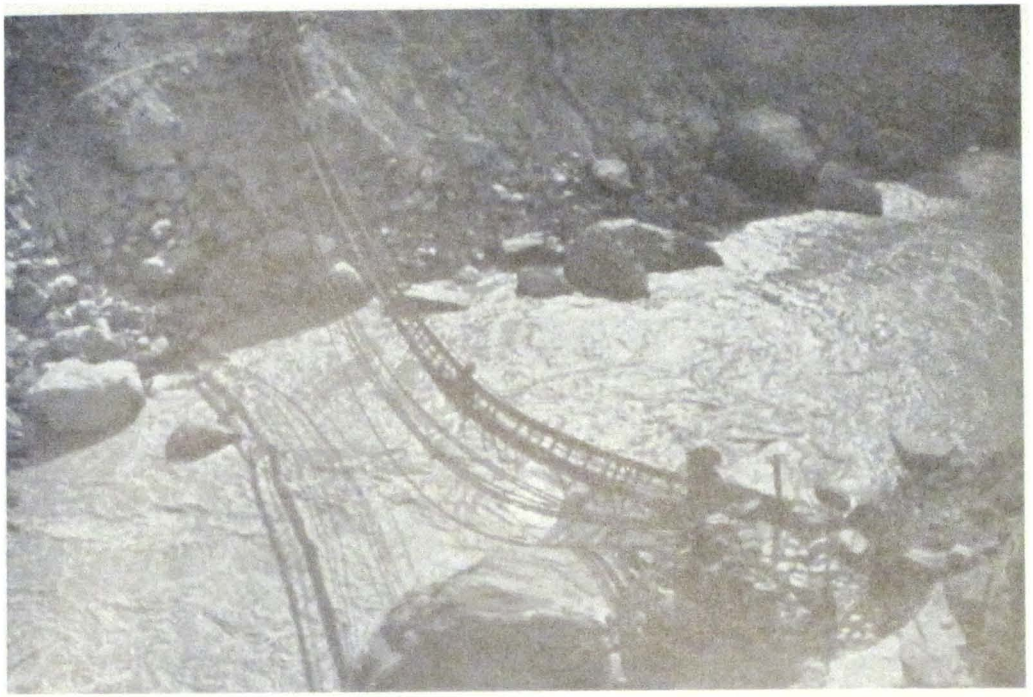
17. Ibrahim, «der lachende Philosoph», einer unserer treuesten Hochträger. *Phot. Ertl*



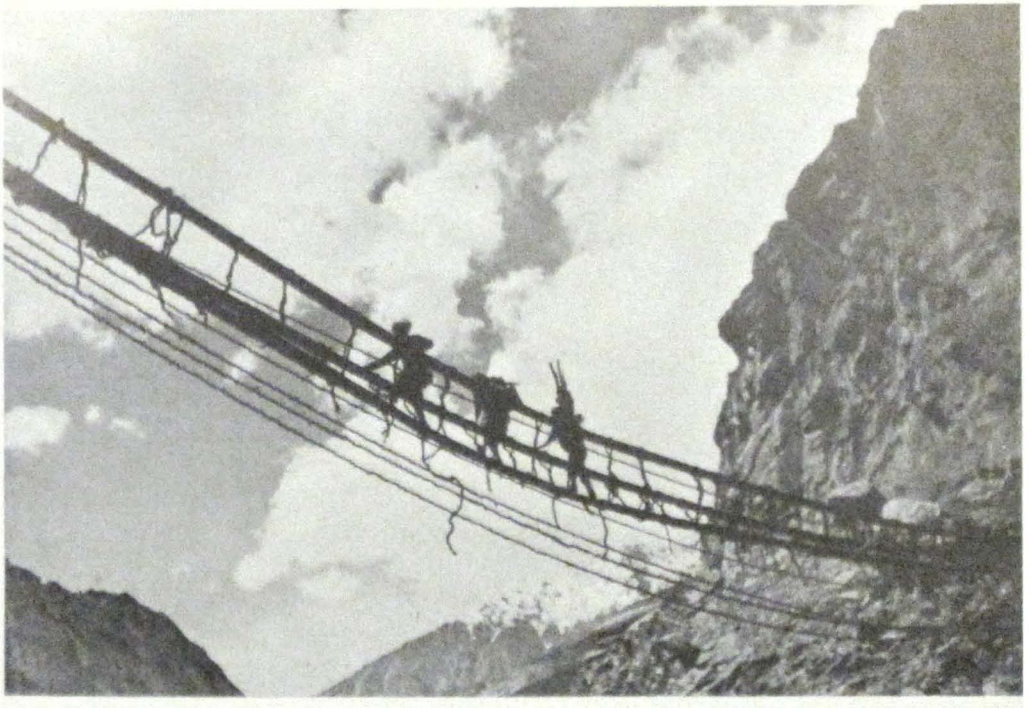
18. Dalib, ein seelensguter Kerl, der vom Brotbäcker zum «Filmstar» befördert wurde und mit großer schauspielerischer Begabung die Rolle des menschlichen Dämon verkörperte. *Phot. Ertl*

19. Bei Dassu wird ein Ziegenbalg-Floß für die Überquerung des Braldoh-Flusses hergerichtet. Ein Kuli (rechts) bläst die Schläuche auf. Der junge Abdullah, unser neuer tüchtiger Shikari, beaufsichtigt die Arbeit. *Phot. Dyhrenfurth*

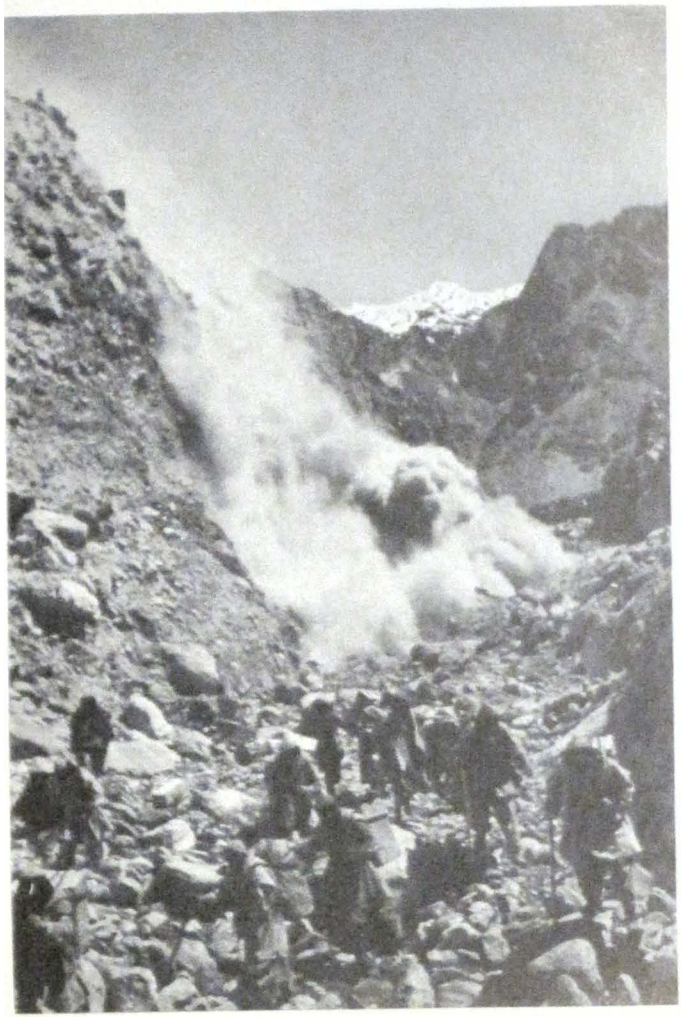
20. Oft muß man aber auch durchwaten. Bara Sahib nimmt wieder einmal ein Bad. *Phot. Dyhrenfurth*



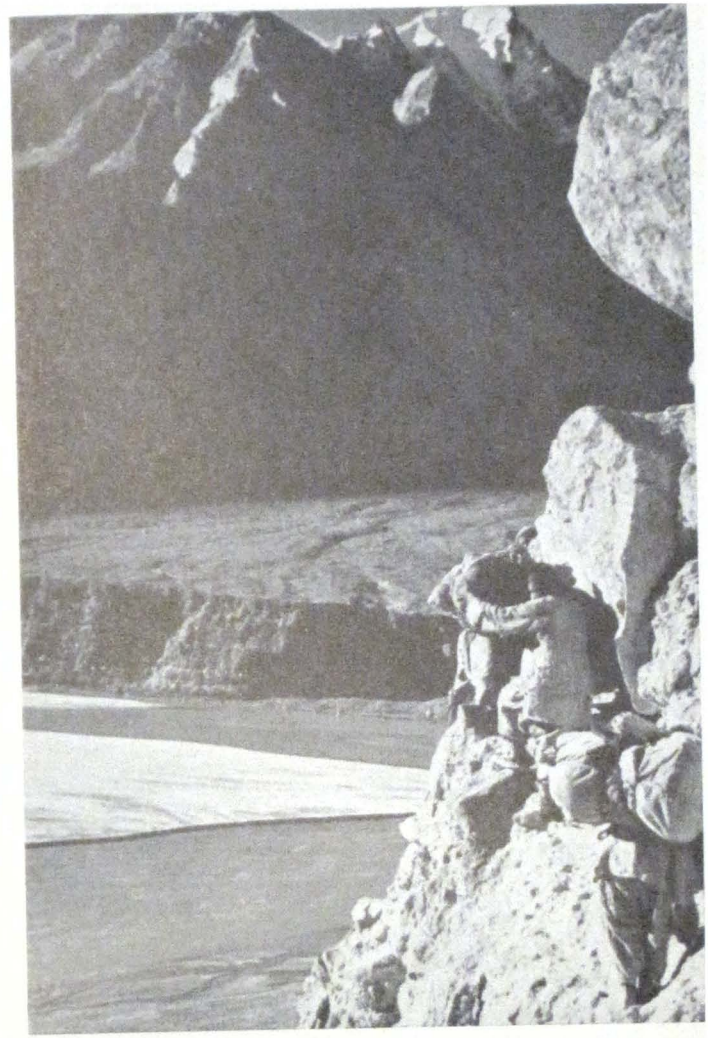
21. Die aus Weiden- oder Pappelzweigen geflochtenen Seilbrücken von Kashmir sind mit Recht berühmt. *Phot. Dyhrenfurth*



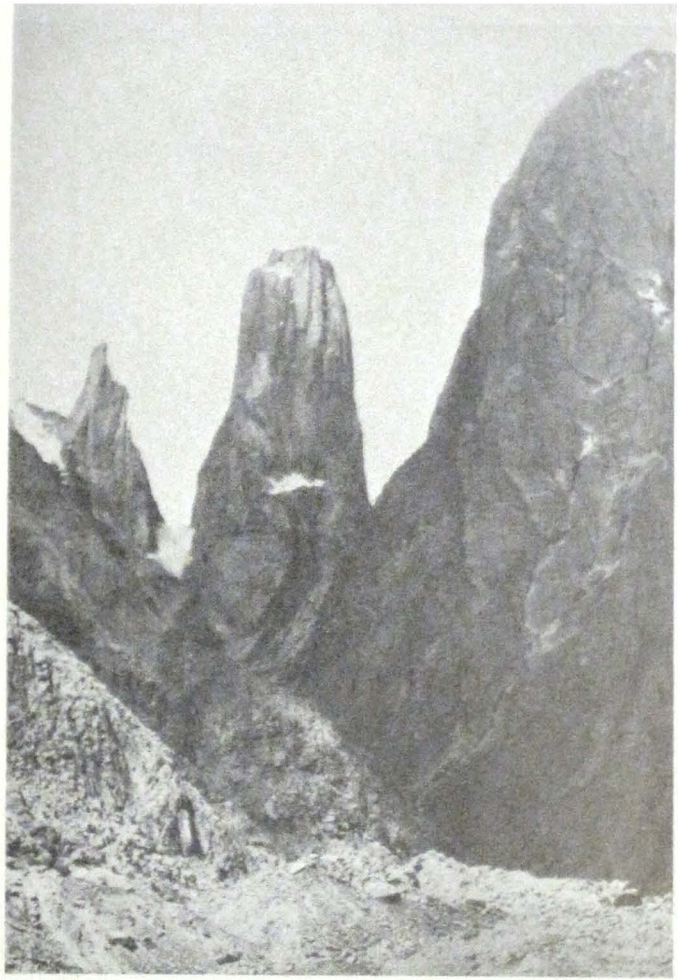
22. Hoch über dem schäumenden Braldoh spannt sich der äußerst luftige Steig. *Phot. Dyhrenfurth*



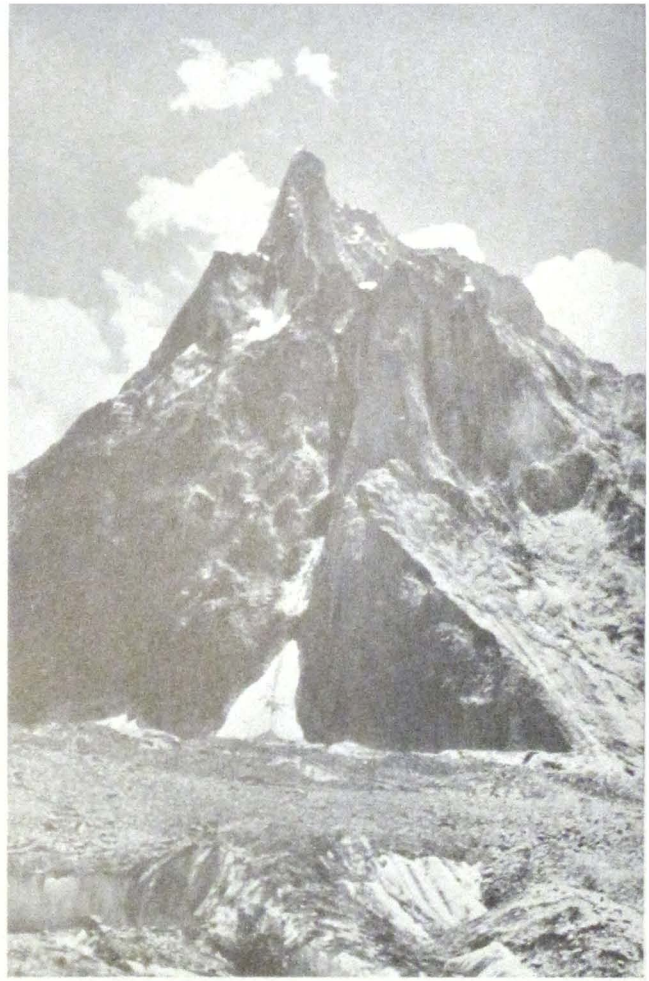
23. Gefährliche Film-Arbeit bei Askole: In einem steilwandigen Tobel flüchten die Träger vor einer gewaltigen Stein- und Staublawine. *Phot. Dyhrenfurth*



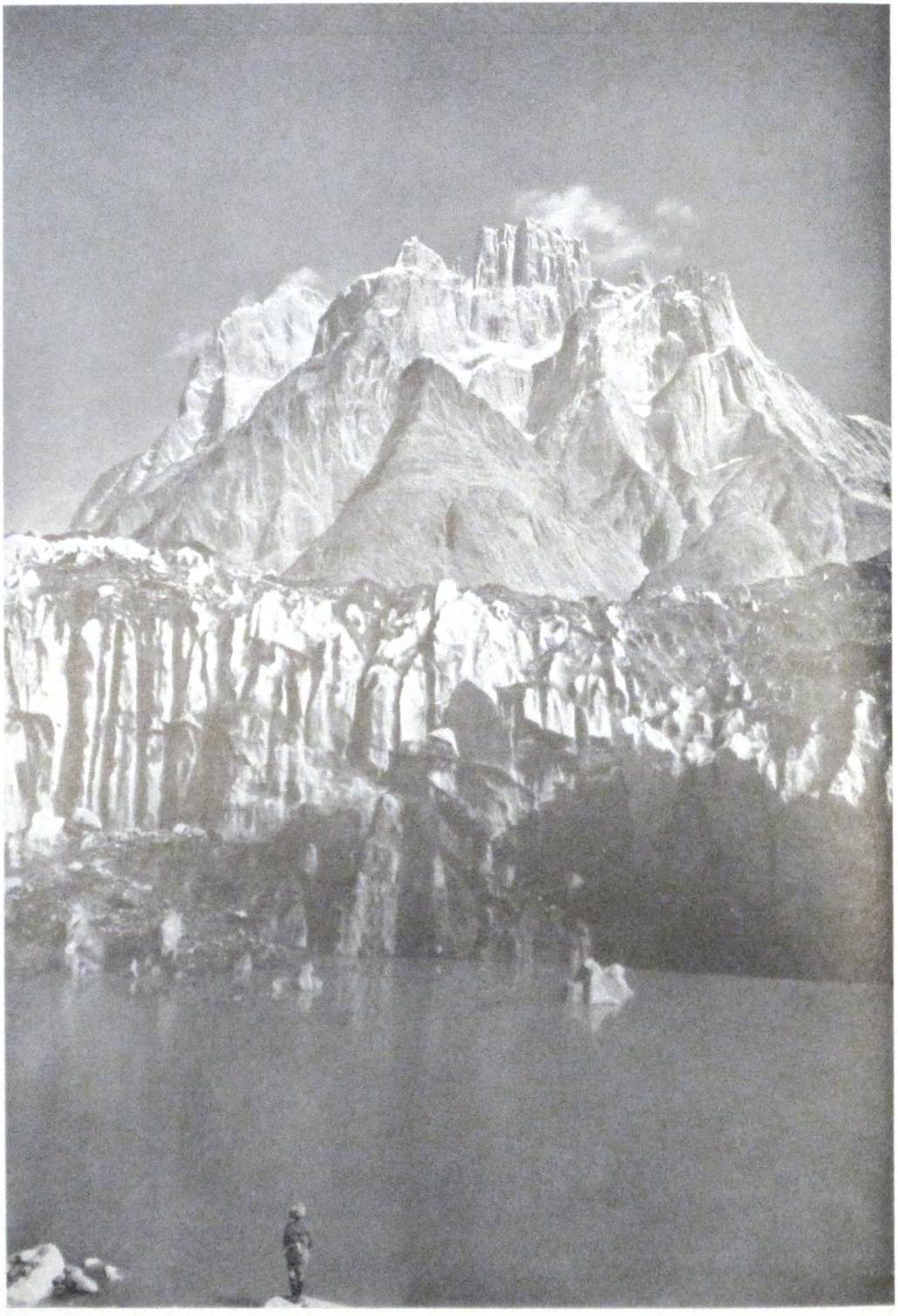
24. Zwischen Bardumal und Paiju wird der «Weg» stellenweise zur ausgesetzten Kletterei. *Phot. Ertl*



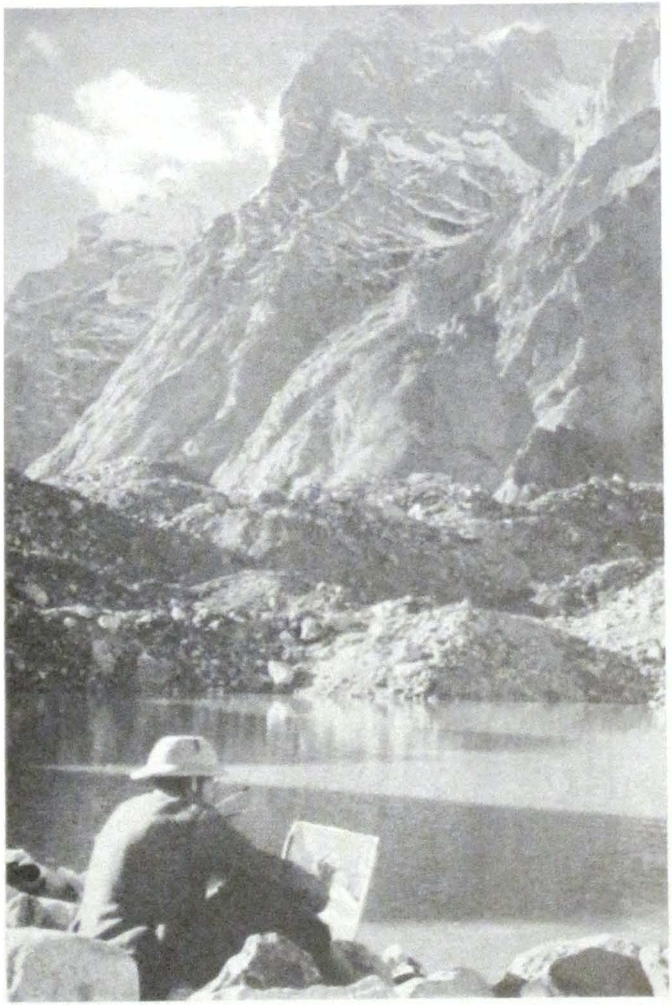
25. Am Eingang zum Baltoro stehen als ungeheure Torwächter die Tramgo-Türme. Diese gegen 6000 m hohe Riesen-Ausgabe der «Guglia di Brenta» erhebt sich noch rund 2000 m über den unteren Baltoro-Gletscher. *Phot. Dyhrenfurth*



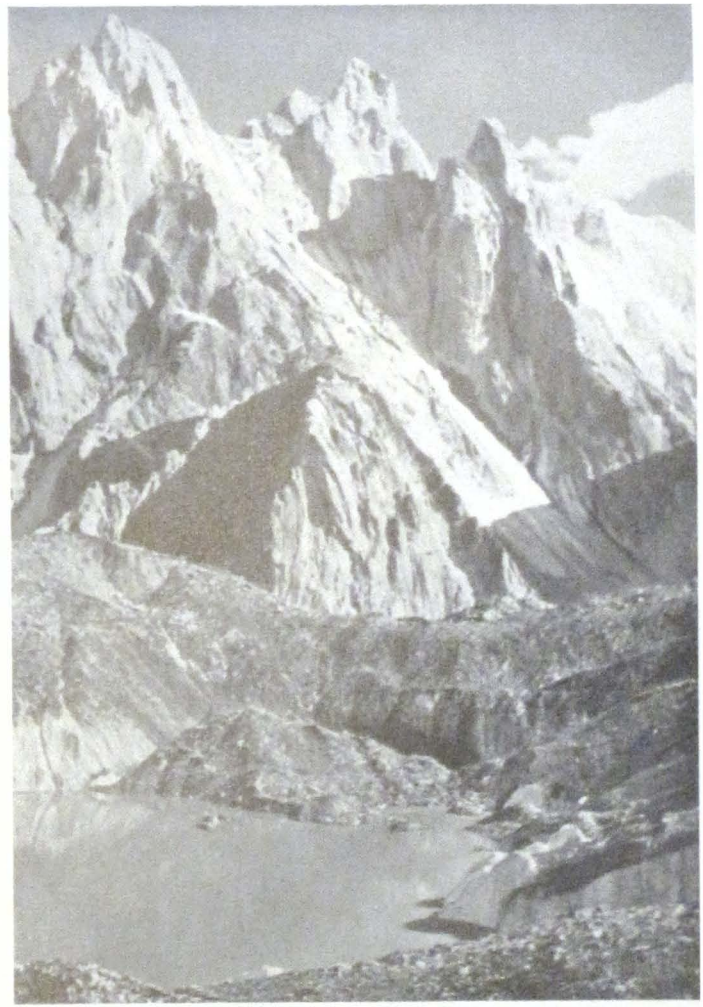
26. Eine der vielen namenlosen Kalkzinnen am Südufer des mittleren Baltoro. *Phot. Dyhrenfurth*



27. Kleiner Gletschersee am Rande des Baltoro bei Liligo. *Phot. V. Sella 1909*

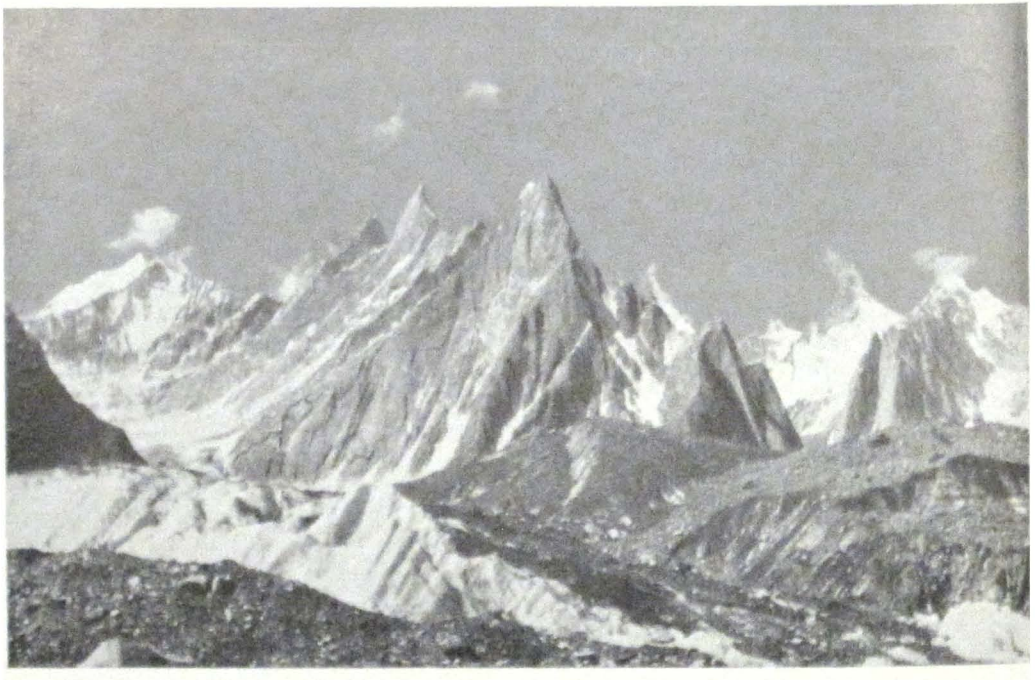


28. Bei Liligo. André Roch ist nicht nur Bergsteiger und Ingenieur, sondern auch Maler. *Phot. Ertl*



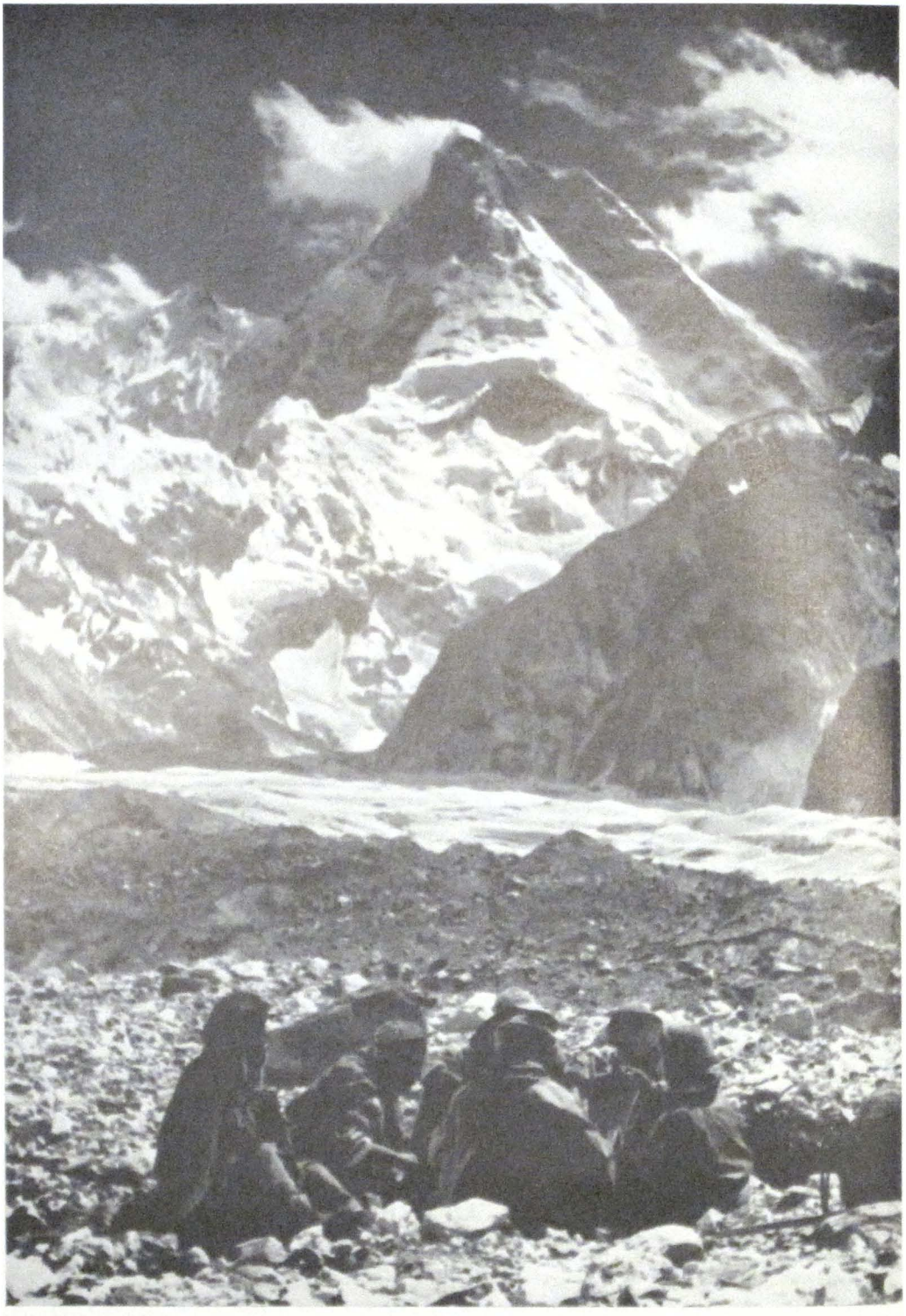
29. Der untere und der mittlere Baltoro trägt auf seinem breiten Rücken viele kleine Seen, in denen sich kühn geformte Kalkberge spiegeln. *Phot. Dyhrenfurth*

30. Memsahib und Bertl Höcht in Rodokas. *Phot. Ertl*



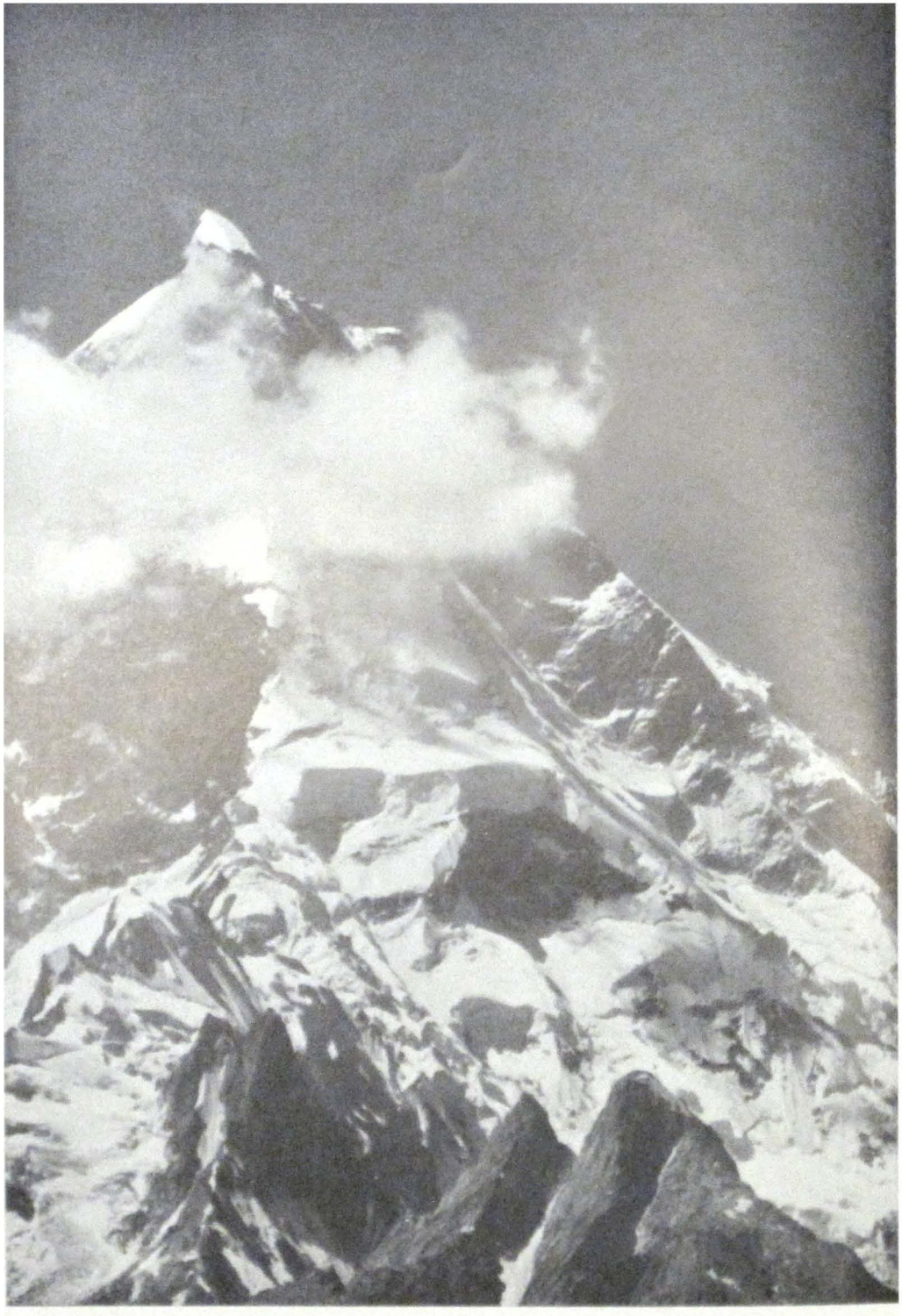
31. Am mittleren Baltoro. *Phot. Dyhrenfurth*

32. Abendstimmung in den Tramgo-Türmen. Diese an Kühnheit mit den Dolomiten wetteifernden, rund 6000 m hohen Kalkzinnen flankieren den unteren Baltoro auf der Nordseite. *Phot. Angst*

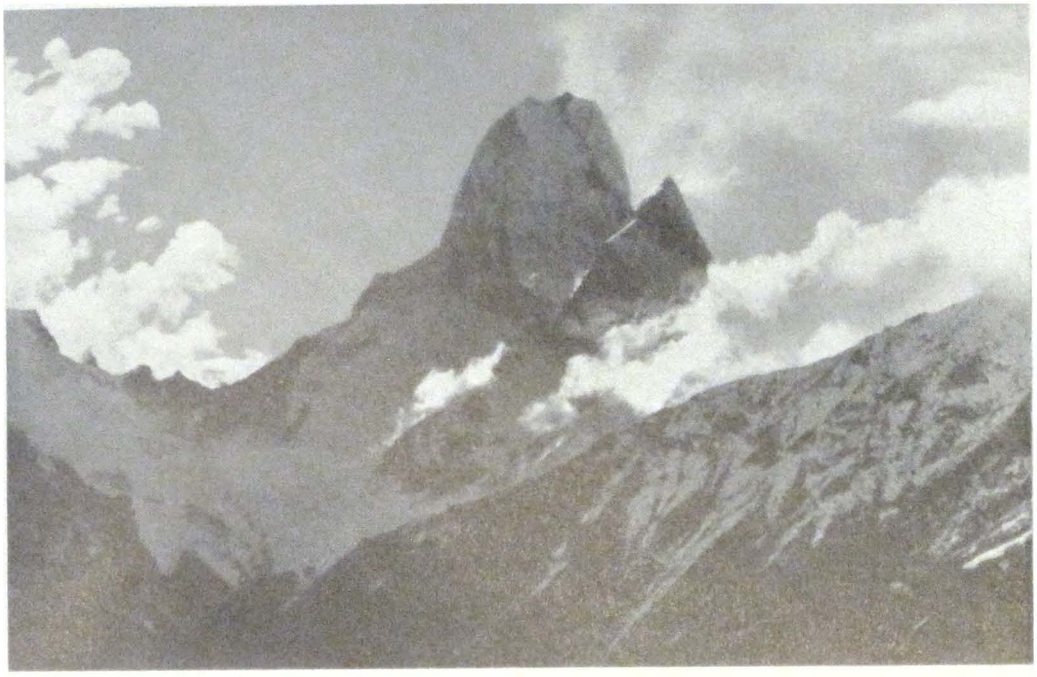


33. Masherbrum (7821 m) aus 10 km Entfernung. Die scharfe Spitze des ungeheuren Berges erhebt sich rund 3600 m über den flachen Mundu-Gletscher zu Füßen der Nordwand.
Phot. Dyhrenfurth

34. Das ganze Masherbrum-Massiv aus 16 km Abstand. Der Baltoro trägt auf seinem mächtigen Schuttmantel im Vordergrund isolierte kleine Eisberge, das sogenannte Zacken- oder Büßer-Eis. *Phot. Dyhrenfurth*

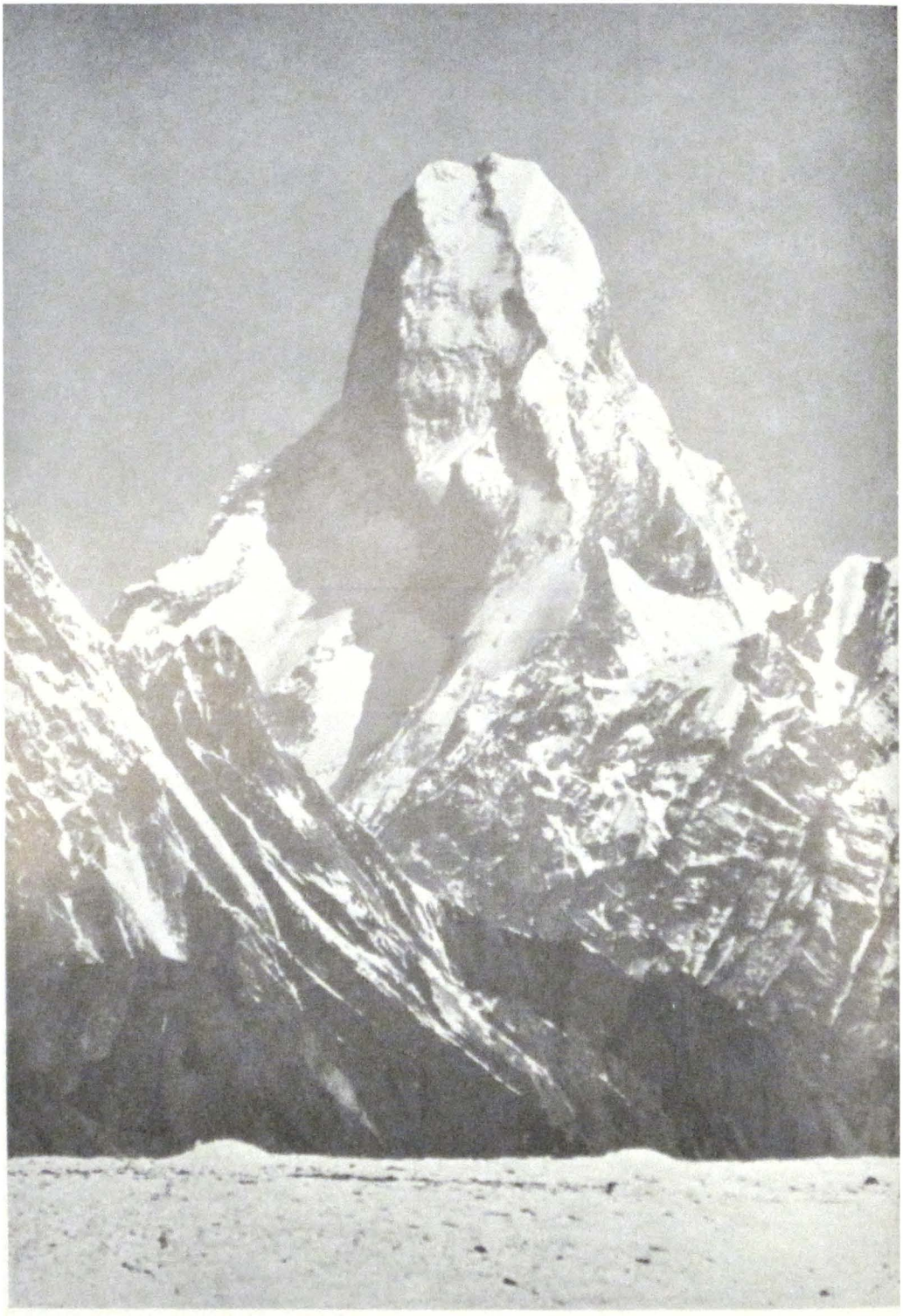


35. Tele-Aufnahme des Masherbrum (7821 m) aus 19 km Entfernung. (Mit Leitz Hektor f = 13,5 cm). *Phot. Dyhrenfurth*

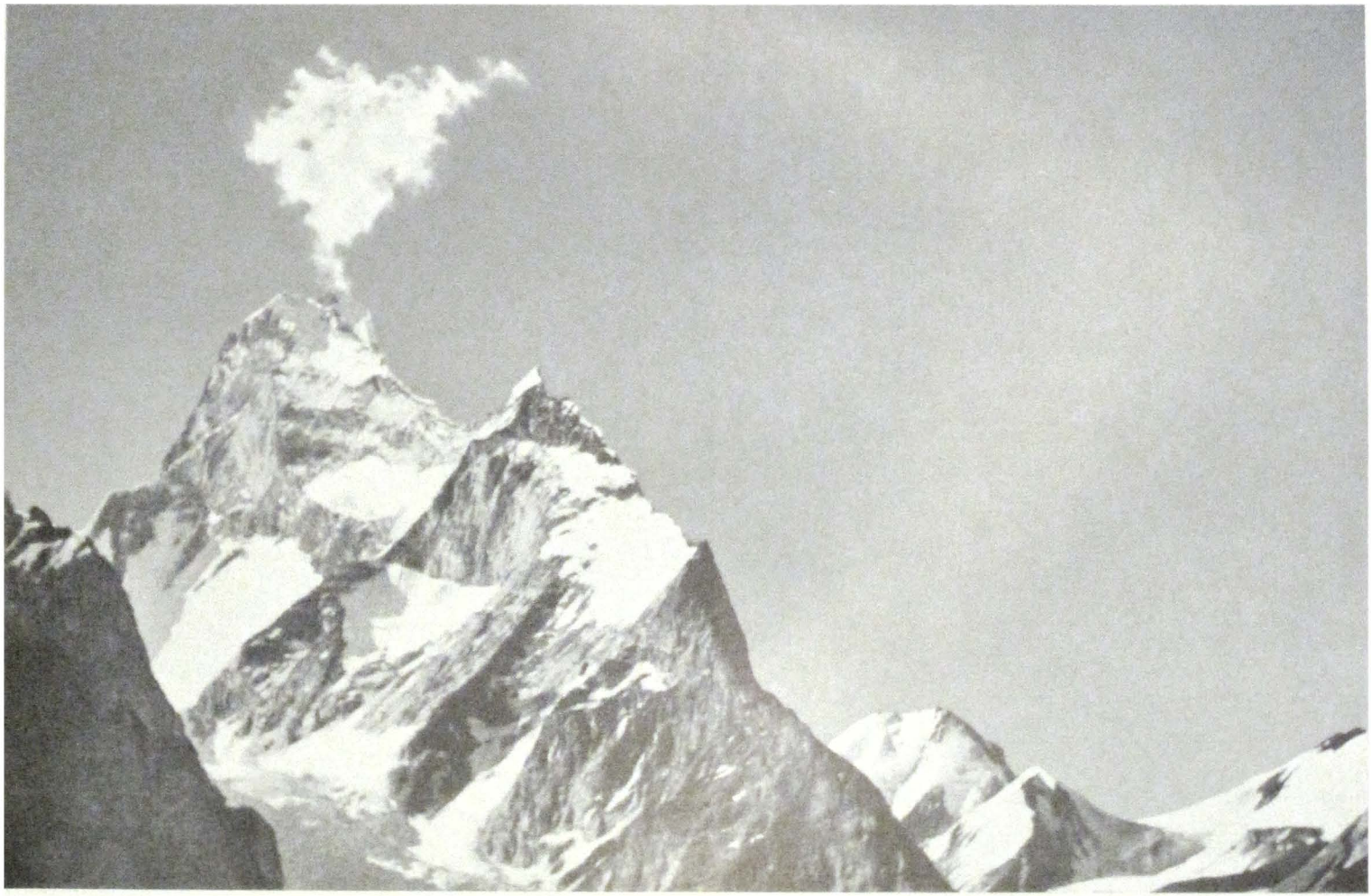


36. Abendstimmung am Mustagh Tower. *Phot. Dyhrenfurth*

37. Das ganze Masherbrum-Massiv von der gleichen Stelle wie Bild 35. (Mit Leitz Elmar f = 3,5 cm.) Der Vergleich beider Aufnahmen zeigt, welches Stück des Sockels bei Nr. 35 noch fehlt. *Phot. Dyhrenfurth*



38. Mustagh Tower (7273 m), Tele-Aufnahme vom Westfuß des Golden Throne, d. h. aus fast 35 km Entfernung. *Phot. V. Sella 1909*

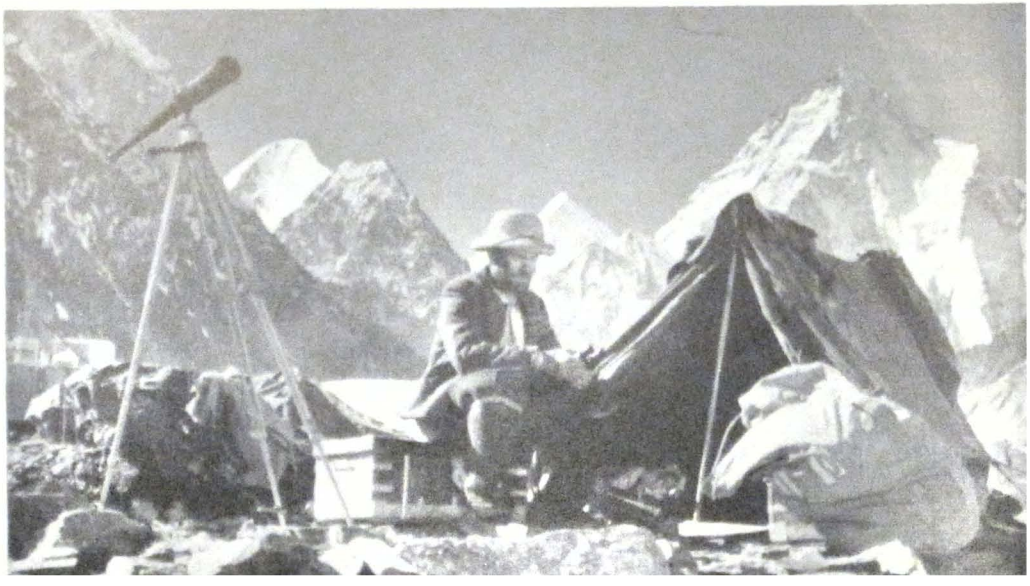


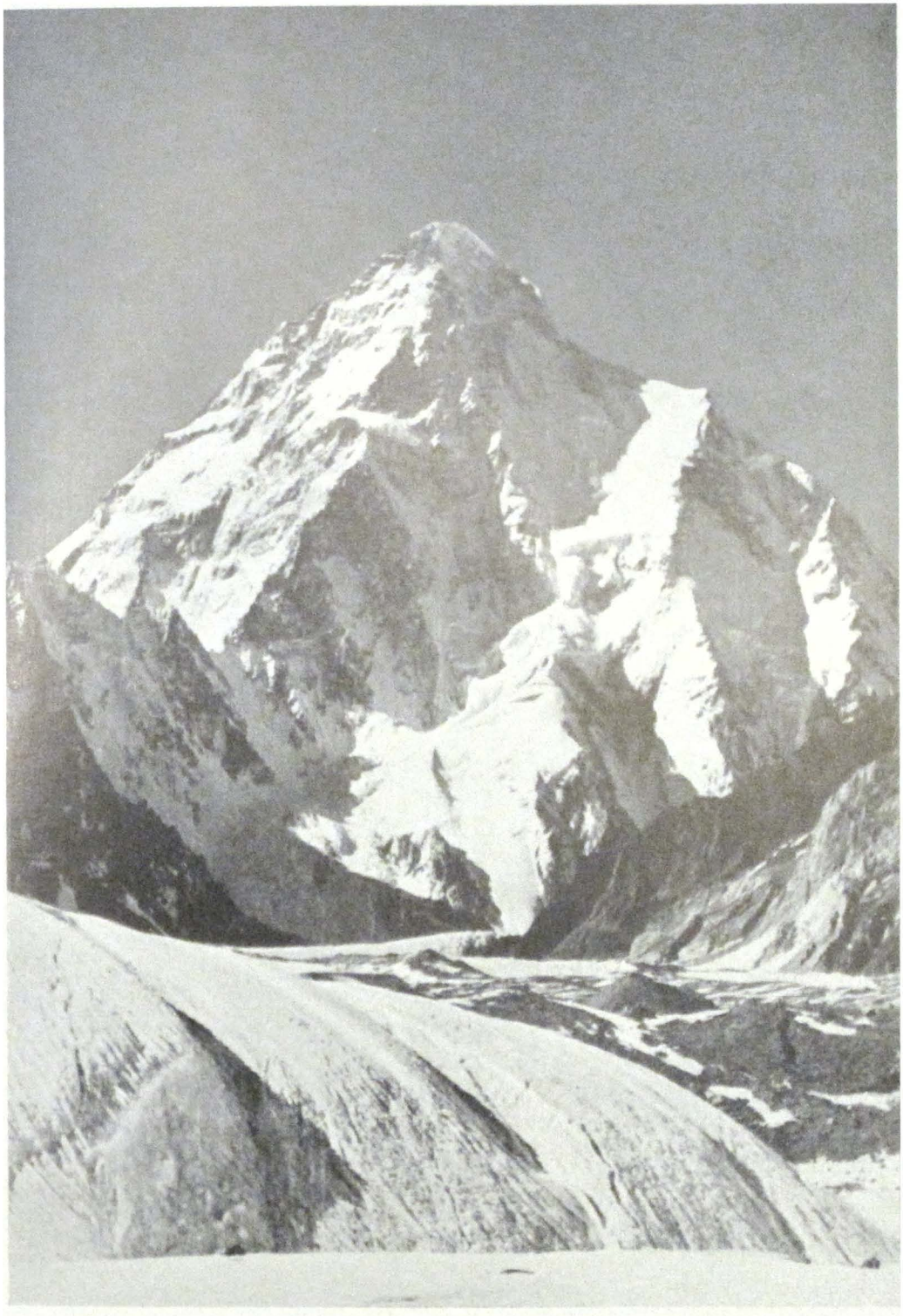
39. Mustagh Tower (7273 m) von Süden. Die Wandlung gegenüber der idealen Turmgestalt von Nr. 38 ist staunenswert. *Phot. Dyhrenfurth*

40. Zwischen Lager 2 und Concordia. Der von links einmündende Seitengletscher ist der Ausfluß des Eiszirkus auf der Westseite des Mitre Peak. *Phot. Dyhrenfurth*

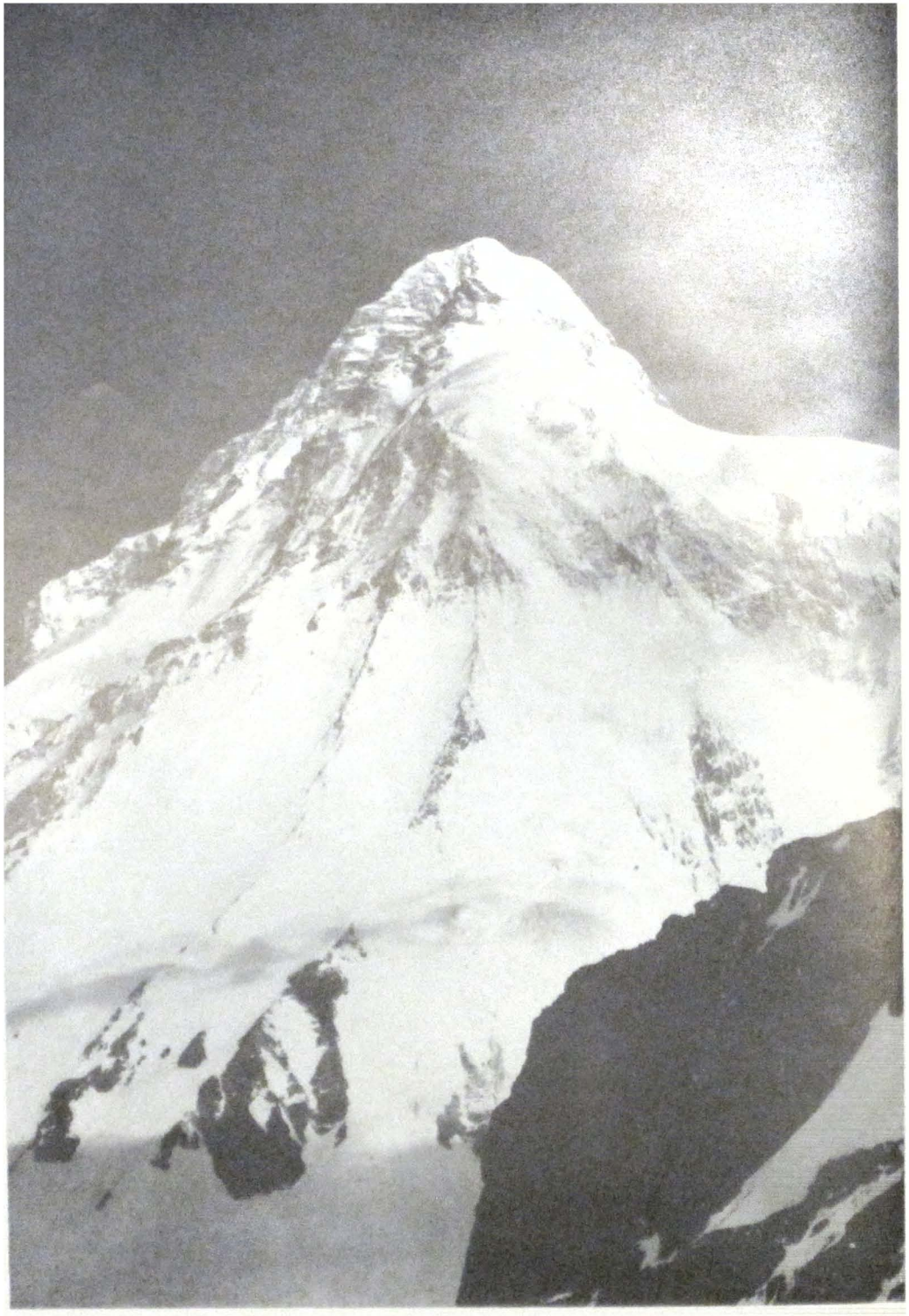
42. Masherbrum (7821 m), gesehen vom oberen Godwin Austen-Gletscher, nahe Windy Gap. Aus fast 40 km Entfernung hebt sich die dunkle Riesengestalt hoch über die «Vorberge», deren linker Eckpfeiler der Crystal Peak (6237 m) ist. *Tele-Photo V. Sella 1909*

43. Namenloser Felsgipfel (6238 m) östlich des Crystal Peak, in der Ecke zwischen Baltoro- und Godwin Austen-Gletscher. Vgl. Bild 57 und 104. *Phot. Dyhrenfurth*

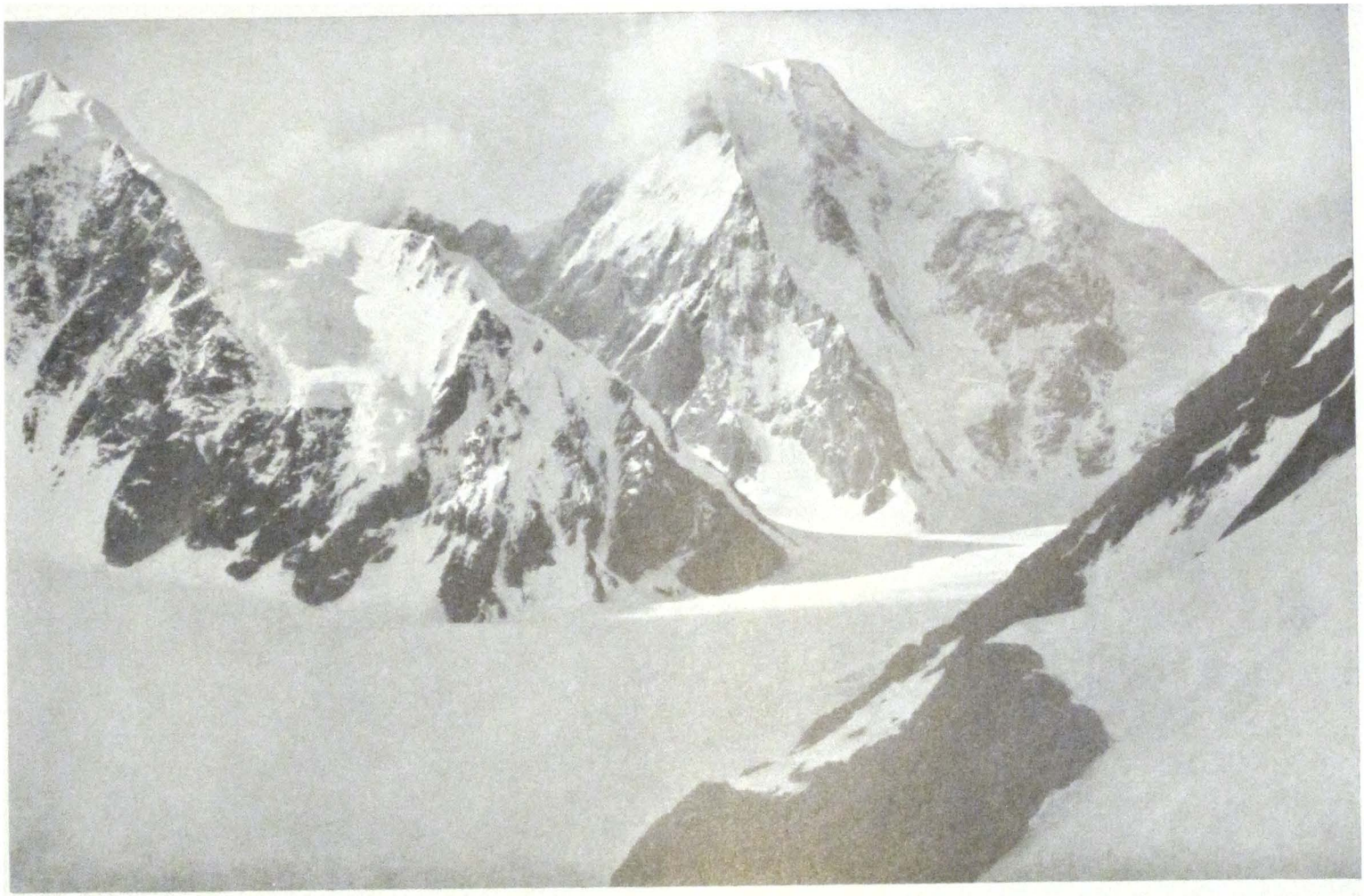




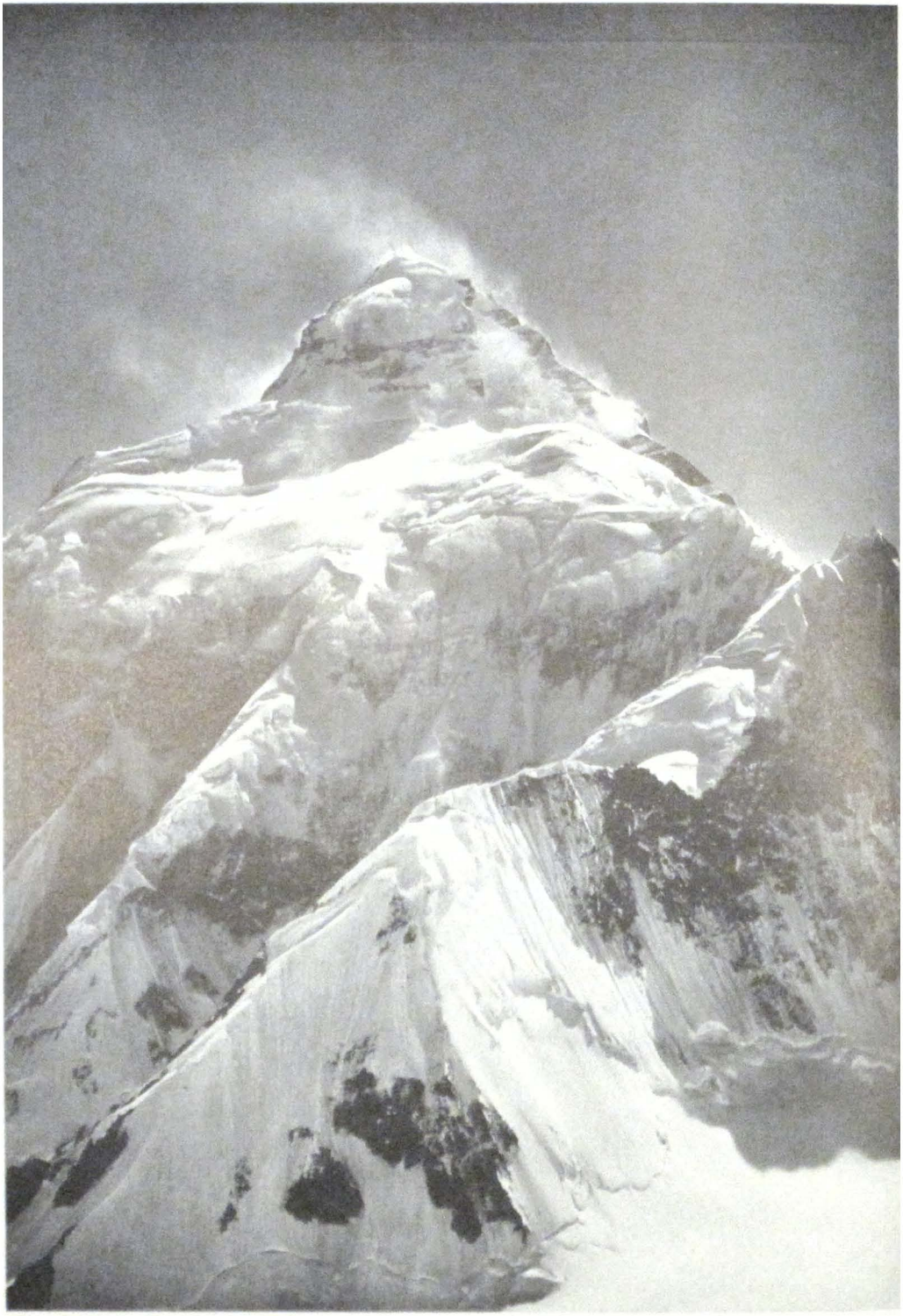
45. Lamba Pahar (= «der große Berg») oder K 2 (8591 m), der Herrscher des Karakoram-Himalaya, von Süden. *Phot. Dyhrenfurth*



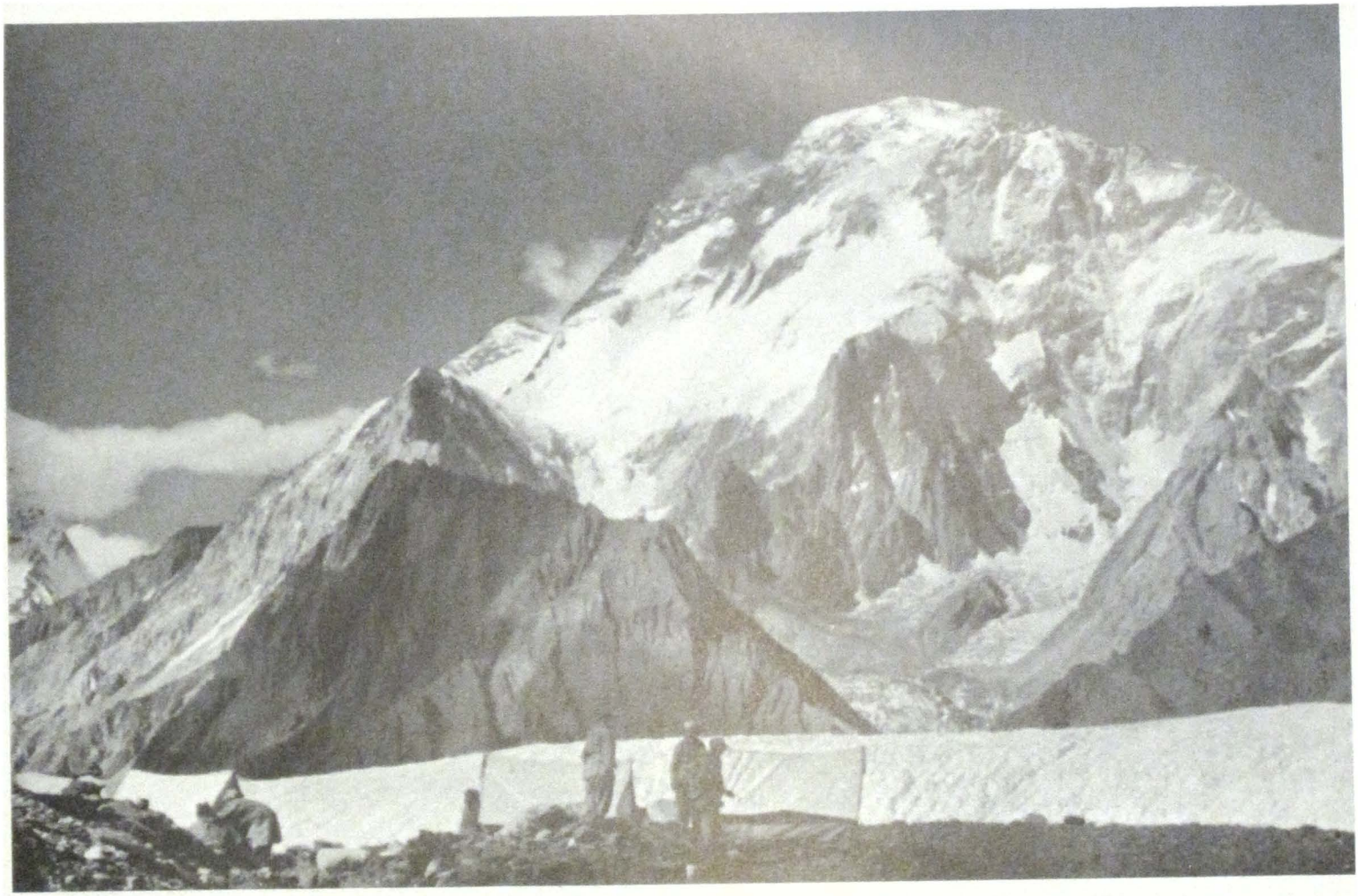
46. Lamba Pahar (K 2) von Osten. *Phot. V. Sella 1909*



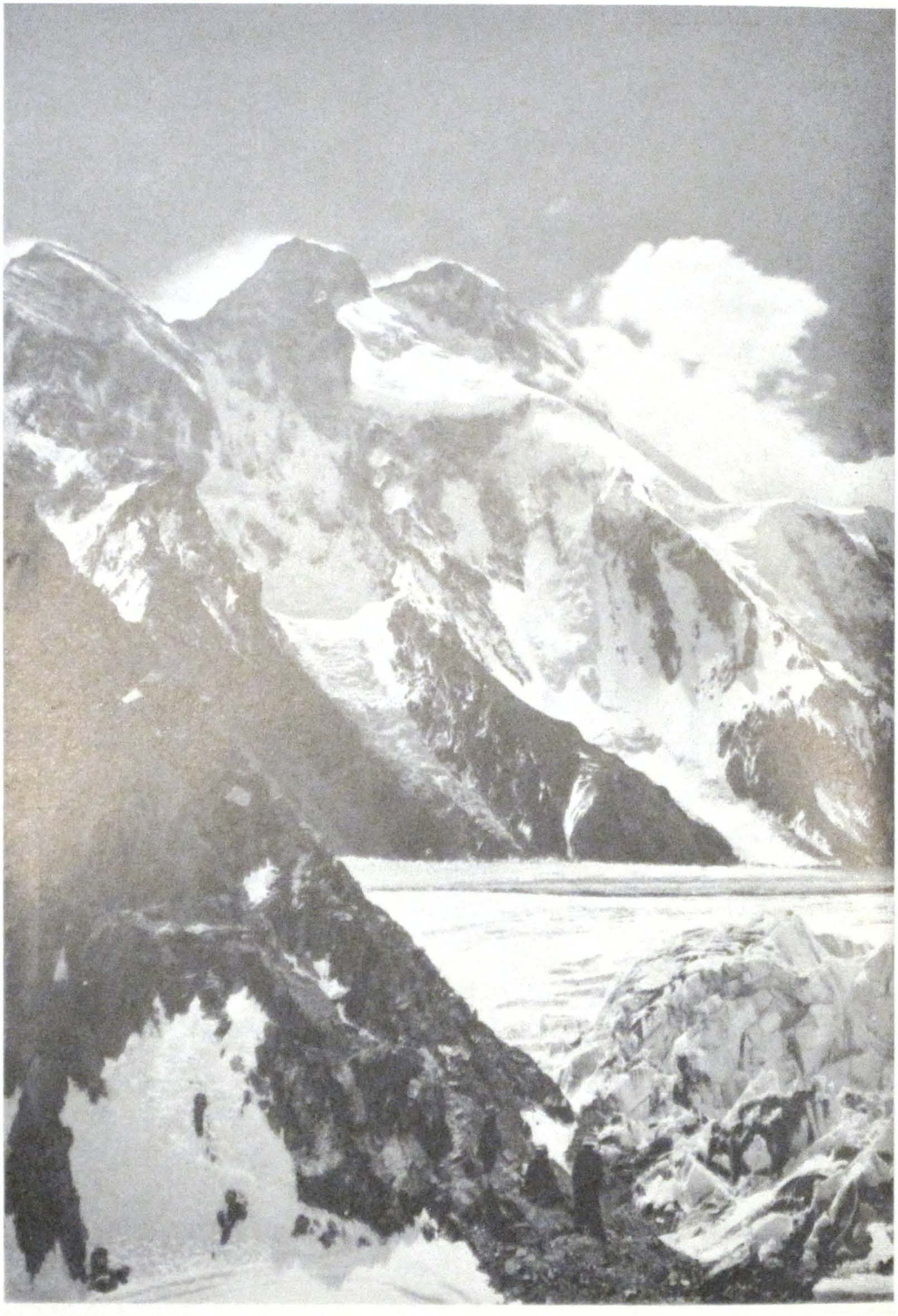
47. Das unterste Stück des K 2-Nordost-Grates und der Staircase Peak (7339 m). *Phot. V. Sella 1909*



48. Lamba Pahar (K 2) von Nordosten, aus einer Höhe von 6600 m am Südostgrat des Staircase Peak gesehen. Von den starken Aufwinden aus dem Shaksgam-Tal emporgewirbelt wehen an der Gipfel-Pyramide dieses einzigartigen Berges riesige Schneefahnen.
Phot. S.H. der Herzog der Abruzzen 1909

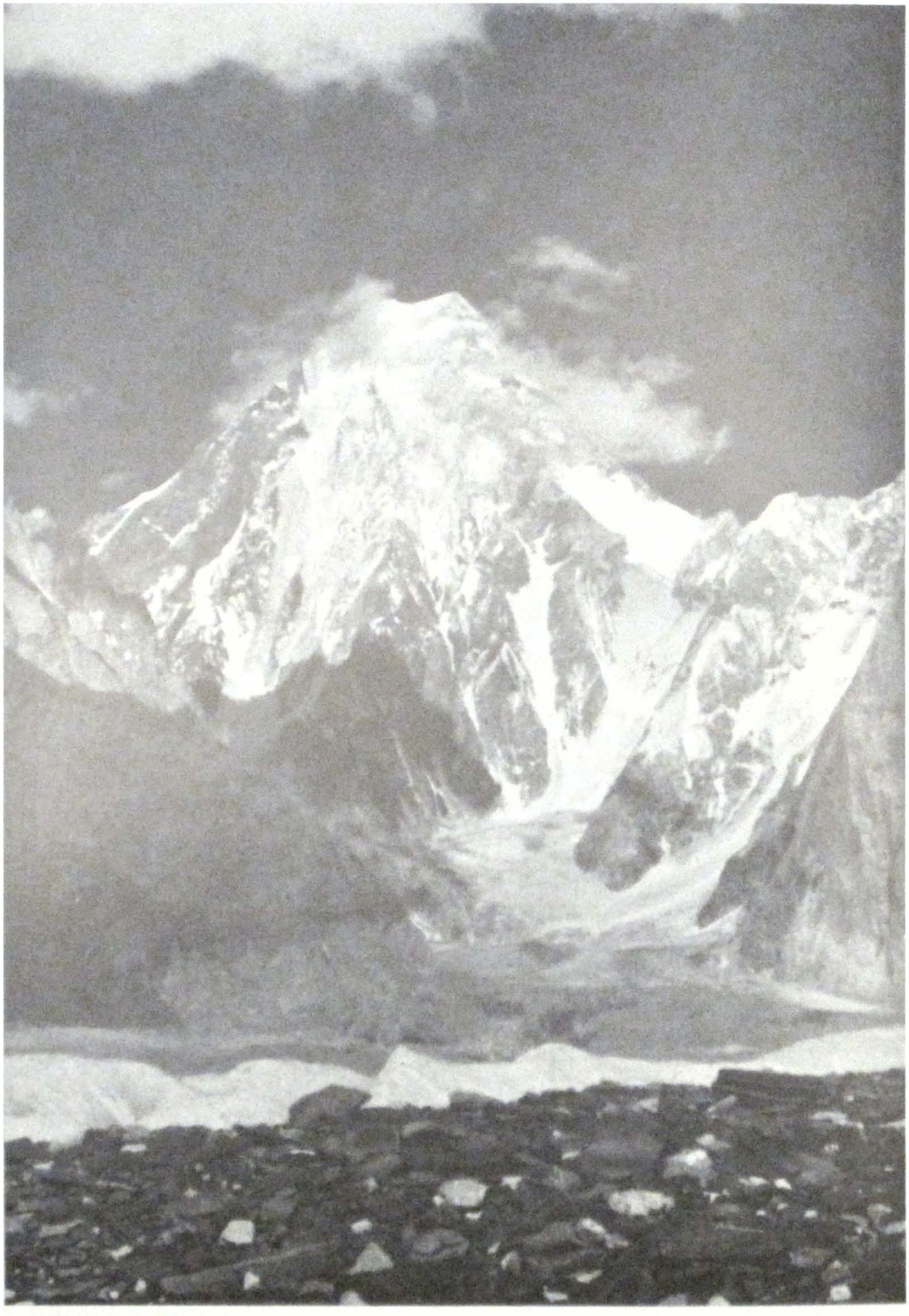


49. Broad Peak (8051 m) vom Concordia-Lager (4627 m) gesehen. Mehr als 10 km in der Länge mißt der Hauptkamm des mächtigen «Breithorns». *Phot. Dyhrenfurth*



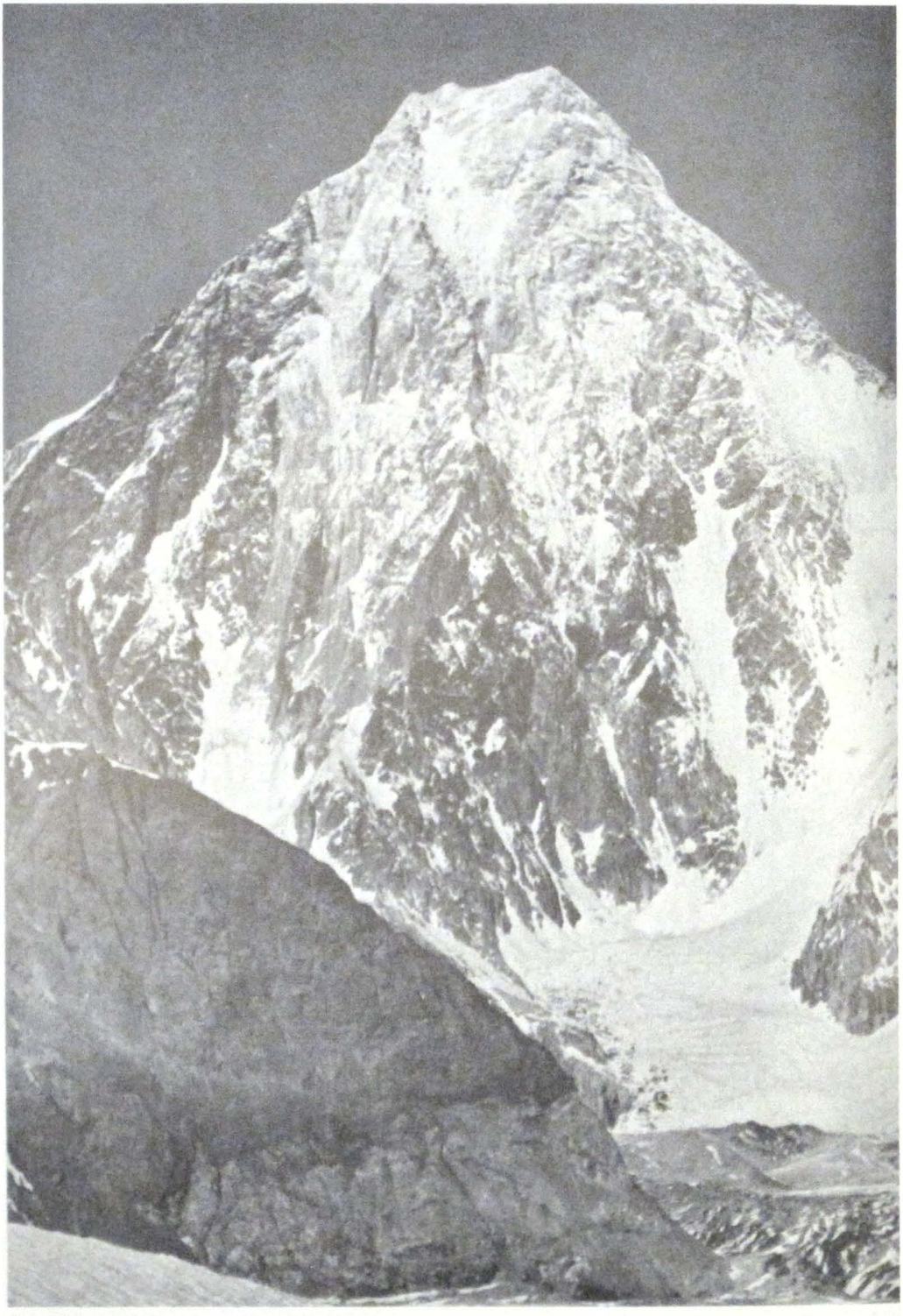
50. Die drei Gipfel des Broad Peak, rechts der Hauptgipfel, aus WNW, vom unteren Savoia-Gletscher gesehen. *Phot. V. Sella 1909*

51. Tele-Aufnahme des Broad Peak (8051 m) von Concordia. Auf dem scharfen Gipfelgrat der Riesen-Kuppel «guxt» es kräftig.
Phot. Dyhrenfurth



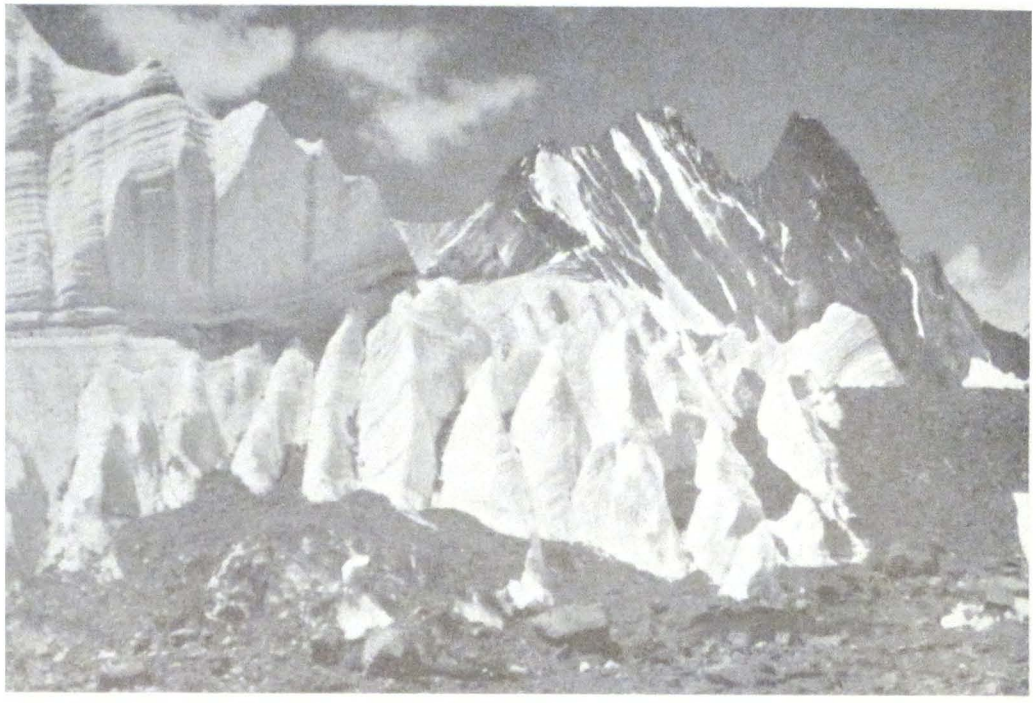
52. Gasherbrum IV (7925 m) vom Lager 3 (Concordia) aus. *Phot. Dyhrenfurth*

53. Die Gasherbrum-Gruppe aus Westen, vom mittleren Baltoro gesehen. Über den Südgrat von Gasherbrum IV (7925 m) schaut die scharfe Eisspitze von Gasherbrum II (8035 m) herüber. Rechts die beiden niedrigsten Gasherbrum-Gipfel Nr. V (7321 m) und VI (7003 m). Ganz rechts, neben bezw. hinter Gasherbrum VI, der Gipfel des Hidden Peak oder Gasherbrum I (8068 m). *Phot. Dyhrenfurth*

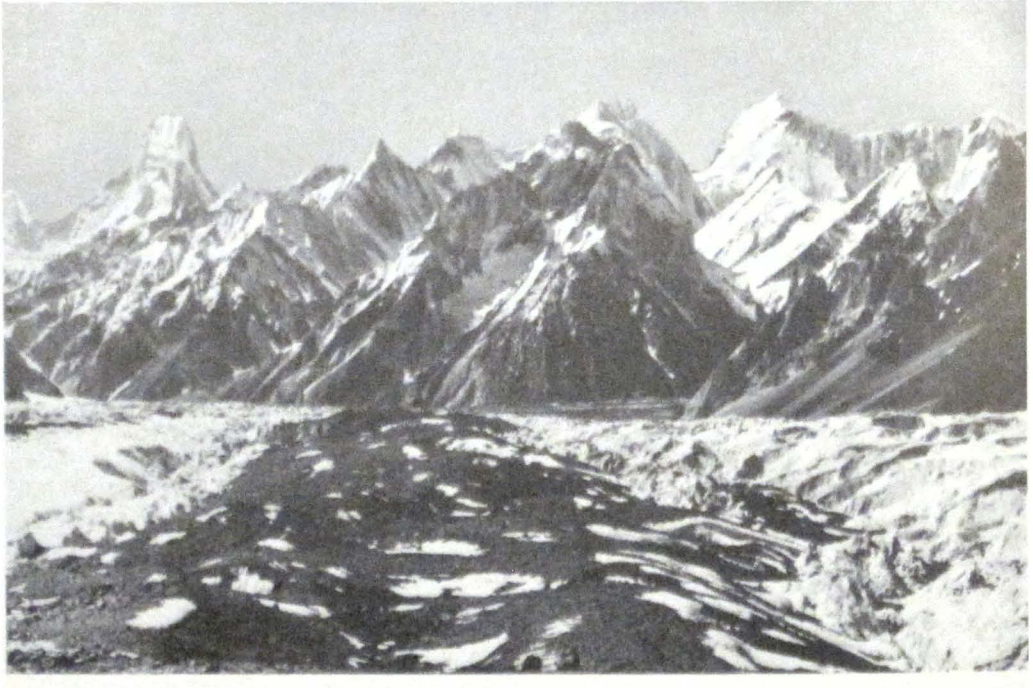


54. Das Riesen-Trapez von Gasherbrum IV (7925 m). Die furchtbare Westwand ist, vom Gletscher aus gerechnet, fast 3000 m hoch. *Phot. Dyhrenfurth*

55. Gasherbrum IV, «der leuchtende Berg» aus Marmor. *Phot. Dyhrenfurth*



56. Über ein Feld von Zackeneis im Vordergrunde schaut der doppelgipflige Mitre Peak (6010 m) herüber. *Phot. Dyhrenfurth*



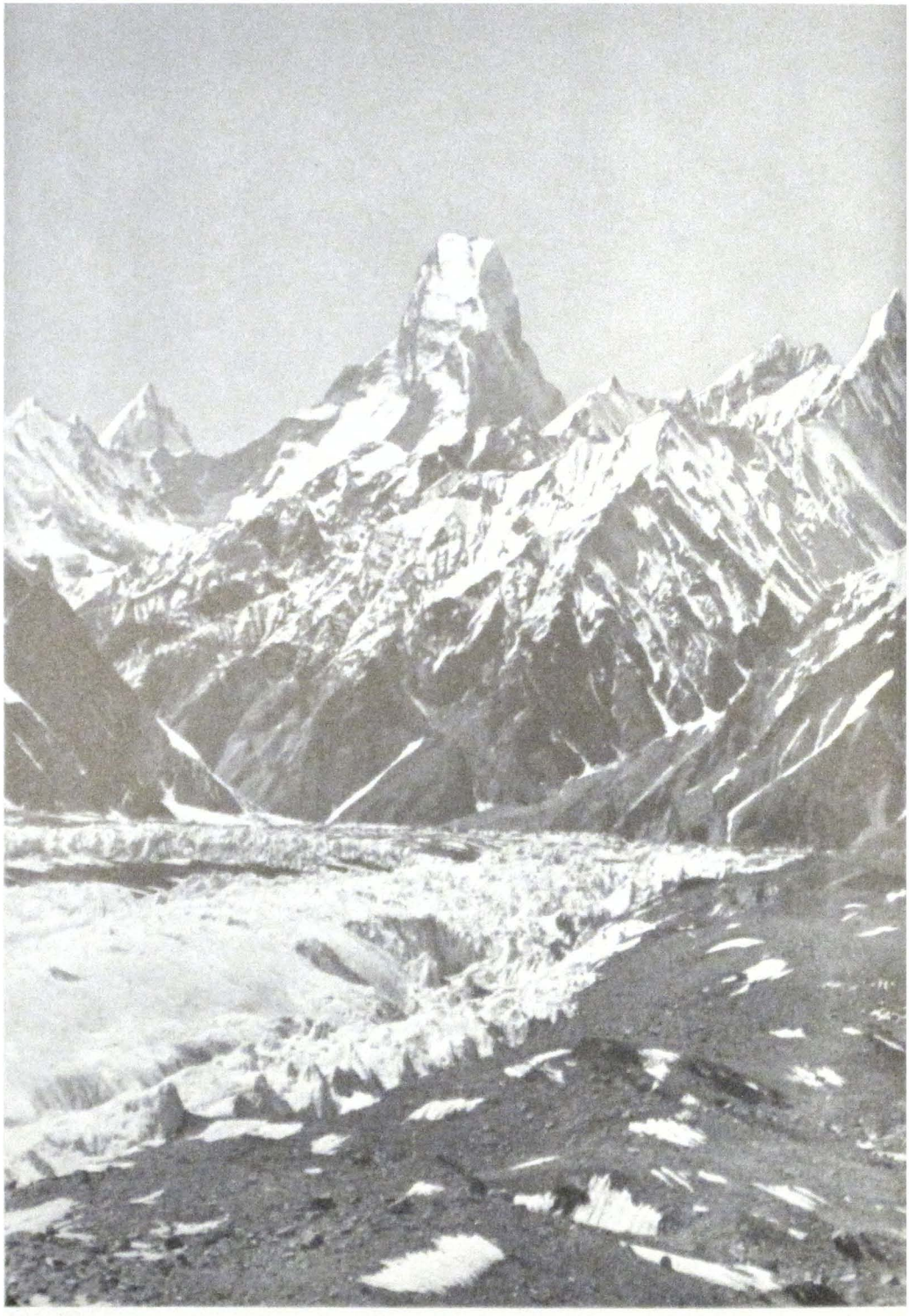
57. Eine breite Mittel-Moräne leitet von Concordia nach Camp 4. Der Mustagh Tower zur linken ist bereits 25 km entfernt. Rechts von ihm die Crystal Peak-Gruppe und die namenlosen Gipfel auf der Westseite des Godwin Austen- und Savoia-Gletschers. *Phot. Dyhrenfurth*

58. Namenlose «Vorberge» (6851 m) des Bride Peak mit prachtvoller Kannelierung der Eiswände. Im Vordergrund unser Lager 3 (Concordia); das hohe rechteckige Zelt ist unser Dunkelkammer-Zelt. *Phot. Angst*

59. Reißende Bäche, die auf der Oberfläche des ungeheuren Eisstromes tiefe Schluchten einschneiden, bilden oft ein ernsthaftes Hindernis. *Phot. Dyhrenfurth*

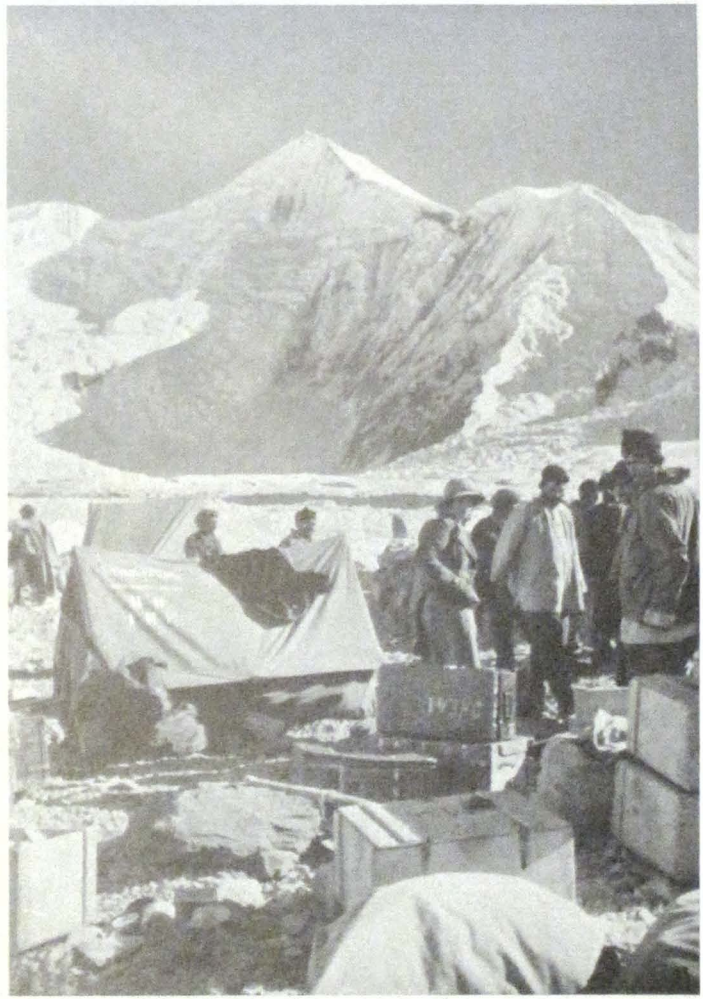
60. Riesenhaft sind auch die Dimensionen der Gletschertische. Dieser hier ist etwa 4 m hoch und 6 m breit. Im Hintergrunde links der Golden Throne. *Phot. Dyhrenfurth*

61. Golden Throne (7312 m) aus Nordwesten, vom Wege zwischen Camp 3 und 4. Die Distanz ist noch 15 km, die relative Höhe über dem flachen Hauptgletscher 2300 m. Golden Throne ist ein vielgestaltiges Massiv mit vier Hauptgipfeln und erinnert etwas an eine (stark vergrößerte) Monte Rosa-Gruppe. *Phot. Dyhrenfurth*



62. Der Mustagh Tower (7273 m) vom Standlager aus. Trotz einer Entfernung von rund 30 km wirkt dieser einzigartige Berg noch immer wahrhaft überwältigend. Ganz rechts am Bildrand der Crystal Peak (6237 m). *Phot. Dyhrenfurth*

63. Eis-Lawine am Golden Throne. Die über die Felswand herunterstürzenden Massen zerstieben und ziehen als Eiswolke zu Tale. *Phot. Dyhrenfurth*

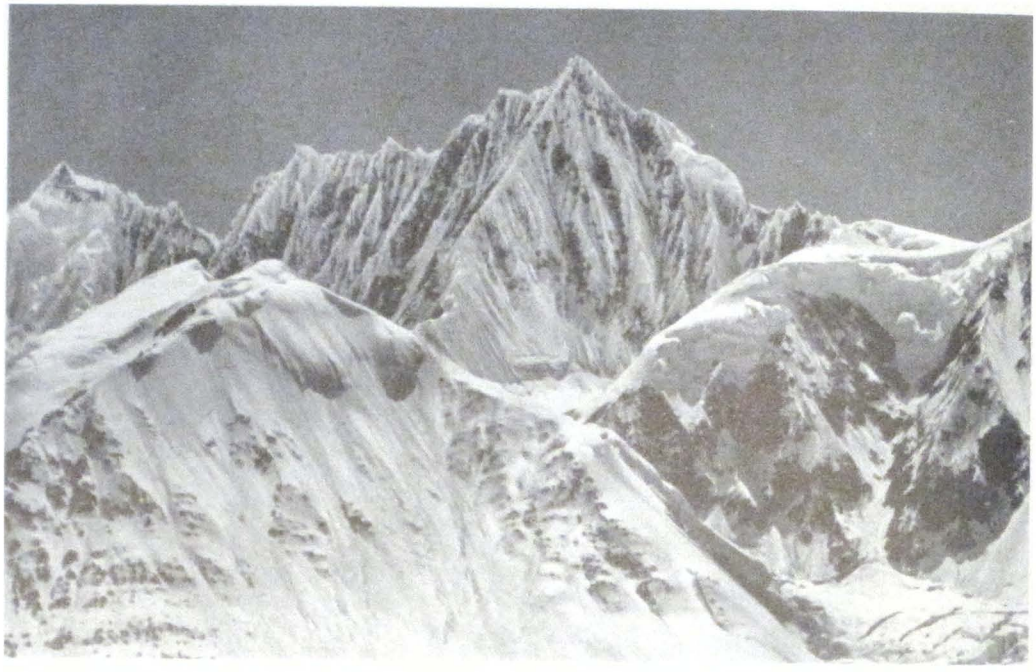


64. Bride Peak (7654 m) vom Standlager, in dem Memsahib wieder einmal Ordnung macht. *Phot. Dyhrenfurth*

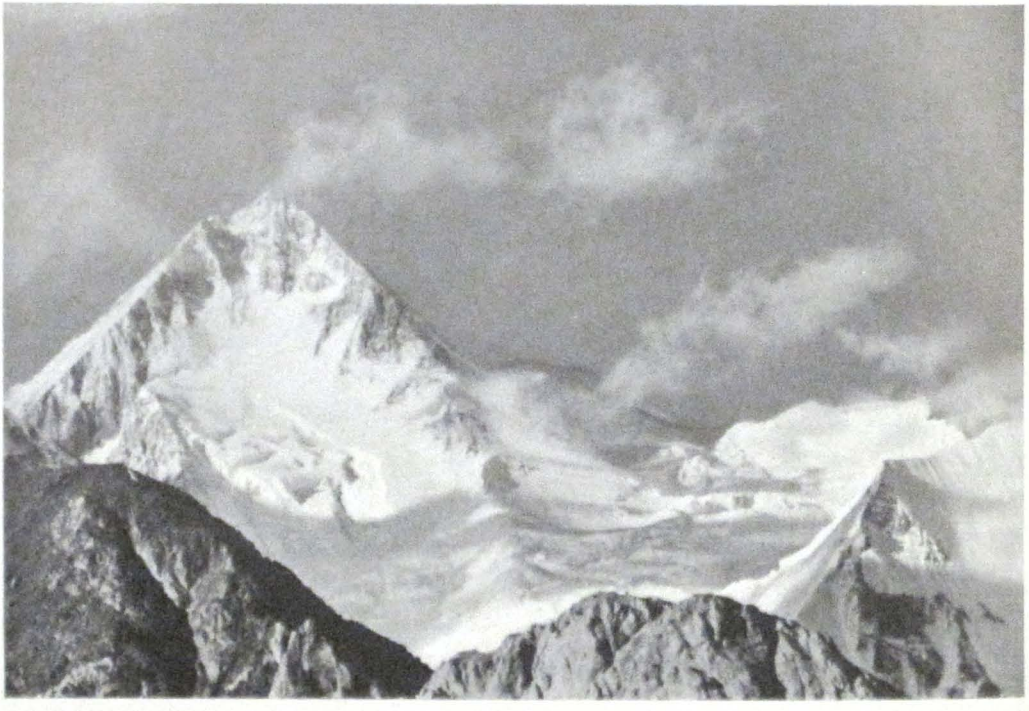
65. Bergsteiger- und Film-Gruppe im Standlager. Von links nach rechts: Angst, Belaieff, Roch, Frau Marton, Diessl, Bara Sahib, Memsahib, Ertl, Höcht, Marton, Ghiglione, Winzeler. *Phot. Friedl*

66. Diessl, Jarmila Marton und Dalib, der menschliche «Dämon» des Spielfilms. *Phot. Angst*

67. Bride Peak (7654 m), das Ideal eines Eisberges. Die steilen Flanken sind kanneliert wie griechische Säulen. *Phot. Ertl*



68. Die namenlosen «Vorberge» (6851 m) nördlich des Bride Peak. Herrlich ist die ungeheure Filigran-Arbeit der Firnwände. *Phot. Dyhrenfurth*

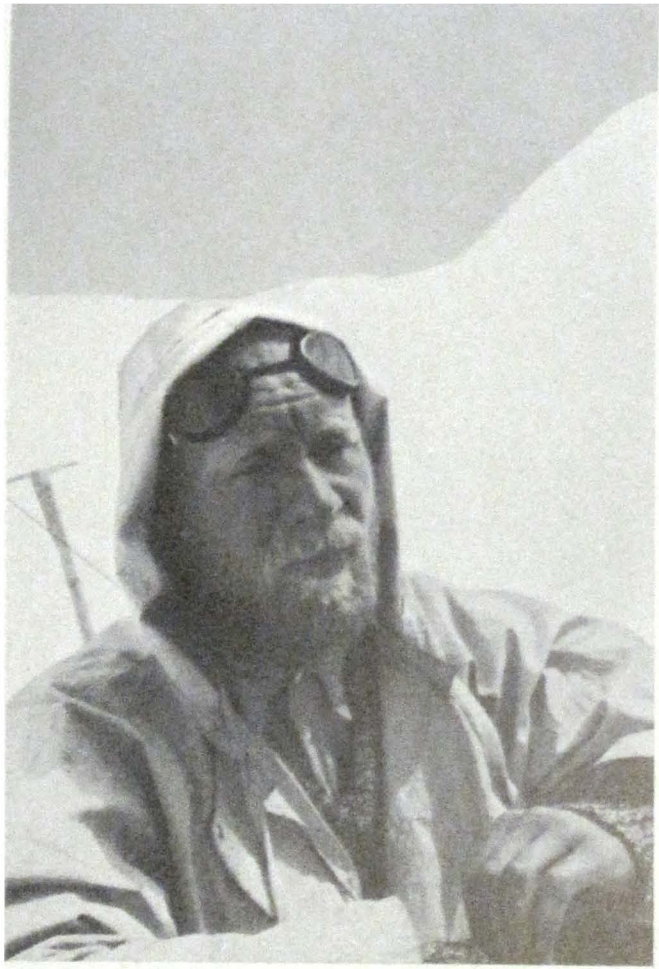


69. Die Gipfel-Pyramide des Hidden Peak (Gasherbrum I, 8068 m), Tele-Aufnahme vom Standlager. «Der verborgene Berg» trägt seinen Namen wirklich mit Recht: Erst im innersten Winkel des Baltoro-Gletscher-Systems enthüllt er sich. *Phot. Dyhrenfurth*

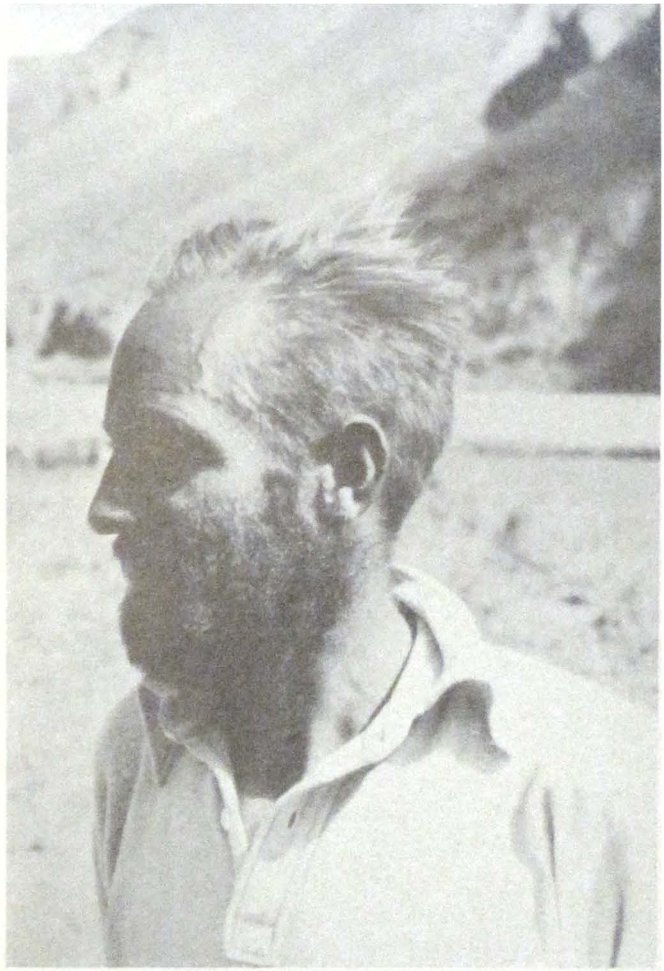
70. Blick vom Fuße des Bride Peak auf den 15 km entfernten Hidden Peak (Gasherbrum I, 8068 m). Der wild zerrissene Baltoro-Gasherbrum-Gletscher zu seinen Füßen wird durch eine mächtige Mittel-Moräne gegen den Herzog der Abruzzen-Gletscher abgegrenzt. *Phot. Angst*

71. Memsahib und eine Gruppe der «Pendel-Kulis» im Standlager. Im Hintergrund, links von der Schweizer Fahne, Mustagh Tower und Mitre Peak. *Phot. Dyhrenfurth*

72. Ertl und Höcht machen zoologische Entdeckungen – oder auf gut Deutsch: Sie entlausen sich. *Phot. Angst*

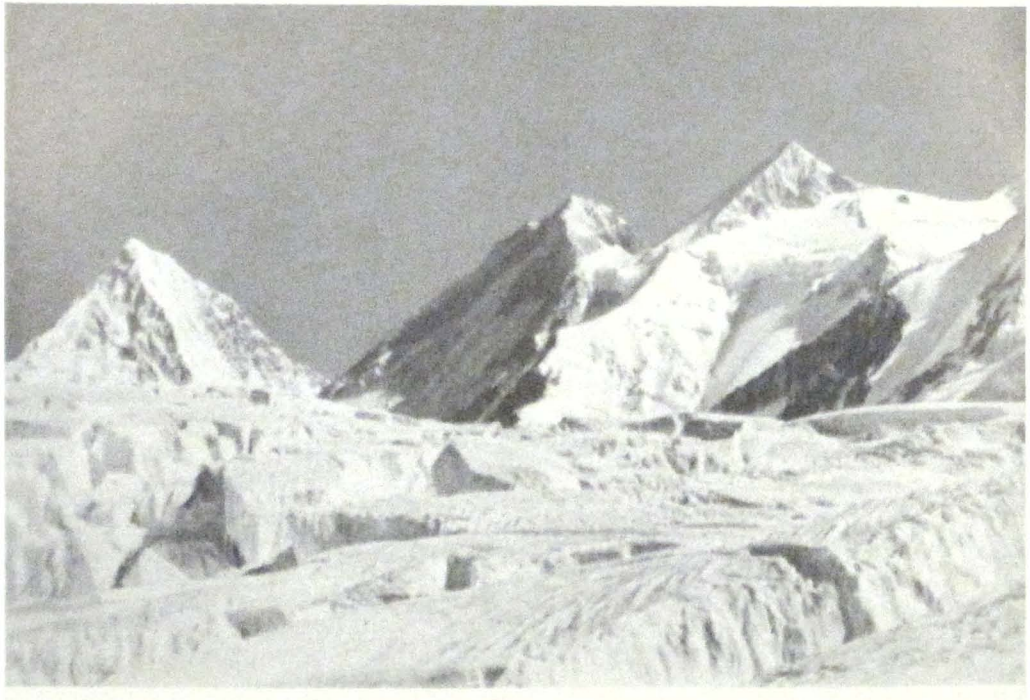


73. Dr. Hans Winzeler, der Expeditions-Arzt, im Vollbartschmuck. *Phot. Angst*

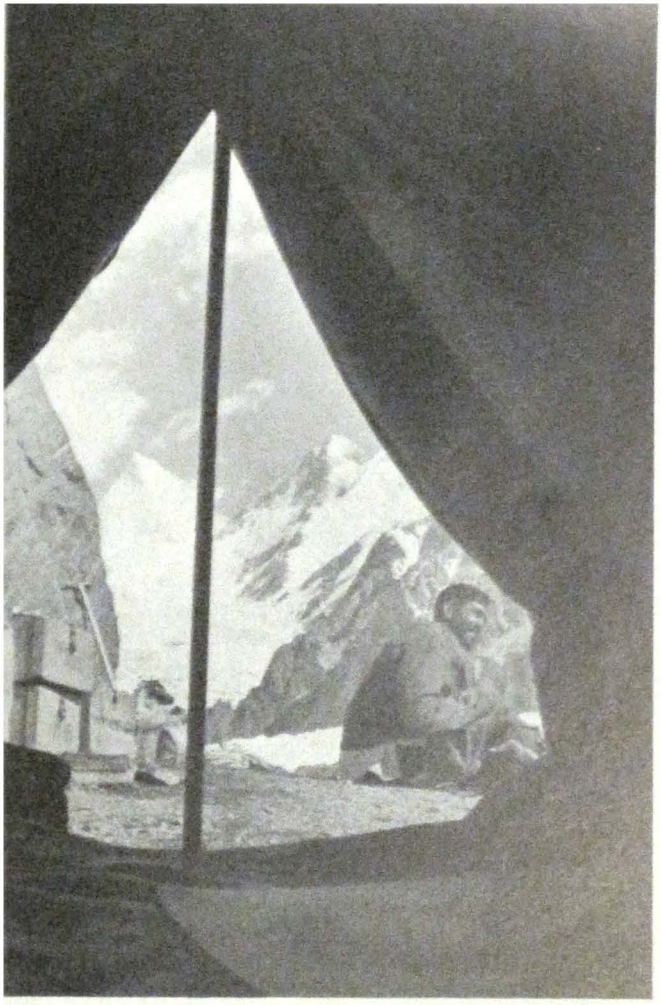


74. Ingenieur André Roch. *Phot. Angst*

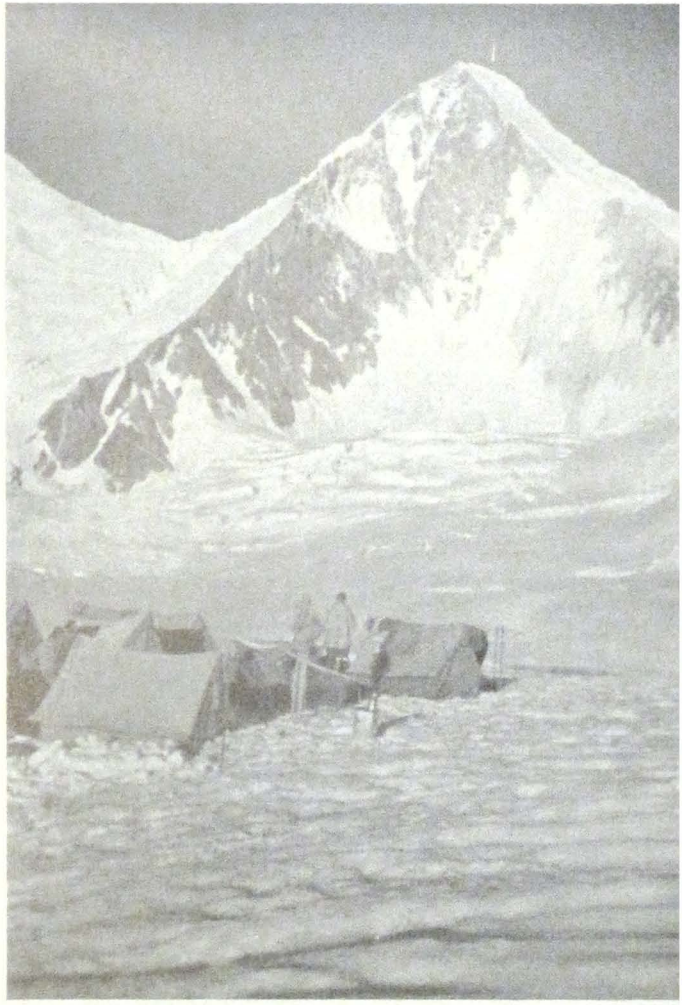
75. Gasherbrum VI (7003 m) vom oberen Baltoro-Gasherbrum-Gletscher. *Phot. Dyhrenfurth*



76. Von links nach rechts: Gasherbrum IV (7925 m), III (7952 m) und II (8035 m) von Süden, im Vordergrund der Baltoro-Gasherbrum-Gletscher. *Phot. Dyhrenfurth*



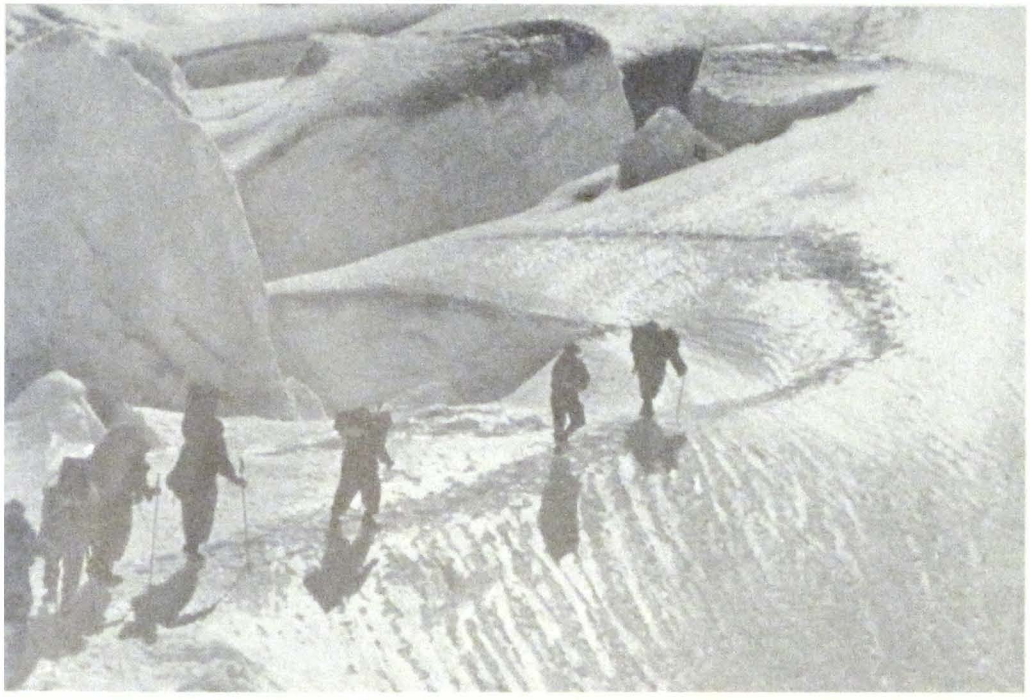
77. Blick aus meinem Zelt in Camp 5 auf Gasherbrum IV und III. Rechts mein Diener Mohamed Shan.
Phot. Dyhrenfurth



78. Queen Mary Peak von Westen, vom Fuß des Conway-Sattels gesehen. Der scheinbare Gipfel ist nur ein Kopf des Westgrates; der Westgipfel selbst ist nicht sichtbar.
Phot. Dyhrenfurth

79. Golden Throne (7312 m) vom Baltoro-Gasherbrum-Gletscher. *Phot. Dyhrenfurth*

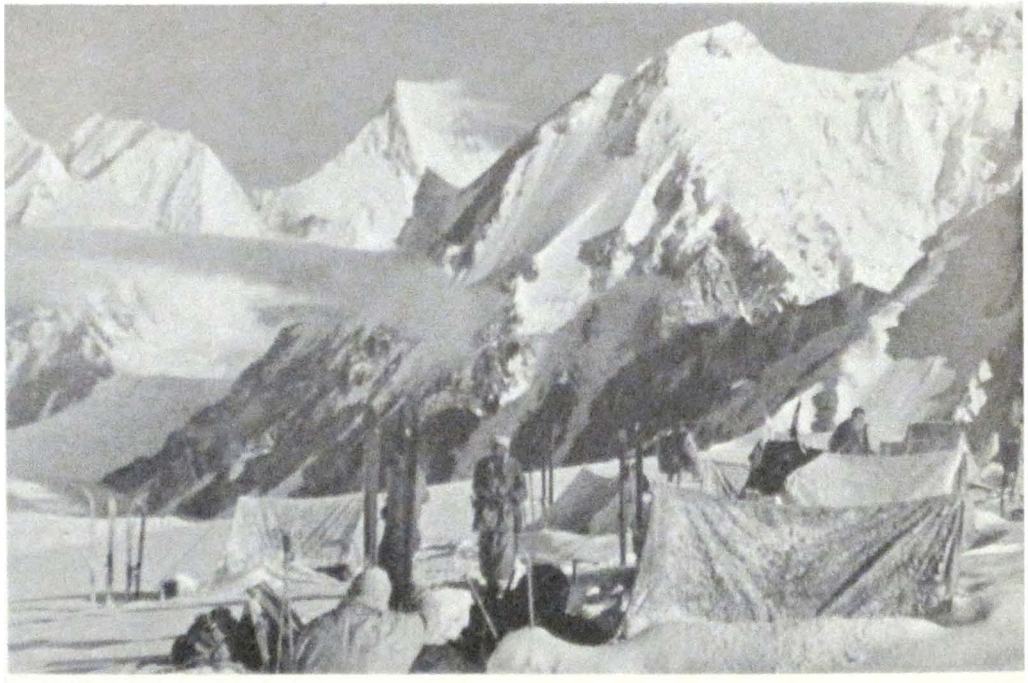
80. Unser von den Lawinen des Golden Throne bedrohtes Camp 5 auf der letzten kleinen Moränen-Insel. Das Zelt links wurde einmal vom Luftdruck einer Lawine eingedrückt. *Phot. Ertl*



81. Aufstieg zum Conway-Sattel. *Phot. Ertl*

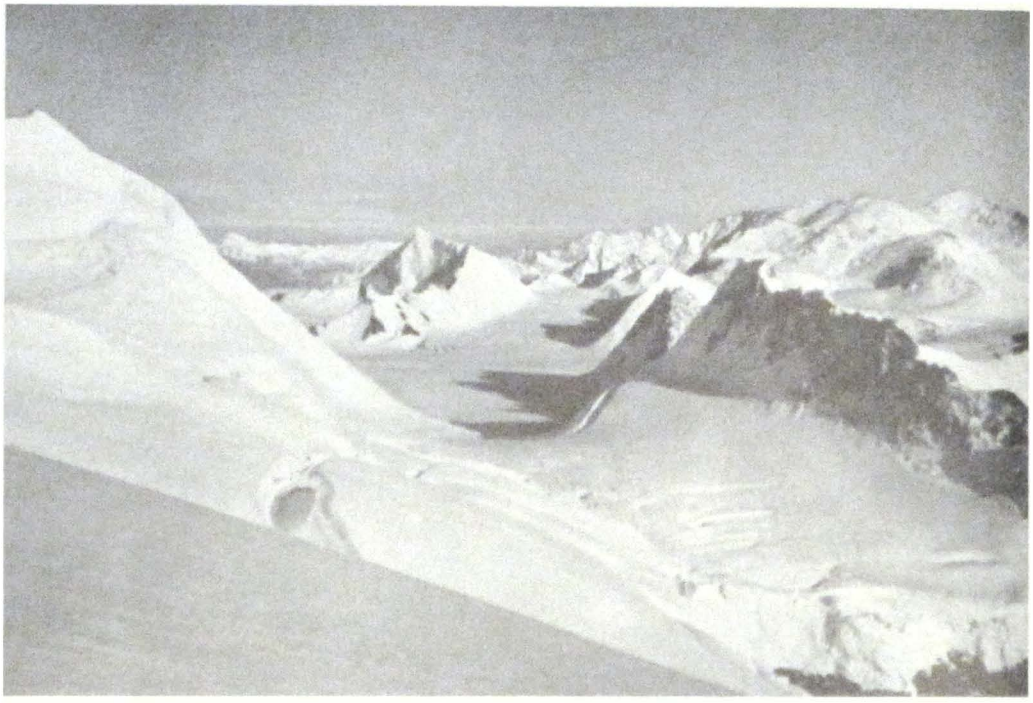
82. Unterwegs zum Conway-Sattel. Maximale Gegenlicht-Studie gegen Queen Mary Peak. Die scheinbar niedrigere Kuppe am weitesten rechts ist der Westgipfel. *Phot. Dyhrenfurth*

83. Lager 6 (6250 m) am Conway-Sattel gegen Queen Mary Peak. Man sieht nur den West-Gipfel (rechts), alle anderen Gipfel bleiben verdeckt. *Phot. Dyhrenfurth*

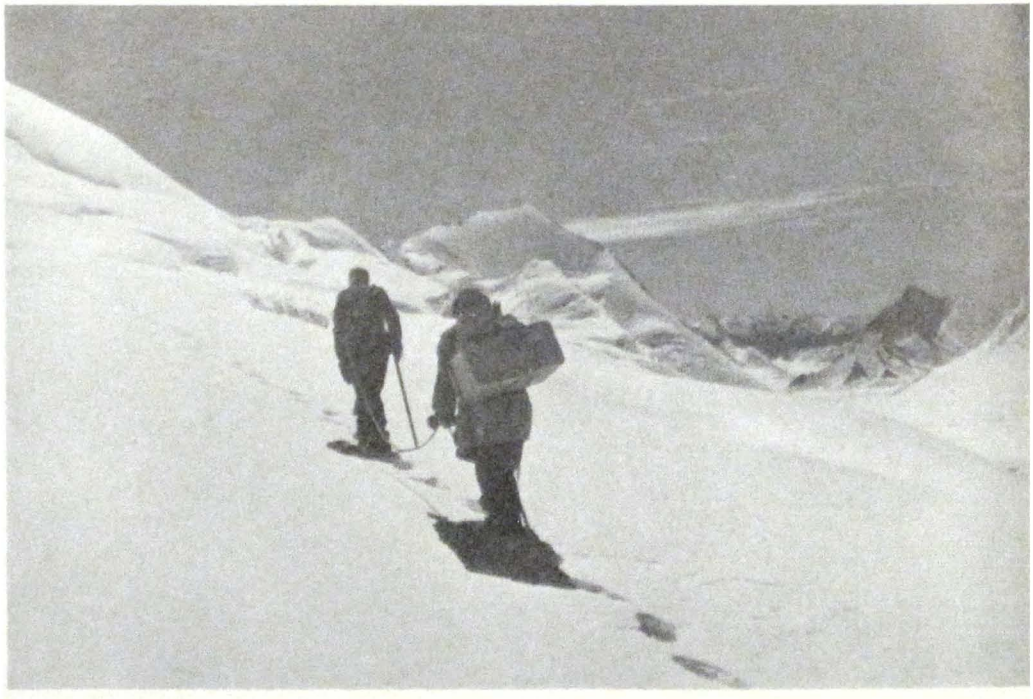


84. Lager 6 nach nächtlichem Neuschneefall gegen Gasherbrum IV und den Sockel des Hidden Peak. *Phot. Dyhrenfurth*

85. Hidden Peak (Gasherbrum I, 8068 m) und links im Hintergrund Gasherbrum IV (7925 m) vom Conway-Lager. Die Wolkenfahnen des Südwest Windes kündigen bereits den kommenden Wettersturz an. Vorn rechts der «Sporn», die ursprünglich vorgesehene Anstiegroute zum Hidden Peak. *Phot. Dyhrenfurth*

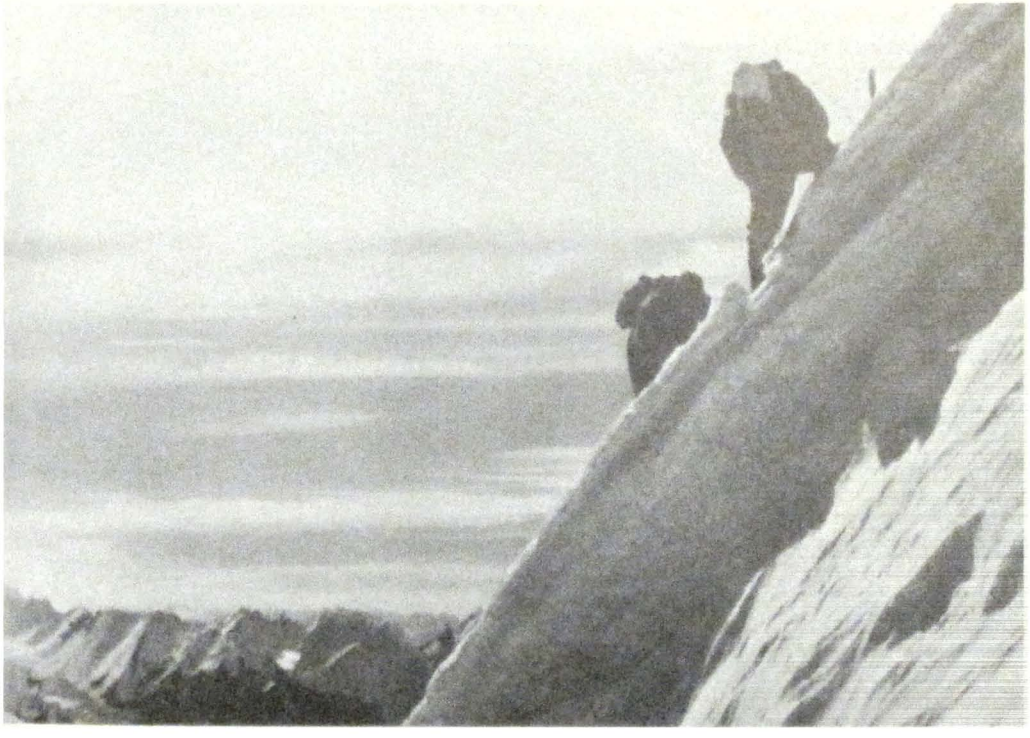


86. Blick vom Lager 7 (6800 m) auf die Übergangs-Region zum Siachen: Der Queen Mary-Gletscher führt hinunter zum (quer verlaufenden) West Source Glacier. Die Spitze ganz links ist «Mount Hardinge» (7092 m). In der Mitte (jenseits des West Source Glacier) «The Hawk» (6754 m), rechts die hohe Gruppe «Mount Ghent» (7400 m). *Phot. Dyhrenfurth*



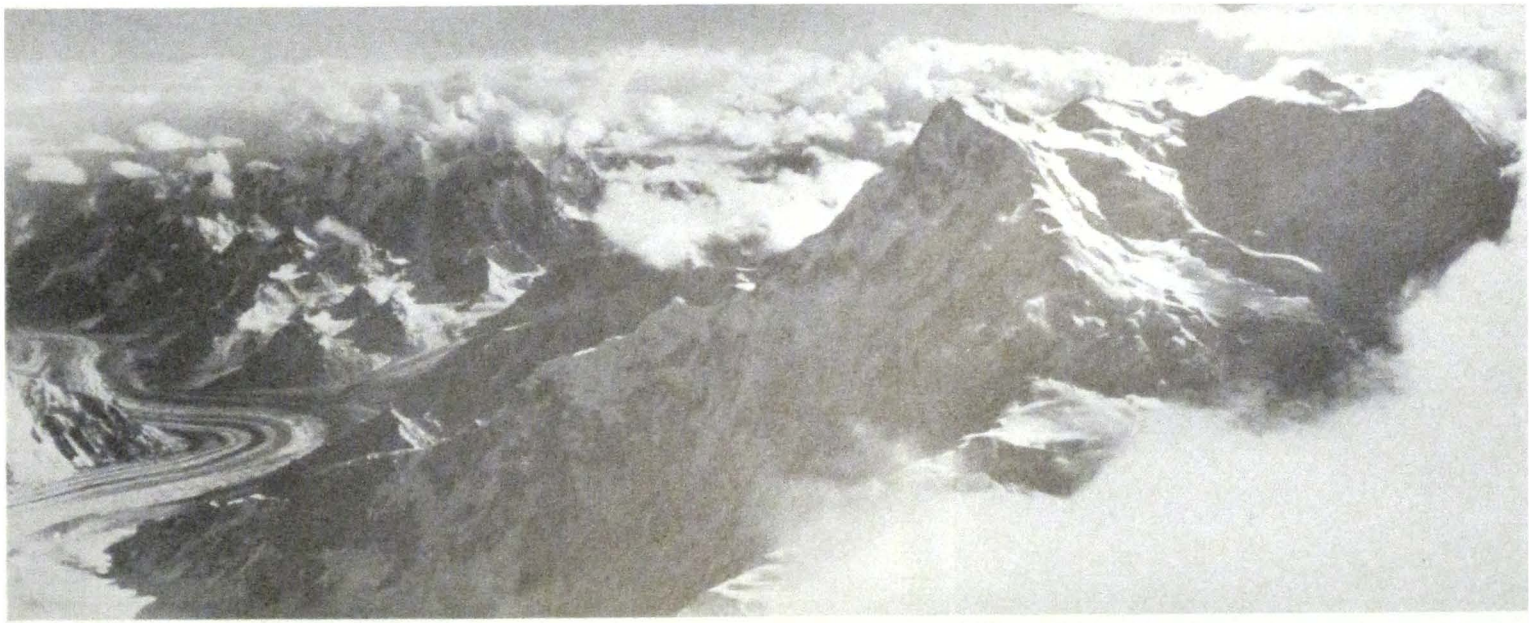
87. Von Camp 6 nach 7. In der Mitte «Mount Hardinge», rechts «The Hawk». *Phot. Dyhrenfurth*

88. Blick vom Lager 7, anschließend an Nr. 86, gegen SSO. «Mount Ghent» (7400 m), rechts davon im Hintergrund (mit Wolke) der hohe Zwillingsberg Peak 35 und 36 (7722 m) am Bilaphond La. Rechts in der Tiefe der Kondus-Gletscher. *Phot. Dyhrenfurth*



90. «Nun gilt's, die letzten Willens- und Kraftreserven einzusetzen.» *Phot. Ertl*

91. Memsahib und Bara Sahib auf Queen Mary Peak-Westgipfel, Mindest-Höhe 7430 m.
Phot. Ertl



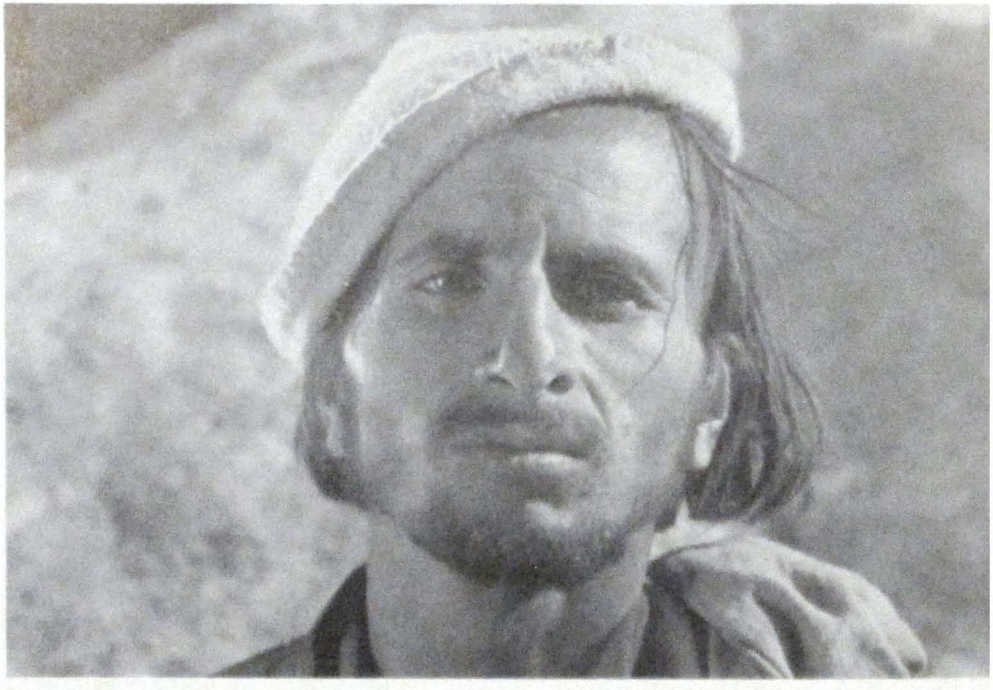
92. Blick vom Queen Mary Peak-Mittelgipfel gegen SW: Links in der Tiefe der Kondus-Gletscher. Im Mittelgrund die von Wolken erfüllte Senke des Conway-Sattels. Darüber das viergipflige Golden Throne-Massiv, über das (knapp rechts von Gipfel Nr. II) der Bride Peak herüber schaut. *Phot. Ertl*

93. Bertl Höcht in der zur Küche ausgebauten Schnee-Kaverne.
Phot. Ertl

94. In Camp 7 (6800 m). Bara Sahib hat soeben das Zelt von Memsahib ausgeschaufelt, die – schneeblind – nur einen Augenblick heraussieht. *Phot. Ertl*

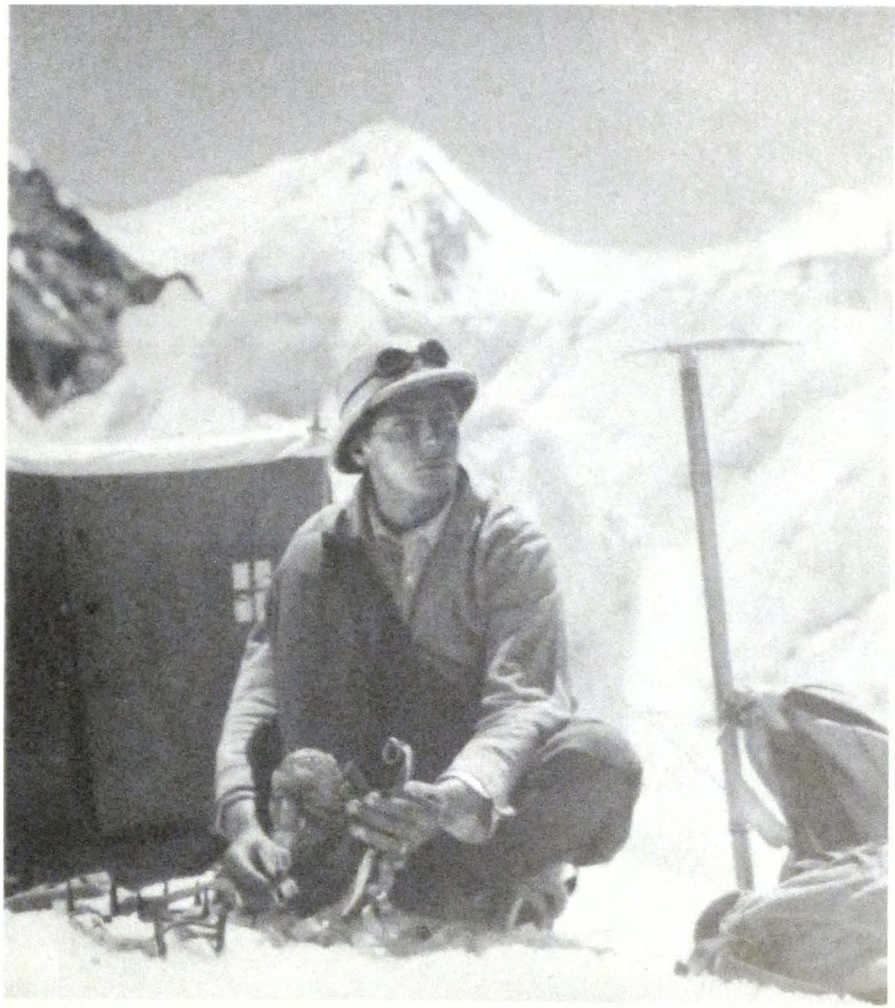
95. Das Queen Mary-Massiv, beim Aufstieg zum Golden Throne aus etwa 6800 m Höhe aufgenommen. Von links nach rechts: Der Westgrat mit einem markanten Gratkopf, Westgipfel, Mittelgipfel, knapp rechts dahinter und darüber der Hauptgipfel (Mindesthöhe 7675 m) mit Wolkenkranz, Ostgipfel. *Phot. Ertl*

96. Glücklich wieder im Conway-Lager. Bara Sahib, Memsahib, Höcht und Ertl. *Phot.*



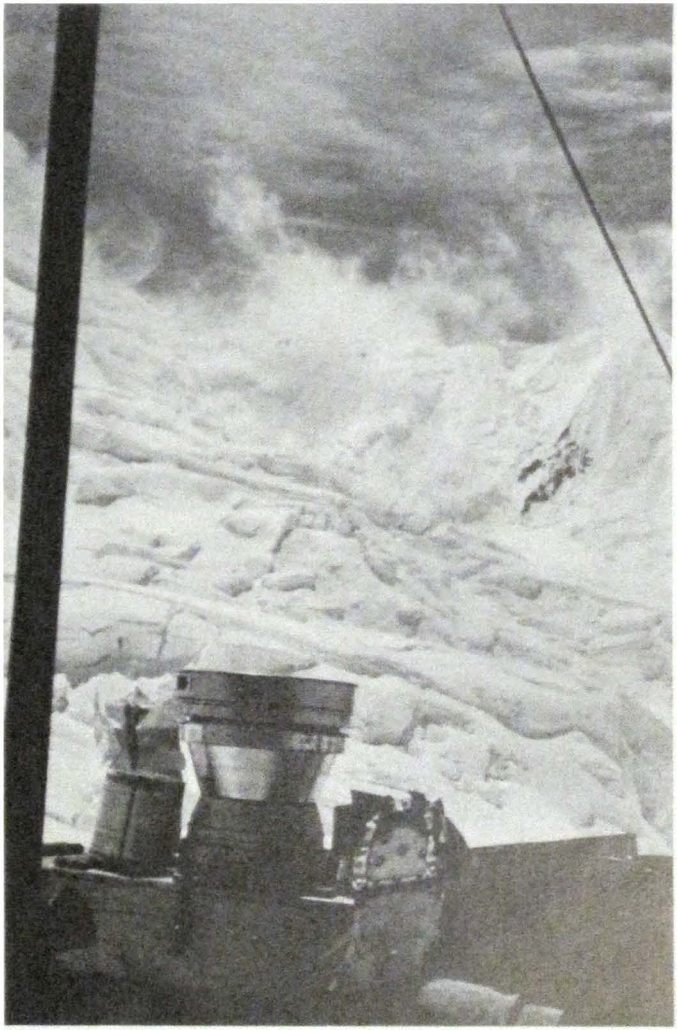
97. Hadji, der treue Obmann der Hochträger. *Phot. Ertl*

98. Von links nach rechts: Gasherbrum IV (7925 m), P. 7069 (im Südgrat des Hidden), Gasherbrum II (8035 m), Hidden Peak (8068 m). Die mittlere Kulisse (zwischen Figur und Hidden Peak) ist der «Sporn». Von der Queen Mary-Route nahe Camp 7 aufgenommen. *Phot. Ertl*

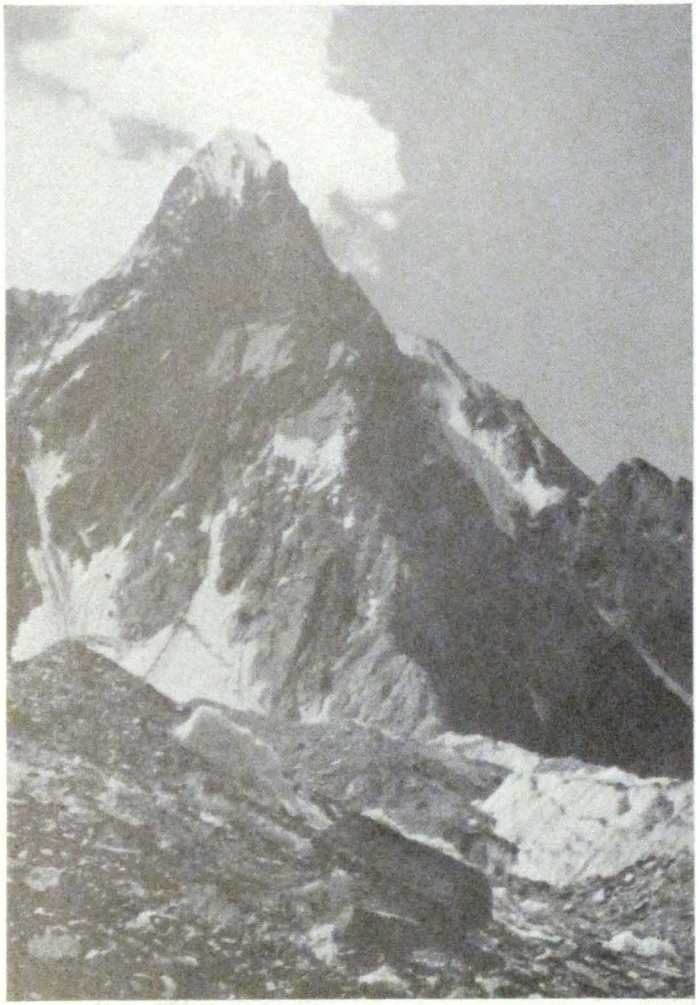


99. Ertl legt die Steigeisen an. *Phot. Angst*

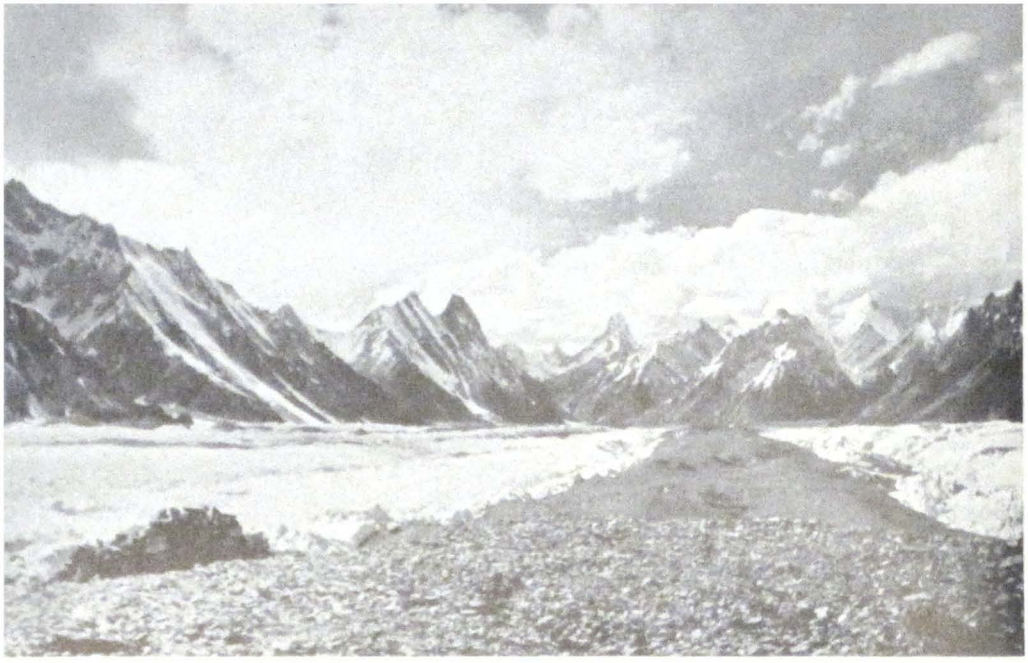
100. Hans Ertl, der Kameramann für die höchsten Höhen, in voller Kriegsbemalung mit seiner Bell & Howell auf Queen Mary Peak. *Phot. Höcht*



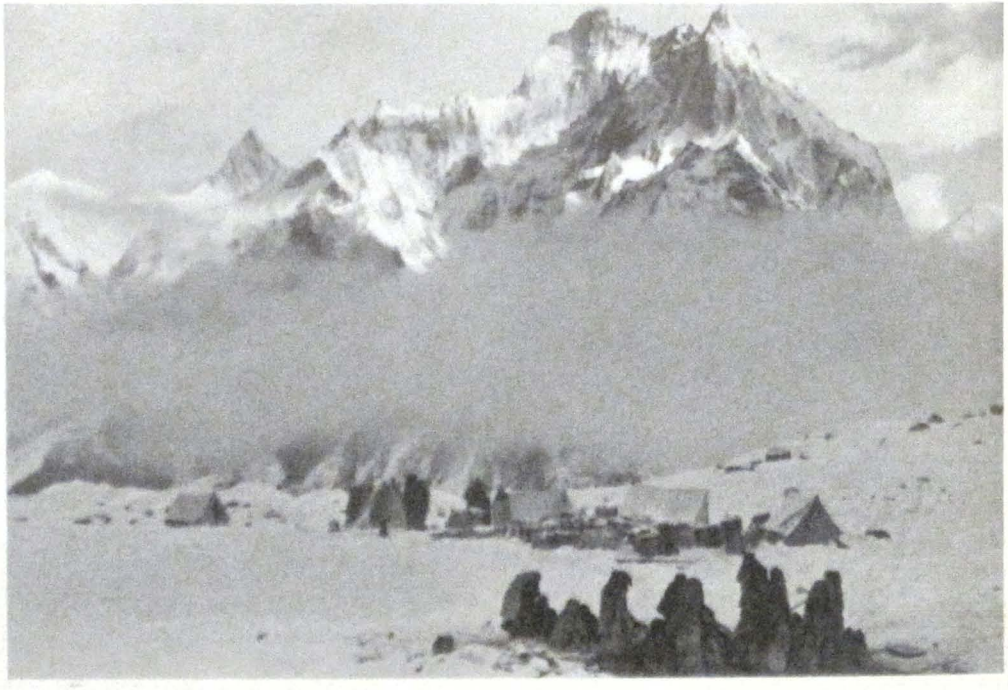
101. Warten! *Phot. Ertl*



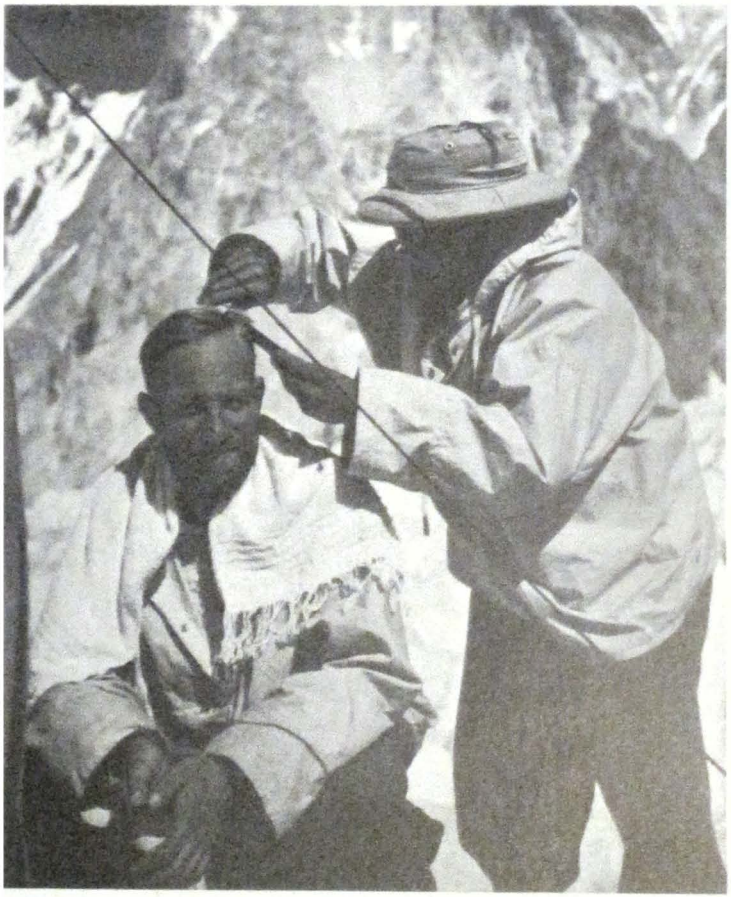
102. Mitre Peak (6010 m). *Phot. Dyhrenfurth*



103. Der lange Weg zurück! Blick gegen Mitre Peak, Mustagh Tower, Crystal Peak und «Eckberg» (über der Moräne). *Phot. Dyhrenfurth*



104. Auf dem Rückmarsch – Concordia im Neuschnee. Die scharfe Spitze links ist Crystal Peak (6237 m), rechts der «Eckberg» (6238 m). *Phot. Ertl*

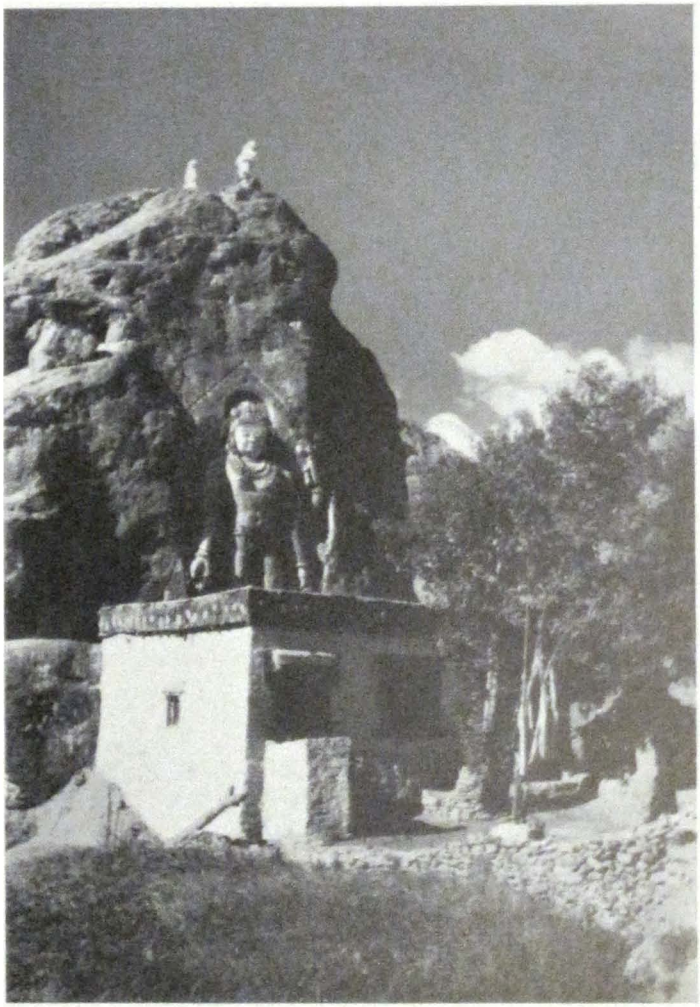


105. Belaieff als «Verschönerungsrat» hat sich seinen Freund Roch vorgenommen. *Phot. Angst*

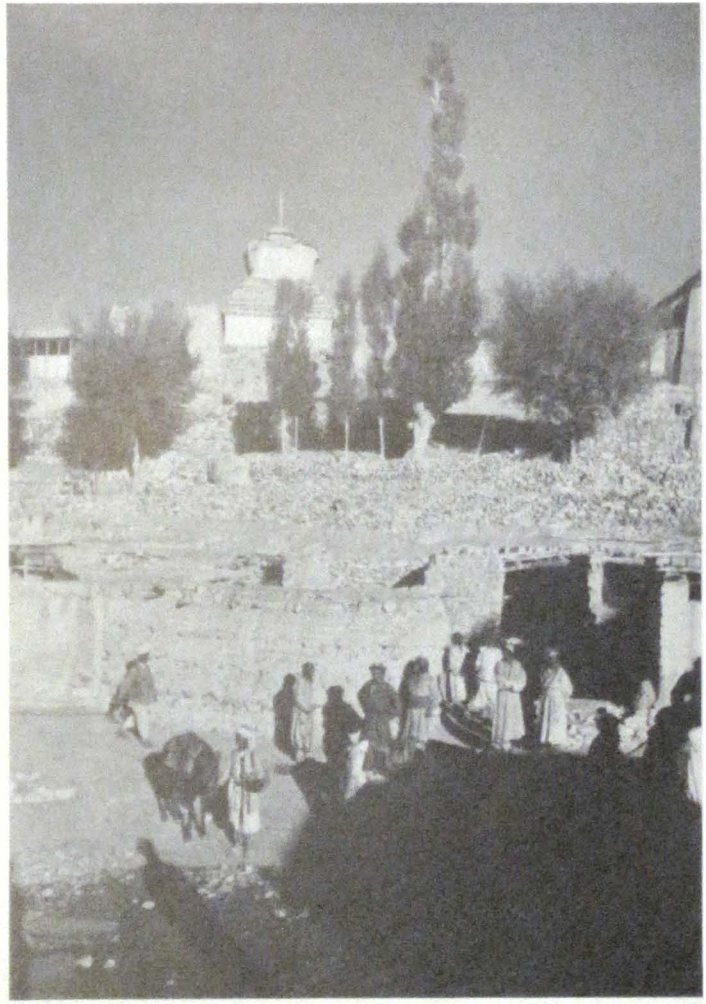
106. Bertl wäscht sachkundig Memsahib den Kopf. *Phot. Ertl*

107. Morgenstimmung in Klein-Tibet (bei Mulbekh). *Phot. Dyhrenfurth*

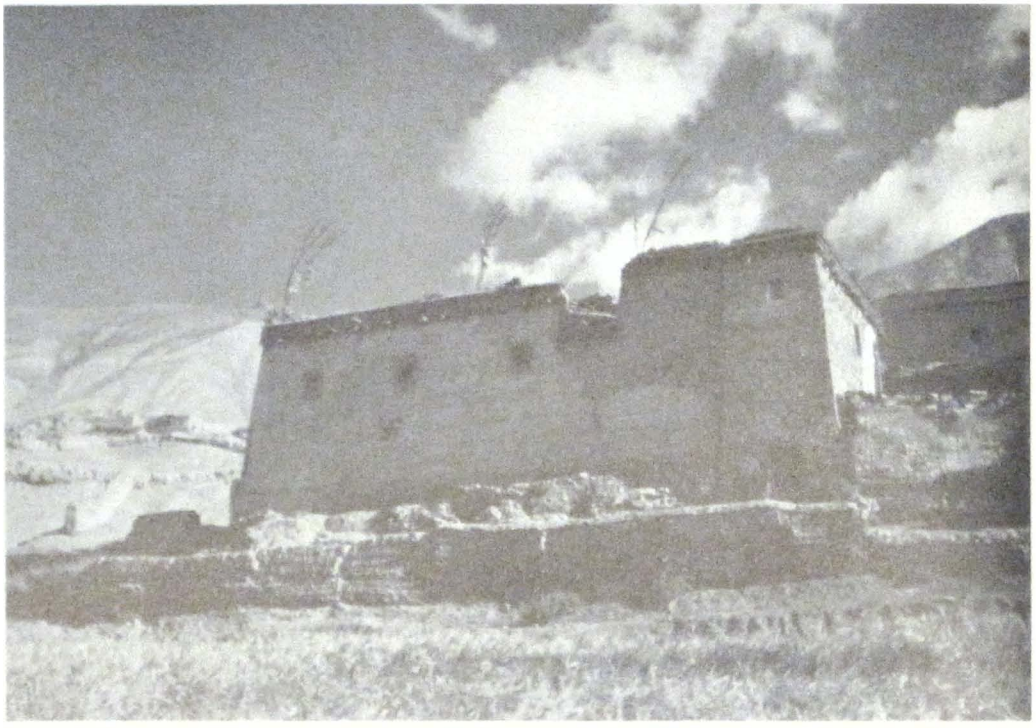
108. Erdpyramiden bei Bod Kharbu. *Phot. Dyhrenfurth*



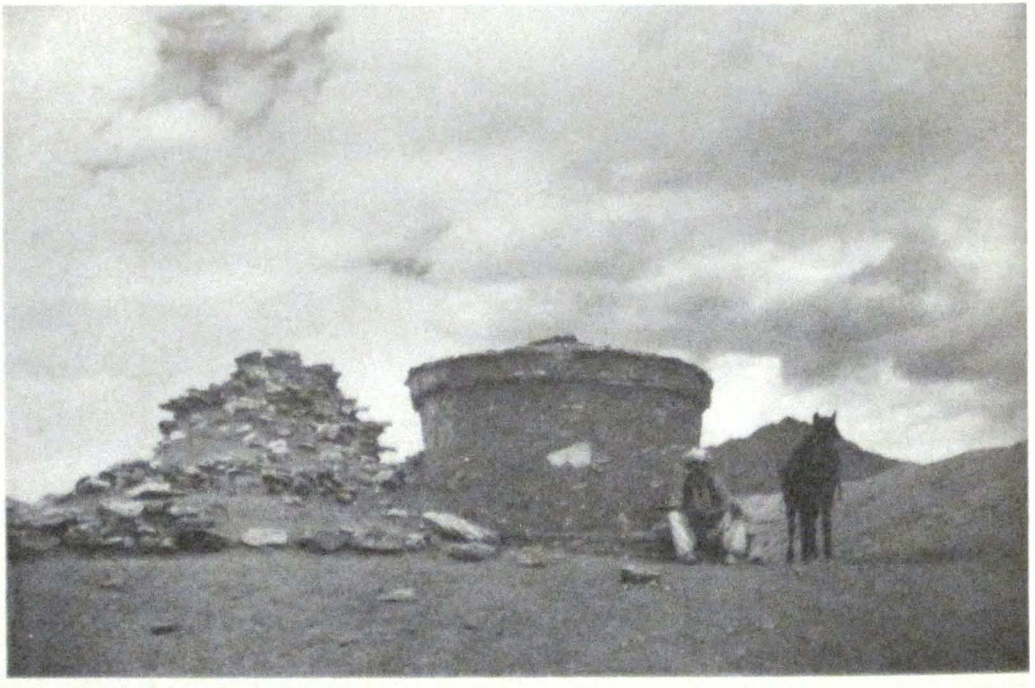
109. Bei Mulbekh. Der kleine Tempel umschließt die Füße eines tibetischen Heiligen, dessen Riesenfigur in den Fels gemeißelt ist.
Phot. Dyhrenfurth



110. Mulbekh – ein typisches Dorfbild aus Klein-Tibet.
Phot. Dyhrenfurth



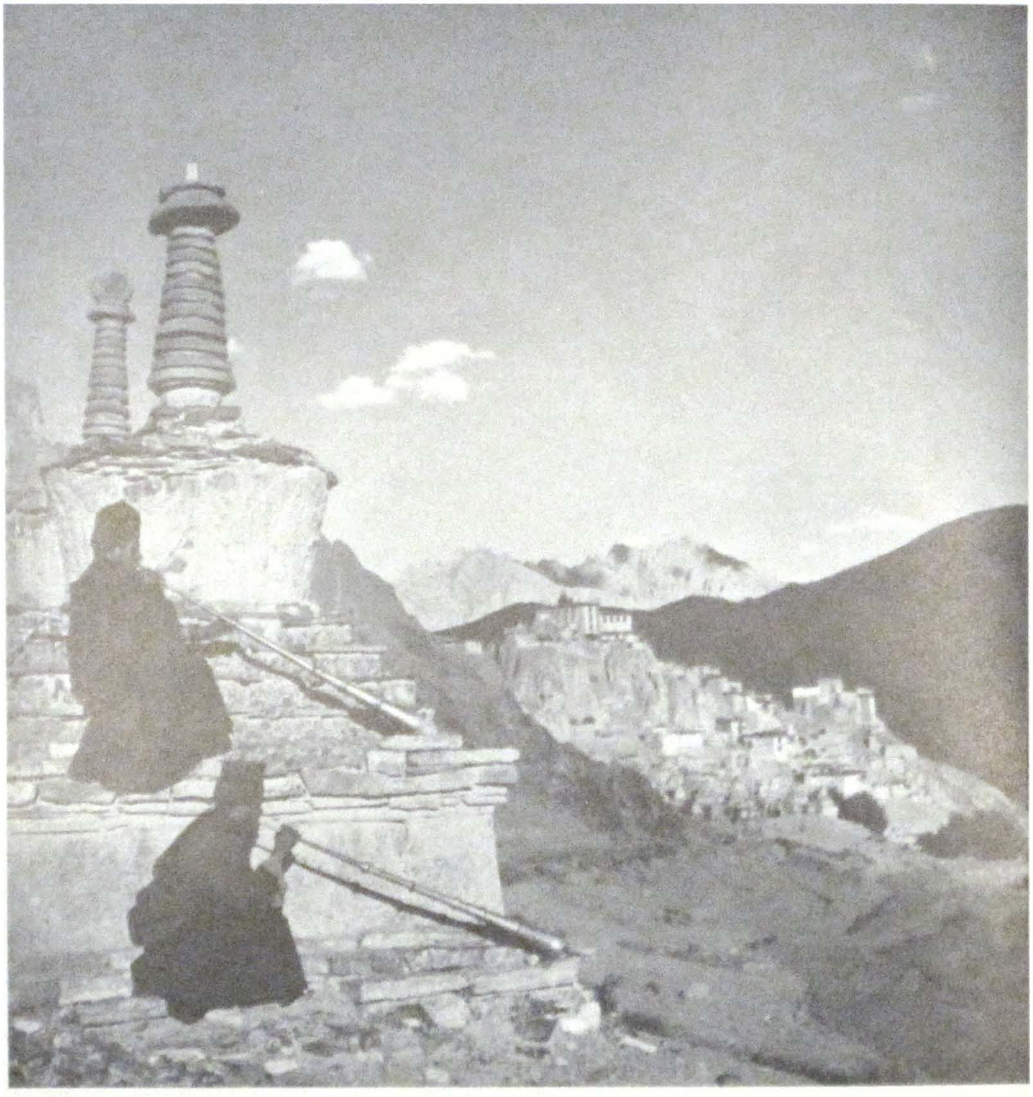
111. Auf dem Dach des festungsartigen Hauses wehen Gebetswimpel. Das Hakenkreuz ist auch in Tibet ein uraltes, heiliges Symbol. *Phot. Dyhrenfurth*



112. Auf der Paßhöhe des Fotu La (4094 m). *Phot. Dyhrenfurth*

113. Vom alten Bergkloster Mulbekh sieht man weit hinaus in eine typisch tibetische Landschaft – öde, aber weiträumig, in klaren Linien und leuchtenden Farben. *Phot. Dyhrenfurth*

114. Die alte Kloster-Bibliothek in Lamayuru – genau so, wie in hundert anderen tibetischen Lamasereien. *Phot. Angst*



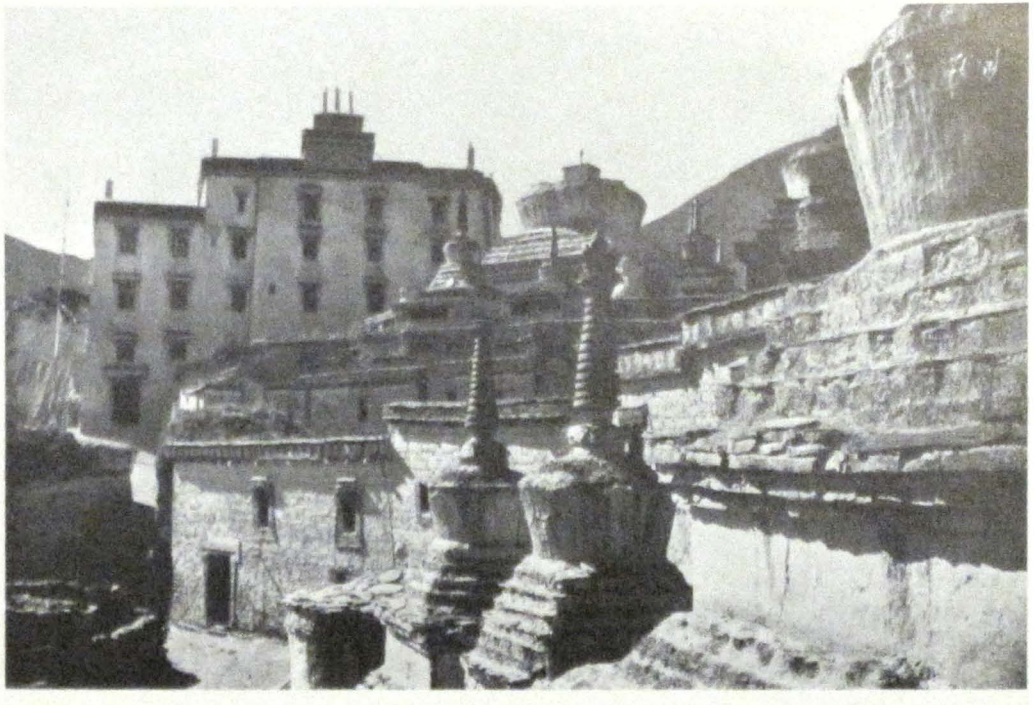
115. An ihren Tschorten sitzend grüßen uns zwei Lamas mit dem tiefen Dröhnen der riesigen tibetischen Hörner. Wie eine Gralsburg thront die Priesterstadt Lamayuru auf steiler Höhe.
Phot. Angst

116. Richard Angst flirtet mit zwei Frauen von Lamayuru. Der mit vielen Türkisen besetzte breite Kopfschmuck zeigt, daß er es mit Honoratioren-Damen zu tun hat. *Phot. Friedl*

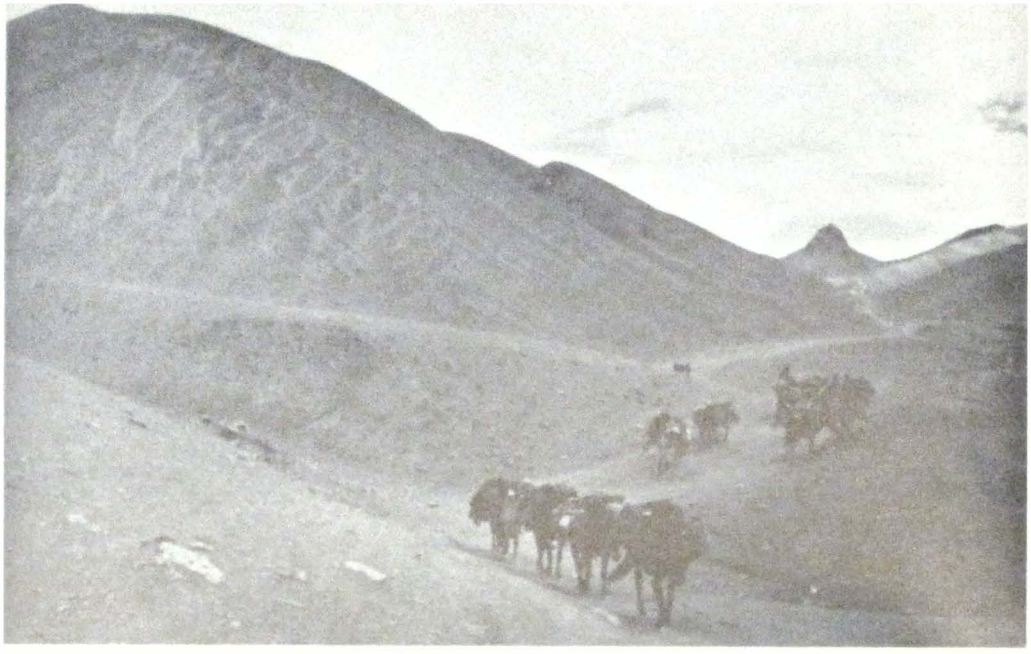
117. Bara Sahib im Gespräch mit dem Bara Lama («Groß-Lama», d. h. Abt) von Lamayuru. *Phot. Angst*

118. Drei Tänzer in Dämonen-Masken. Diese Tänze wilder Tier- und Dämonen-Masken mit greller atonaler Musik machen auch auf den europäischen Zuschauer einen seltsamen, bedrohlichen Eindruck. *Phot. Angst*

119. Dämon-Statue in einem der Tempel von Lamayuru. Die dreiäugige Teufelsfratze trägt einen Kranz von Totenschädeln. *Phot. Dyhrenfurth*

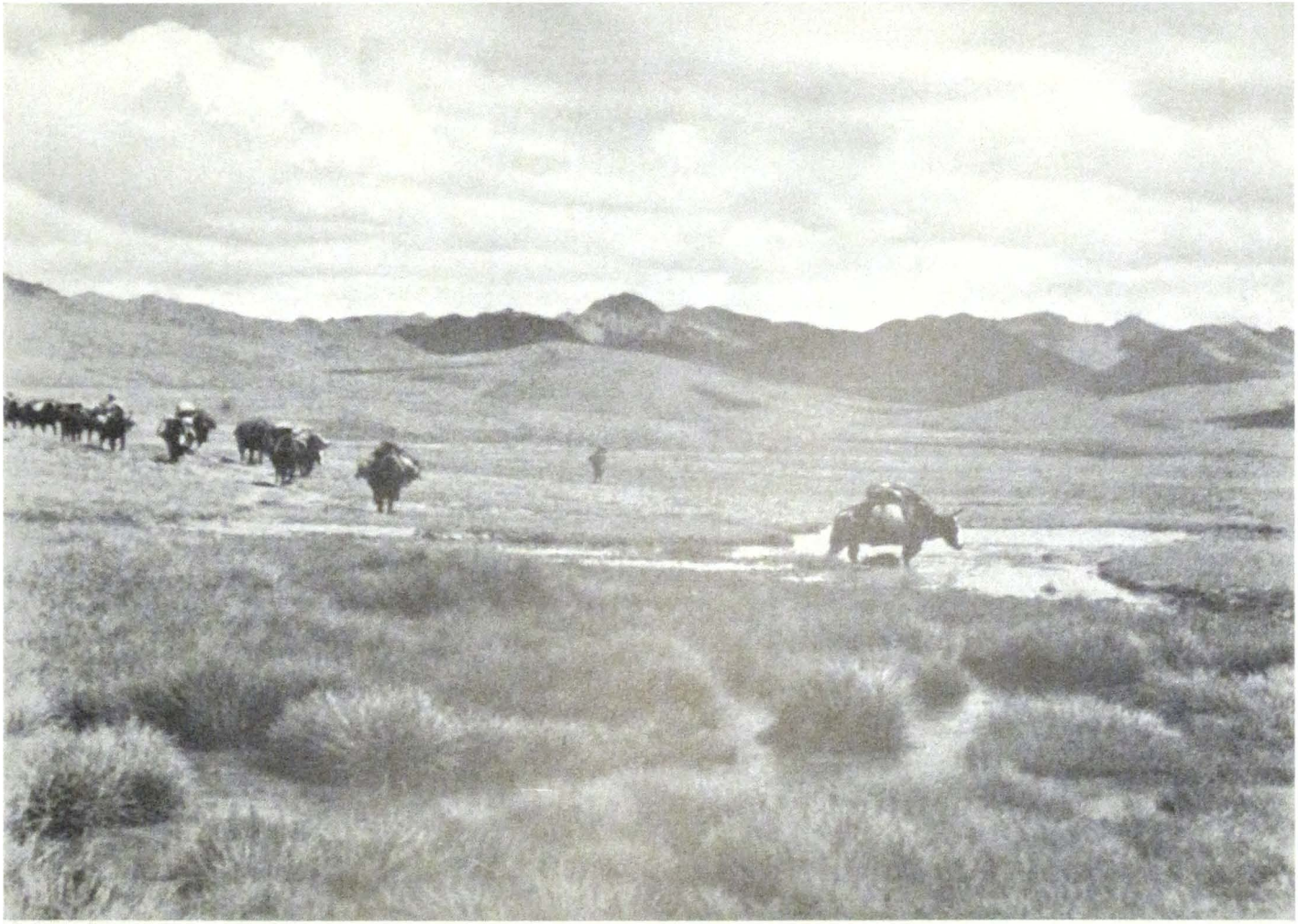


120. Im Klosterhof von Lamayuru. Rechts eine Reihe von Tschorten, wie sie zu tausenden in Tibet stehen. *Phot. Dyhrenfurth*



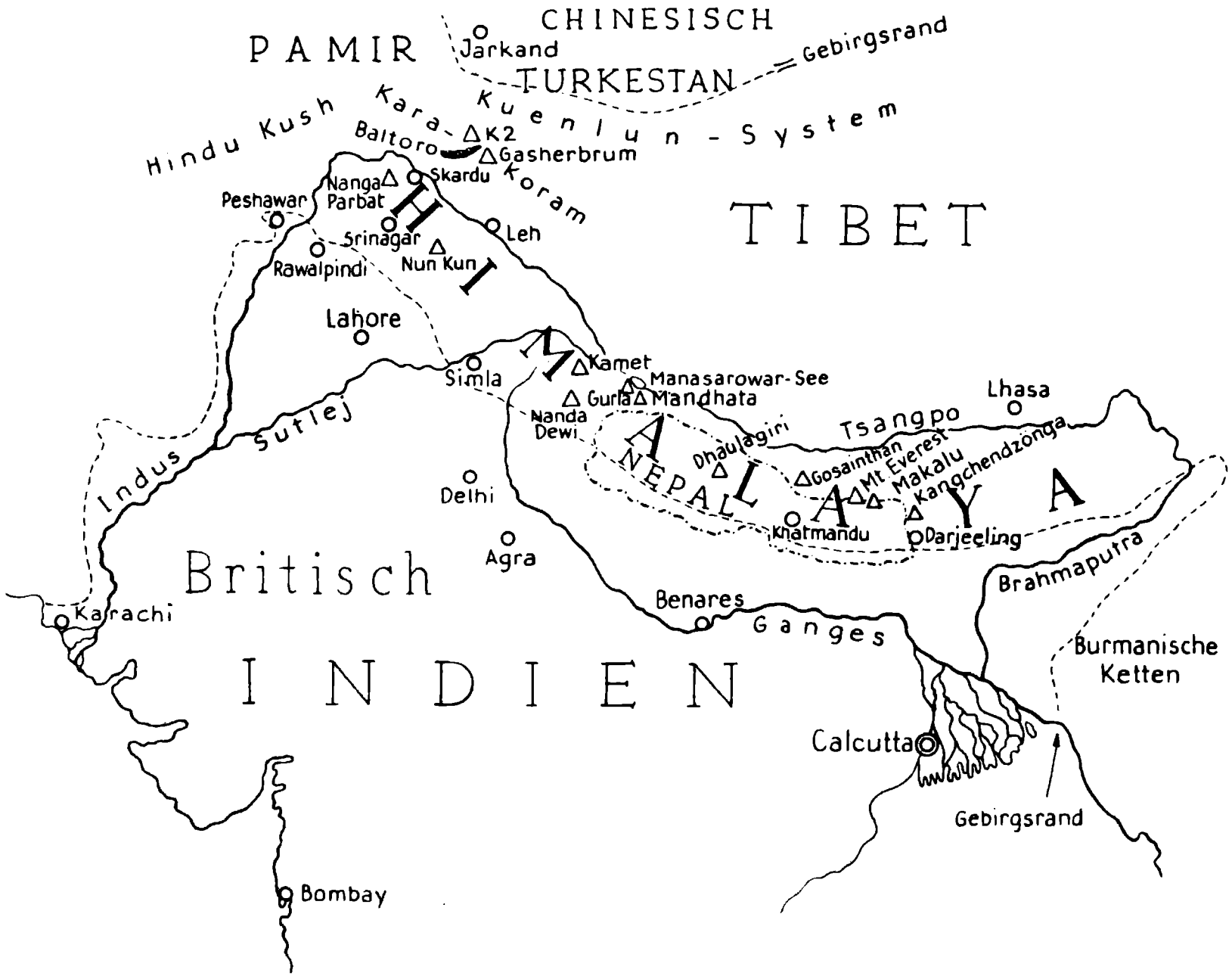
121. Heimwärts über den Fotu La. *Phot. Dyhrenfurth*

122. Von den Hochebenen von Deosai geht es hinunter in «das glückliche Tal» von Kashmir. *Phot. Ertl*



123. Die «Zoos» sind eine Kreuzung von Yak und Kuh. Lange Karawanen dieser starken Tiere ziehen über die rauhen Hochebenen von Deosai – von Skardu nach Srinagar. *Phot. Ertl*

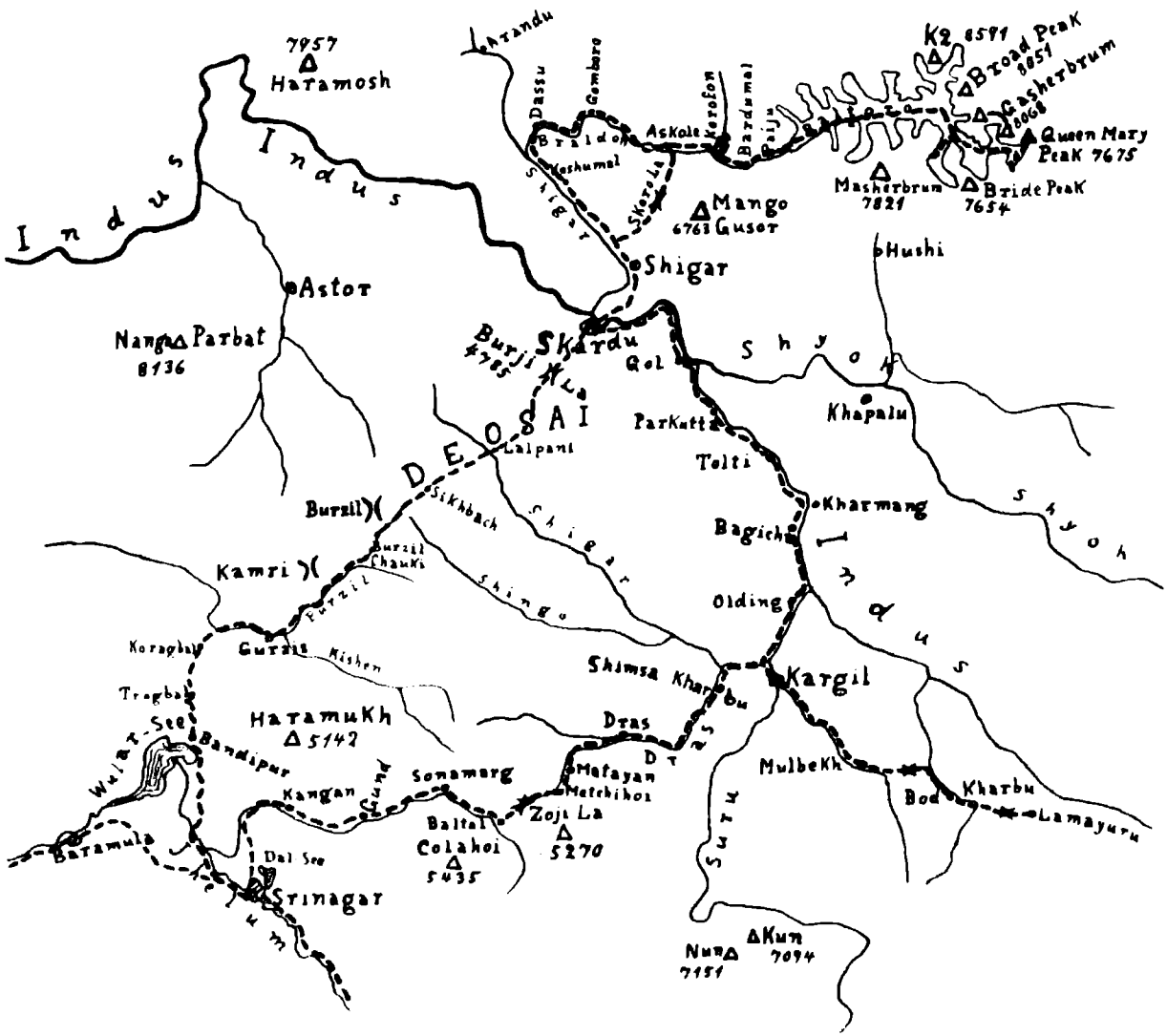
INDIEN UND DER HIMALAYA



KASHMIR

Skizze von G. O. Dyhrenfurth

----- Reiseweg der I. H. E. 1934 Maßstab ca. 1 : 2000000

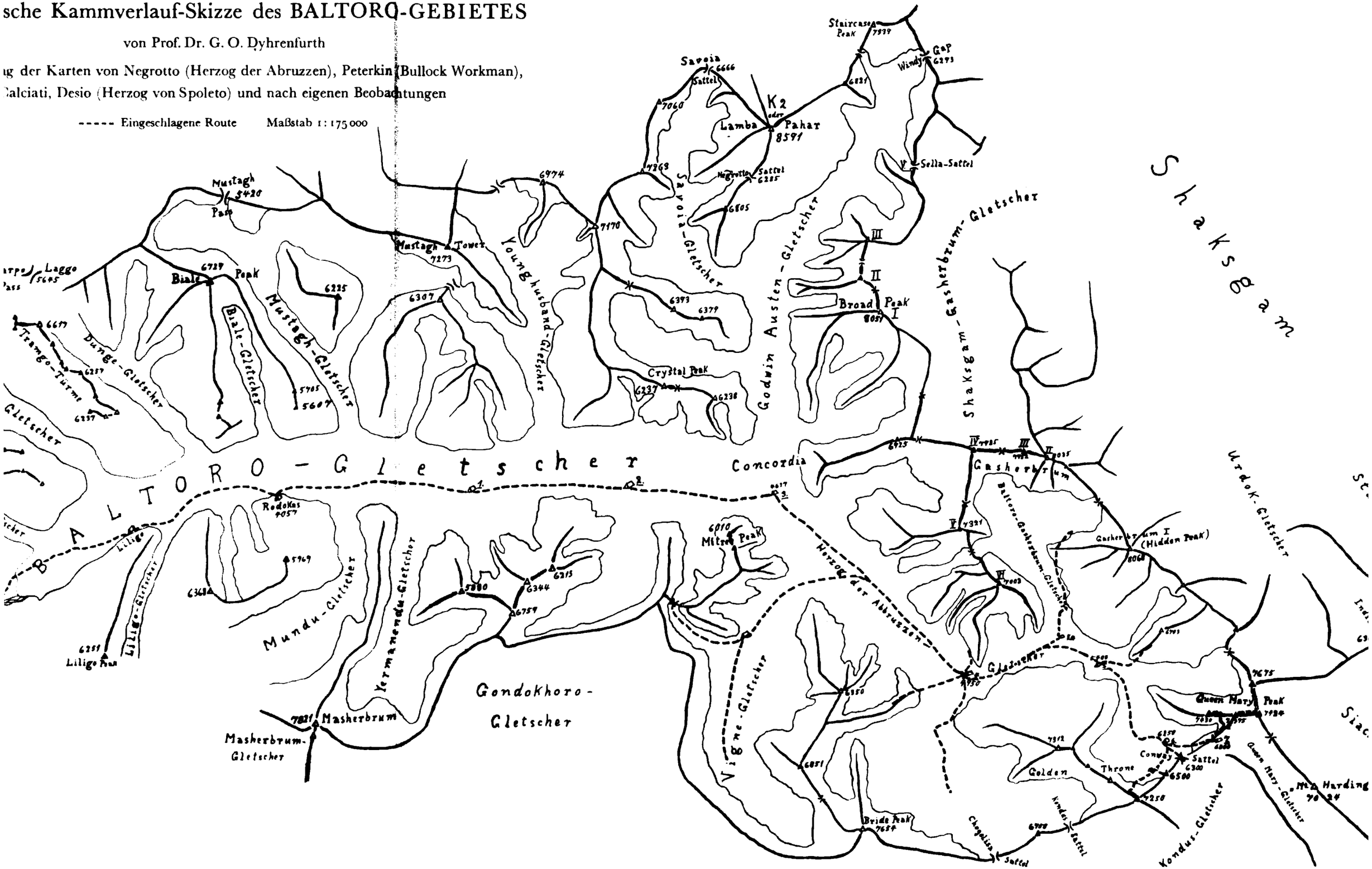


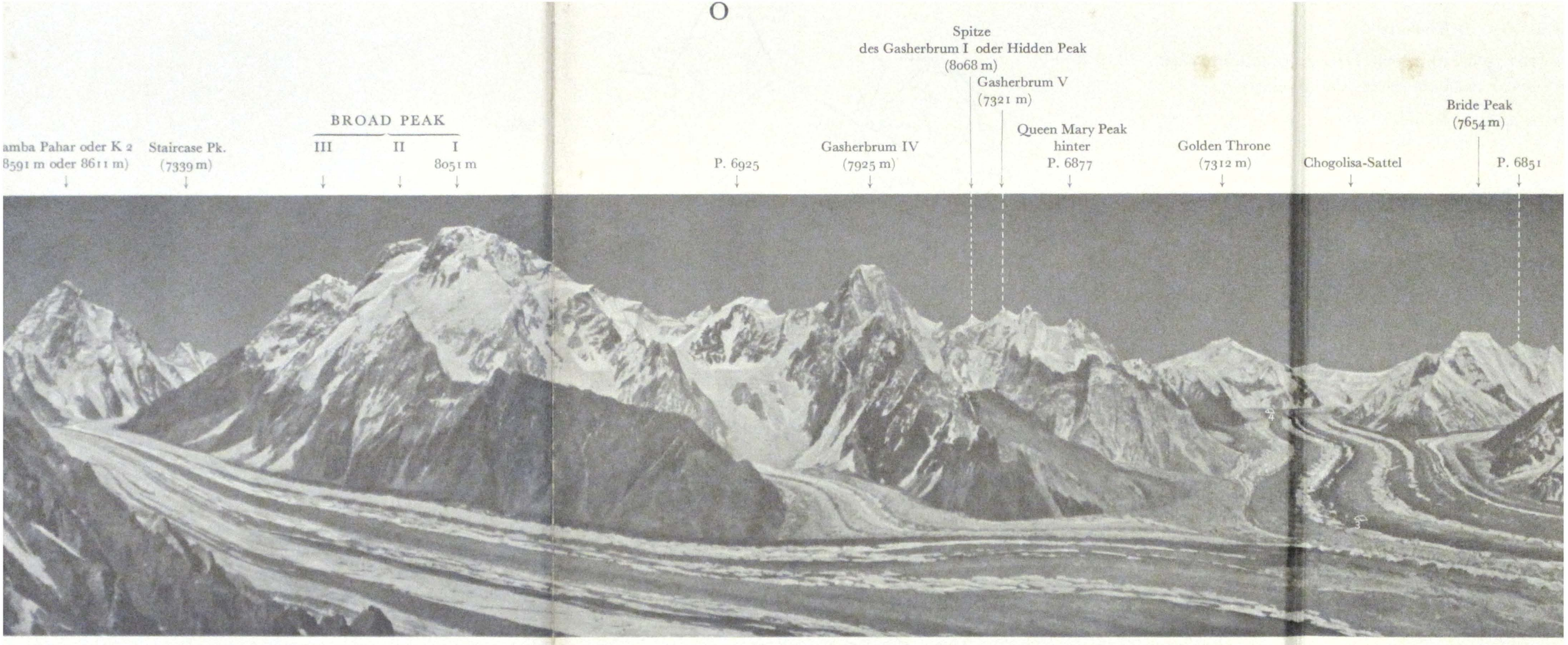
sche Kammverlauf-Skizze des BALTORO-GEBIETES

von Prof. Dr. G. O. Dyhrenfurth

ıg der Karten von Negrotto (Herzog der Abruzzen), Peterkin (Bullock Workman), Calciati, Desio (Herzog von Spoleto) und nach eigenen Beobachtungen

----- Eingeschlagene Route Maßstab 1 : 175 000





PANORAMA von Vittorio Sella (1909).

Die Station liegt auf der Gratrippe des Eckbergs (vgl. Abb. 43, 103 und 104) im Winkel zwischen Godwin Austen-Gletscher und E
Die Lager 2, 3 und 4 auf dem Baltoro-Gletscher sind eingetragen. Oberhalb von Concordia (Lager 3) werden die beiden Haup
der Abruzzen-Gletscher (gegen Golden Throne) genannt. Die Distanz Lager 2 bis 3 ist $5^1/_2$ km, Lager 3 bis 4 ca. 12 km. Von La

Die Anwendung der Weitwinkel-Optik führt zu einer starken Unterschätzung der Höhen — vgl. z. B. den K 2

S

W

den Throne
(7312 m)

Chogolisa-Sattel

Bride Peak
(7654 m)

P. 6851

Namenloser
Siebentausender zwischen
Vigne- und Gondokhoro-
Gletscher

Mitre Peak
(6010 m)

Namenlose Gipfel auf der Nordseite
des Gondokhoro-Gletschers

P. 5813

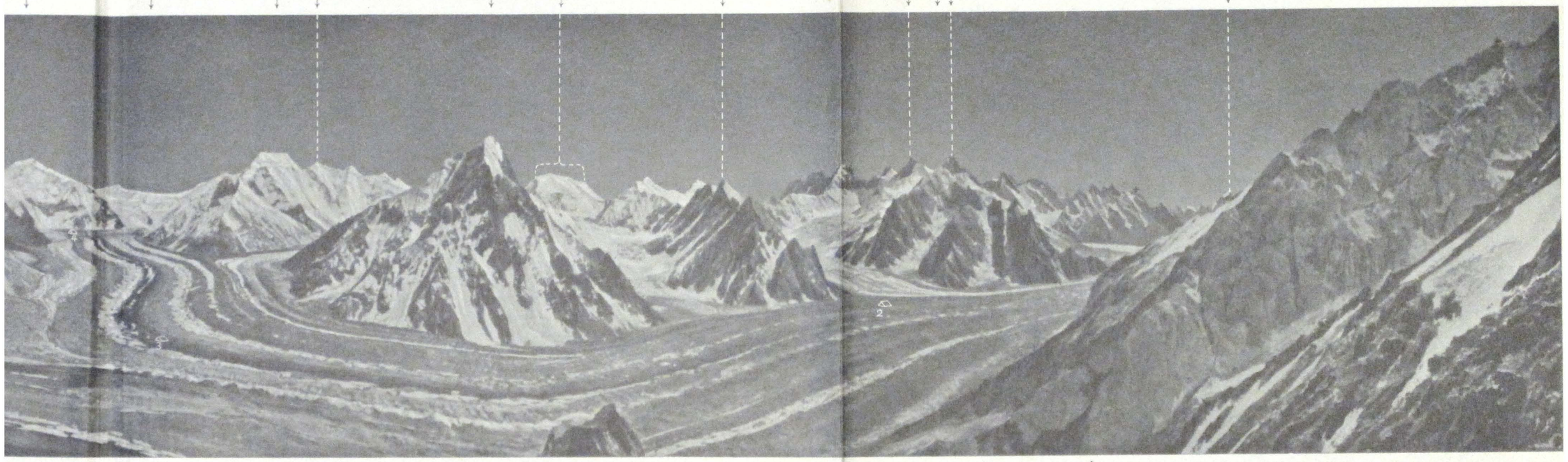
Masherbrum
(7821 m)

P. 6215
(etwas links
vor Masher-
brum)

P. 6759

Paiju Peak
(6600 m)

Mustagh Tower schräg gegenüber
Masherbrum



RDIA

Herzog der Abruzzen-
Gletscher

Vigne-
Gletscher

BALTORO-GLETSCHER

↑
Von dieser Stelle, wo der Baltoro verschwindet, sind es noch $24^1/_2$ km bis zum Zungenende. Der schmale, weiße Streifen vor der hintersten Kette ist die Einmündung des Yermanendu-Gletschers.

MA von Vittorio Sella (1909).

Winkel zwischen Godwin Austen-Gletscher und Baltoro-Hauptgletscher, über Concordia, bei etwa 5282 m.
on Concordia (Lager 3) werden die beiden Hauptarme Godwin Austen-Gletscher (gegen K 2) und Herzog
bis 3 ist $5^1/_2$ km, Lager 3 bis 4 ca. 12 km. Von Lager 3 bis an den Fuß des K 2 sind es ebenfalls ca .12 km.
Unterschätzung der Höhen — vgl. z. B. den K 2 auf diesem Panorama und auf Abb. 45.